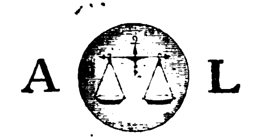

SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

GEORG BRANDES

POLEN



PARIS LEIPZIG MÜNCHEN
VERLAG VON ALBERT LANGEN
1898



Nach einer photographischen Aufnahme von Elliott & Fry, London.

Georg Brandes.

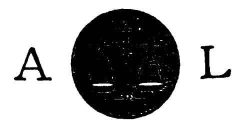
Georg Brandes

Polen

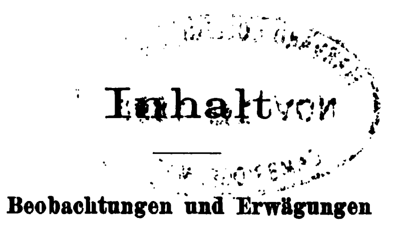
Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen

von

Adele Neustädter



Paris Leipzig München
Verlag von Albert Langen
1898



Inhalt

Beobachtungen und Erwägungen

Seite

Die romantische Litteratur Polens im neunzehnten Jahrhundert (1886)

Beobachtungen und Erwägungen.

Erster Eindruck.

(1885.)

Der Zug verliess am 3. Februar 11 Uhr vormittags die Stadt Hans Makarts und Johann Strauss's und noch lange summten die Wiener Stimmungen und Erinnerungen im Gehirn; leichte Stimmungen und lichte Erinnerungen — an gewinnendes Entgegenkommen, flüchtige Herzlichkeit, Gemütswärme, Strohfeuer des Augenblicks; an die Reden formgewandter Journalisten und Exminister, die Versimprovisationen junger Dichter, an das Lächeln schöner Frauen und an schöner Soubretten Scherz und Lachen, an die Plackereien litteratur- und autographensüchtiger Damen; an die pompösen Marmorhallen des Theophilus Hansen, an die hingesudelte Pracht der Markartausstellung und an die gemütliche Stube, wo der Walzerkönig am Klavier seine Tänze vortrug, diese Tänze, die zwar sehr kleine Kunstwerke, aber doch echte Kunst sind; und ich atmete noch einmal diese Atmosphäre von friedlichem Leichtsinn ein, von wilder, aber harmloser Lebenslust, vom liebenswürdigen zweitenrangs-Glück, das die Lungen füllt, in dem grossen Hexenkessel, Wien genannt.

Wien ist die Stadt der Zwanglosigkeit. Wie leicht fliesst dort das Wort, die Farben, die Musik.

Haben die Bewohner Berlins sich von Schillers *Anmut und Würde* die Würde angeeignet, so ist die Anmut das Erbteil der Wiener geworden. Denn Wien ist eine Stadt für sich, die alles kleidet, weil sie genügend gesunden Sinn besitzt, nichts andres zu thun, als was sie kleidet. Wie reich an Erinnerungen und wie malerisch ist sie, wie reich an starken Traditionen im Vergleich zu dem regelrecht modernen Berlin! Und wie schön ist es ringsum, wie charaktervoll die Tracht der Bauern in der Umgegend, die wir durchfahren, der weisse, weite, rotgesäumte Mantel und wie verstehen sie ihre Kleider zu tragen im Vergleich zu der Art, wie der norddeutsche Bauer seine steife, hässliche Tracht trägt!

Österreich ist ein reiches Land in verhältnismässig ruhigem Auflösungszustand, worin man viele Arten von Menschen findet, aber keine Österreicher. Ja, man muss wohl die Kaiserfamilie und ein paar Antiquitäten von der alten Verfassungspartei ausnehmen. In Wien findet man sonst nur Deutsche, wie ausserhalb Wiens nur Ungaren, Tschechen u. s. w.

Der Zug braust weiter. Ein kleiner polnischer Diener, der einen Reisenden begleitet, macht mich auf einen jungen Russen aufmerksam, der ab und zu französisch zu ihm spricht. „Er weiss wohl, dass ich russisch verstehe, sagt er, aber spricht doch französisch mit mir; so sind sie alle, im Grunde schämen sie sich Russen zu sein“ — eine höchst naive, aber sehr bezeichnende Äusserung polnischen Nationalhasses.

Um das Tageslicht, solange wir es haben, zu benutzen, lese ich in der *Nouvelle Revue* Sienkiewiczs „Bartek Vainqueur.“ . . .

I.

Der Zug hielt in Graniça, der Grenzstation. Die Pässe sollten nachgesehen und das Gepäck untersucht werden. Ein blonder, russischer Polizeisoldat in seiner kleidsamen Tracht, langem grauen Rock, Uniformmütze ohne Schirm, zur Seite den Säbel, trat ein, erbat sich die Pässe der Reisenden und entfernte sich damit.

Nun erhielt man Erlaubnis und Befehl auszusteigen. Als ein Reisender meinte, man könne Decken, Überröcke und Ähnliches im Wagen liegen lassen, da man doch in einer Stunde wieder einsteigen würde, unterrichtete ihn der kleine Pole über seinen Irrtum: „Alles muss mit herausgenommen werden; schon ein vergessener Regenschirm erregt Verdacht, und liegt ein Überzieher hier, so wird das Futter untersucht.“

Das erste, was man in meiner Reisetasche fand, waren die zwei Nummern der *Nouvelle Revue*, worin ich im Wagen gelesen hatte.

„Was ist das?“ sagte der oberste der uniformierten Zollbeamten auf deutsch.

„Was das ist!“ antwortete ich, „das ist *Nouvelle Revue*.“

„Ja, was ist das?“ — „Eine französische Zeitschrift.“ — „Was steht darin?“ — „Verstehen Sie Französisch?“ frug ich. — „Nein.“ — „Ist hier jemand, der Französisch versteht?“ — „Nein.“ — „Es steht allerlei

darin; es sind zwei Nummern; jede enthält zehn Artikel. Es ist unmöglich mit ein paar Worten zu sagen, was darin steht.“ — „So nehmen wir sie; sie wird zur Censur nach Warschau geschickt.“ — „Ist diese Zeitschrift verboten?“ — „Alles, was ich nicht kenne, ist verboten, und ich kenne dieses Buch nicht.“ — Er begann in den Heften zu blättern, besah sie von vorn und hinten und schien nach Papieren zwischen den Seiten der unaufgeschnittenen Bogen zu suchen. Man erhielt den Eindruck, wie von den alten Lithographien, die einen grossen Affen vorstellen, der den Mantelsack des Reisenden plündert und in seinen Büchern blättert.

„Haben Sie mehr von der Art?“ — „Ja, mein Koffer ist halb mit Büchern gefüllt.“ — Man wollte ihn öffnen, als ich gleichzeitig von einem Zollbediensteten den Ausruf: *Revolver!* hörte, den ich verstand, da er international ist. Man hatte in meiner Reisetasche eine Pistole gefunden. Sie machte die Runde unter den Herren und wurde besehen. — Ob sie geladen sei? — Ja, mit sechs Kugeln. — Ob ich so gut sein wolle, die Kugeln herauszunehmen? — Ich lehnte auf das entschiedenste ab, so gut sein zu wollen. — „So müssen wir.“ Man nahm nun die Kugeln heraus und fand später auf dem Boden meines Koffers eine kleine Kugelschachtel, die zur Pistole gelegt ward.

Nun begann die eigentliche Untersuchung. Jedes Buch, jede Broschüre, wurde hervorgesucht und zur Seite gelegt; jede Zeitung, selbst die Zeitungen, die um meine Schuhe gewickelt waren, wurden herausgenommen, geglättet, zu Haufen gelegt. Man frug, in welcher Sprache die Bücher waren und was darin stand. Da meine Erklärung nicht genügend befunden wurde, nahm man sie mir alle und überreichte mir eine

Quittung für 15 Pfund Litteratur. Gleichzeitig forderte man von mir drei Rubel für die Übersendung dieser Litteratur nach Warschau. Ich hätte gern zu bestechen versucht, wenn mir nicht Polen früher gesagt hätte, dass man vor allen Dingen vermeiden müsse, an unrechter Stelle Bestechung zu versuchen. Ich konnte riskieren, dass man den Versuch als Beweis schlechter Absichten nahm. Vergebens betonte ich, dass ich in Warschau die Bücher, die man mir nahm, zu meiner Arbeit brauche. Vergebens machte ich die Betrachtung geltend, dass man mir doch wenigstens die *dänischen* Bücher und Zeitungen überlassen könne, da sich mit ihnen doch kein Schaden in Polen anrichten lasse, wo niemand Dänisch verstand. „In der Censur versteht man alle Sprachen,“ war die Antwort. — „Ich nehme an, dass es wahr ist, obgleich ich meine Zweifel hege; aber den Censor der Regierung, der russisch ist, kann ich ja nicht verführen, und die übrigen verstehen nicht die Sprache, also?“ — „Das ist von *Ihrem* Gesichtspunkte aus richtig,“ lautete die Antwort, und man behielt aus dem eigenen Gesichtspunkte die Bücher. Im Haufen lag das dänisch-französische Lexikon von Sundby und Baruel; ich zeigte, dass es ein Diktionär war, dass die Worte in Kolonnen standen. Man zerbrach sich den Kopf darüber und schien zu überlegen. Endlich überreichte man mir nach reiflicher Überlegung den ersten Teil, die Buchstaben A—L, legte jedoch mit ernsten Mienen den Teil M—Ö zur Litteratur zurück, welche die Censur prüfen sollte.

„Wann und wie kann ich nun all dies wieder bekommen?“ — „Was die Bücher betrifft, so wenden Sie sich an die Censur, Sie haben ja Ihre Quittung.

Für die Pistole erhalten Sie keine Quittung. Aber reichen Sie — auf einem ganzen Bogen Papier — ein Gesuch an den Generalgouverneur ein, um die Erlaubnis sie besitzen zu dürfen, dann giebt er, falls er will, dem Zollbureau in Warschau den Befehl, sie an Sie auszuliefern, wenn Sie sich dorthin wenden.“*)

So erhielt man sofort von der Grenze an das Gefühl, dass man sich von jetzt an ausserhalb des Bereichs der eigentlichen europäischen Civilisation befand.

Schon in einer so geringen Sache, wie der Zollaufsicht, verspürte man die zwei Hauptkennzeichen bei der Masse russischer Vorsichtsmassregeln: das Drückende und das Inkonsequente. Hätte ich das Verbot, eine Pistole in der Reisetasche zu tragen, gekannt, so hätte ich sie nur in der Tasche zu tragen brauchen, denn die Taschen werden nicht untersucht. Hätte ich gewusst, dass es verboten sei, fremde Bücher mit sich zu führen, so hätte ich sie nur von Wien an einen Buchhändler in Warschau zu senden brauchen, und sie wären ohne Aufenthalt in meine Hände gelangt.

---

*) Er gab während meines Aufenthalts in Warschau, trotz Gesuches, nicht diesen Befehl. Als ein Freund von mir nach meiner Rückkehr nach Kopenhagen sich in meinem Namen an die Kanzlei des Generalgouverneurs wandte, mit dem Ersuchen um Auslieferung oder Zusendung jener am Vergiessen von Menschenblut unschuldigen Waffe, erhielt er folgende Antwort: Er müsse 1. sich von mir eine von dem russischen Konsulat in Kopenhagen bekräftigte Vollmacht verschaffen, 2. eine Bittschrift dem Generalgouverneur einliefern, um Erlaubnis bitten, den genannten Revolver über die Grenze des Weichsellandes zu senden, 3. nach erlangter Erlaubnis das Zollwesen in Graniça auffordern, die Pistole zur Hauptzollstelle nach Warschau zu senden, 4. diese per Post nach Kopenhagen schicken und in der Kanzlei des Generalgouverneurs die Beweise abgeben, dass diese Sendung wirklich stattgefunden habe.

Die Regierungsbefehle sind nicht streng genug, und doch so streng, dass die untergeordneten Behörden aus Furcht vor Entlassung gezwungen werden, ihren Auftrag so brutal, wie unverständig auszuführen. Die Ungereimtheiten, die mir an der Grenze begegneten, treffen stets den Fremden, zuweilen sogar den Eingeborenen. An der preussisch-russischen Grenze beraubte man vor einigen Jahren einen meiner Freunde, der sich zum medizinischen Examen in Warschau zu der Zeit vorbereitet hatte, als die Universität noch polnisch war, der sich aber, nachdem sie russisch geworden war, dem Examen unterwerfen musste, einer russisch geschriebenen russischen Grammatik, die er bei sich hatte, bloss weil der Zollbeamte das Buch nicht kannte.

Die russische Herrschaft ist nicht wie die preussische klug und einförmig; sie ist ungleichartig, widersinnig und häufig in ungeschickte Hände gelegt. Der Druck, der auf russisch Polen ruht, ist so stark, dass er nicht einen Monat ertragen werden könnte, wenn nicht ein grosser Teil der Massregeln planlos und sinnlos, andere zu kleinlich, um ausgeführt, andere durch Bestechung leicht abwehrbar, weitere so wenig scharfsinnigen Organen anvertraut, dass die Wirkung verscherzt wird, und wieder andere so verständigen und gebildeten Männern überlassen wären, dass sie nicht zur Anwendung kommen.

Ich war einer Einladung gefolgt, drei französische Vorträge im Rathause zu Warschau zu halten. Rücksichtlich dieser Vorträge hatte ich im voraus viele Schwierigkeiten. Sie mussten so früh fertig gestellt sein, dass sie handschriftlich einen Monat vor meiner Ankunft in Warschau vorliegen konnten, da sie

einer doppelten Censur unterworfen werden sollten, der gewöhnlichen und der besonderen für öffentliche Vorlesungen. Da es nun sicher war, dass sie auf unbestimmte Zeit an der Grenze festgehalten würden, falls man sie ohne weiteres mit der Post sandte, ward es notwendig, ein zuverlässigeres Beförderungsmittel zu finden. Durch Gefälligkeit einer Gesandtschaft gelang es, sie über Petersburg zu schicken. So kamen sie ohne weitere Verzögerung, als die durch den Umweg verursachte, an. Man machte zwei Abschriften und sandte sie den verschiedenen Censuren ein, aber nachdem sie auf Französisch in zwei Instanzen durchgelesen worden waren, entstand ein paar Tage vor meiner Ankunft in Warschau das Hindernis, dass der bekannte Kurator des Unterrichtswesens, Herr Apuchtin, — derselbe, dem ein Jahr zuvor ein Student eine Ohrfeige gab, deren Wiederhall Bewegung und Tumult in der ganzen Stadt verursachte — im letzten Augenblicke alle drei Vorlesungen noch einmal in russischer Übersetzung verlangte. Sowohl diese, als auch die Durchsicht nahm natürlicherweise Zeit in Anspruch. Jedoch wurde zur Verwunderung verschiedener, keine Zeile gestrichen, obgleich die Vorträge nicht wenig enthielten, was, wie sich zeigte, die Zuhörer in Aufregung versetzte. Man sagte mir ausserdem, dass die Censurstrenge zuweilen durch die Nachlässigkeit oder Ritterlichkeit der Aufsicht neutralisiert werde; es scheint, als ob der im Saale anwesende Censor nicht immer so genau darauf achtet, ob das, was gesagt wird, auch wirklich dasselbe ist, was der Betreffende in seinem Manuskript eingeliefert hat.

Es zeigt sich hier, wie in unzähligen anderen

Fällen in Russland, dass ein Gebot oder Verbot, um unbedingt wirksam zu sein, noch ein ganzes System andrer Vorkehrungen erfordert. So besonders, wenn das Verbot, etwas drucken zu lassen, einen praktischen Zweck hat: Im Januar starb in Warschau der bekannte alte Dichter *Odyniec,* der getreue Freund und Jugendreisegefährte Mickiewicz's, eine politisch neutrale, eher konservative Persönlichkeit; aber da sein Name mit den Erinnerungen des Aufruhrs von 1830 und mit Polens litterarischer Glanzzeit so nahe verknüpft war, da er ausserdem ein so naher Freund Mickiewicz's, des berühmtesten Feindes der russischen Herrschaft gewesen, so bestrebte man sich durch die Censur, Demonstrationen bei seiner Beerdigung zu verhindern. Mithin wurde verboten, die Zeit seines Begräbnisses bekannt zu machen, sowohl in den Zeitungen, als auch auf den gewöhnlich an den Strassen und vor den Kirchen angeschlagenen Plakaten, die hierüber Mitteilungen bringen. Das Verbot wurde natürlich befolgt, aber trotzdem begleitete ein Leichengefolge von 50,000 Menschen Odyniec zum Grabe.

In solcher Ausübung erhalten Verbot und Censur nur den Charakter unwirksamer Schikane. Sehr häufig auch der polnischen Presse gegenüber. Es geschieht oft, dass ein Artikel an einem bestimmten Tage von der Censur verboten, aber einige Tage später dem Verfasser zur freien Benutzung zugestellt wird. Damit wird nur erreicht, dass die missliebigen Zeitungen nun später als die anderen rivalisierenden Zeitungen in Besprechung der Tagesereignisse kommen. Öfters geschieht es auch, dass ein Artikel bei einer Zeitung von dem Censor verboten, jedoch von dem Censor bei einer andern angenommen wird.

Den gleichen Charakter des zu keinem Nutzen Beschwerlichen, wie diese Form der Censur, trägt das Passwesen. Ohne einen von dem russischen Konsulat in seiner Heimat bescheinigten Pass kommt der Reisende in Russland überhaupt nicht über die Grenze. Er wird, wie schon erwähnt, in dem Eisenbahnwagen abverlangt, wird in einem besonderen Raum in der Zeit geprüft, wo die Zolluntersuchung stattfindet, und man ist so besorgt, dass der Reisende ihn dem einen oder dem andern Sünder überlasse, dass er seinen Pass erst nach dem Einsteigen in den Zug zurückerhält, unmittelbar vor dem letzten Glockenläuten. Ein Polizeisoldat bringt die Pässe in einer hierzu eingerichteten Mappe mit alphabetisch eingeteilten Rubriken. Kaum ist man an seinem Bestimmungsort angekommen, so wird einem der Pass aufs neue abgefordert; er wird auf das Polizeibureau gebracht, dort während des ganzen Aufenthalts des Reisenden in der Stadt zurückbehalten, und man ergänzt die Aufklärungen, die er giebt, indem man durch die Hausdienerschaft den Fremden ausfragen lässt nach dem vollen Namen seiner Eltern, ob er verheiratet oder ledig sei, — der Unverheiratete wird für gefährlich angesehen — und über viele andere Dinge. Und dieser Pass, den man wiederum erst am Tage der Abreise ausgeliefert bekommt, wird wieder an der Grenzstation, die man bei der Rückreise passiert, eine Stunde lang geprüft.

Gleichwohl hat auch diese Wachsamkeit ein Loch, wodurch ihre Resultate ganz verloren gehen. Es wird nämlich gar kein Versuch gemacht, zu verifizieren, ob die in dem Passe genannte Person auch dieselbe ist, die ihn abgeliefert hat. Man hat selbstverständlich

kein Mittel, zu erfahren, ob der Name der rechte ist; da die Pässe aber *en bloc* in einem Raume, wo die Reisenden sich nicht aufhalten, geprüft werden, untersucht man nicht einmal ob die Signalemente stimmen. Da es nun zu jeder Zeit ein leichtes ist, sich in Deutschland, Österreich, England oder Frankreich einen Pass zu verschaffen, selbst zu Hause zu bleiben und einen Freund damit reisen zu lassen, entspricht auch hier der Gewinn nicht der Mühe und Beschwerlichkeit — nicht davon zu reden, dass täglich Hunderte, die keinen Pass besitzen, zu Fuss von Männern über die Grenze geführt werden, die man jedem bezeichnet, der sie braucht.

Ich hatte reichlich Gelegenheit, über diesen Stoff nachzudenken, während ich in langweiligem Warten zwischen Thee und Grog trinkenden Müssiggängern in dem schmutzigen Wartesaal zu Graniça auf und ab ging, von Zudringlichen geplagt, die mir absolut mein österreichisches Geld in Rubel wechseln wollten, von andern Aufdringlichen getröstet, die mir erklären wollten, dass die Beamten mir gegenüber in ihrem vollen Recht gewesen waren; wenn meine Bücher auch dänische seien, gäbe dies keine Sicherheit ab. Wer könnte dafür einstehen, dass sie nicht „Berichte über den socialistischen Kongress in Kopenhagen“ enthielten!

Endlich erhielt ich das in meinem Koffer übrig Gebliebene zur freien Verfügung ausgeliefert, und ohne weiteres Konfiszierbares, als was ich im Kopfe hatte, kam ich nächsten Morgen in Warschau an.

II.

Warschau (*Warszawa*) ist eine Stadt von mehr als 400,000 Einwohnern. Sie liegt, wie bekannt, am Flusse *Wisla*, ein Fluss, so breit wie Alssund bei Sönderborg, über den in den letzten Jahren eine mächtige Steinbrücke von dem Platze, wo dass Schloss liegt, zu der durch die polnische Geschichte so tragisch berühmten Vorstadt *Praga* führt. Ich weiss nicht, ob es auf der Erinnerung von Hauchs schönem Gesang vom Weichselfluss beruhte, dass der Fluss in seinem Winterkleid, von grauem Treibeis angefüllt, sich so traurig ausnahm.

Der Umfang der Stadt ist gross, aber sie macht mit ihrer gesunkenen Herrlichkeit und mit den entsetzlichen Erinnerungen, die sie birgt, und auf die man jeden Augenblick stösst, einen wehmütigen Eindruck. Im vorigen Jahrhunderte war sie nächst Paris die glänzendste Stadt Europas; nun ist sie eine russische Provinzstadt. Ihr Wesen war damals üppige Pracht; nun ist sie eine vernachlässigte und zurückgesetzte Stadt, die jeden Tag mehr verfällt, und für deren Äusseres und Aufblühen seitens der Behörden nicht das geringste geschieht. Es schneidet ins Herz, ihre elend gepflasterten Strassen zu sehen oder die schrecklichen alten Sandsteinfiguren in dem sächsischen Garten, wenn man von einer üppigen Stadt wie Wien

oder von einer mit reissender Hast aufblühenden Stadt wie Berlin kommt.

Denn während sonst die Hauptstädte der Länder in der Regel Gegenstand der besonderen Sorgfalt, fast der Zärtlichkeit der Regierenden sind, und während sonst die Städte jedenfalls schon aus reiner Eigenliebe für ihre Schönheit und Bequemlichkeit sorgen, um auf Landsleute und Fremde so viel Anziehung als möglich auszuüben, ist Warschau die Hauptstadt eines Landes, dessen Existenz die Regierung nicht anerkennt, und eine Stadt, deren Stolz die Regierung auf jede Weise brechen will. Man muss bedenken, dass Warschau keine Selbstregierung hat, keinen Gemeinderat, nichts Ähnliches. Russisch-Polen ist überhaupt ein Land, wo nie gewählt wird. Und wie dort weder Reichstag noch Landtag ist, so giebt es auch keine Gemeindeverwaltung.

Nur ein Teil der Stadteinnahmen fällt ihr selbst zu, der Rest geht nach Petersburg. Russisches Selbstgefühl diktiert alle Vorkehrungen und russische Habsucht führt sie aus. Der Zustand der Wege um die Stadt ist nur für den begreiflich, der die russische Auffassung in Polen kennt, dass, wenn 80,000 Rubel zu einem Wege bewilligt werden, 40,000 in die Tasche der Beamten wandern. Man hat den Bewohnern der Stadt keine Illusion übrig gelassen. Schon an jenem 16. Oktober 1835, als Kaiser Nikolaj zum ersten Male Warschau nach dem grossen Volksaufstande im Jahre 1830—31 besuchte, sagte er gerade heraus zur Deputation, die ihn begrüssen kam, dass das Kastell, das er hatte errichten lassen, nicht zur Verteidigung für die Stadt, sondern gegen sie gebaut wäre; er drohte den Polen mit dem Unglück, das ihrer wartete, wenn

sie nicht ihre „Träume von einer eigenen Nationalität, einem unabhängigen Polen und all diesen Chimären", aufgäben, und er schloss mit den Worten: „Ich habe dieses Kastell errichten lassen, und ich erkläre euch, dass ich bei dem geringsten Aufstandsversuch die Stadt samt und sonders zusammenschiessen lasse; ich werde sie dann abbrechen lassen, und seid gewiss, dass sie unter mir nicht wieder errichtet werden wird."

Seit der unglücklichen Revolution von 1863 ist durchaus nichts für die Reinlichkeit und das Wohl der Stadt gethan worden, obgleich die Stadt infolge mangelnder Wasserleitung und Kanalisation eine der ungesundesten in Europa ist; der Boden der Strassen ist so locker, dass das Pflaster in Höhen und Thälern auseinanderfällt; aber seit 1863 ist nichts zu dessen Ausbesserung geschehen; ja in all diesen Jahren ist mit Ausnahme des damals abgebrannten Rathauses nicht ein öffentliches Gebäude errichtet worden. Die ganze Civil- und Militäradministration ist in konfiszierten, privaten und öffentlichen Gebäuden untergebracht.*)

Die Zeit verzehrt, was sie will, und niemand versucht dem Schaden abzuhelfen. Das in Warschau so populäre Kopernikus-Monument von Thorwaldsen ist mit Kot bedeckt, wird aber nicht gereinigt. Der Sockel verwittert darunter, aber niemand bessert ihn aus. Kopernikus ist eine der ältesten Bildsäulen der Stadt: Sie wurde den 11. Mai 1830 enthüllt, nachdem der ausgezeichnete politische Schriftsteller Stanislav Staszic (1755—1826), der erste grosse Fürsprecher der polnischen Demokratie, der sein ganzes Besitztum zu

*) Seither ist die Stadt kanalisiert worden.

gemeinnützigen Zwecken weggab, einen Zuschuss von 70,000 polnischen Gulden der Nationalsubskription zur Errichtung des Denkmals gegeben hatte. Das Monument des Fürsten Joseph Poniatowsky, das Thorwaldsen während seines Aufenthaltes in Warschau im September bis Oktober 1820 auszuführen übernommen hatte und das 1829 in der Stadt ankam, um in Bronze gegossen zu werden, wurde dagegen zwar am gleichen Tage wie Kopernikus enthüllt, aber entfernt sobald der Aufruhr von 1831 im Blut erstickt war. Es befindet sich jetzt als Ritter St. Georg umgetauft und unzugänglich, in dem Garten eines russischen Privatmannes, des Fürsten von Warschau, nicht weit von der Stadt.

Die einzigen gut erhaltenen öffentlichen Denkmäler sind das kolossale Monument für Paskiewicz, mitten in der Hauptstrasse Krakauer Vorstadt *(Krakowskie Przedmiescie)*, errichtet zum Danke, wei er „treu und flink, wie die Knute in des Henkers Hand“ (Mickiewicz) im September 1831, als die letzten heldenmütigen Verteidiger sich selbst in die Luft gesprengt hatten, die Schanzen vor Warschau eroberte und die Stadt einnahm — dann der grosse Eisenobelisk mit den zum ewigen Andenken angebrachten Namen der Polen, die 1831 ihre Landsmänner anzeigten und dafür als Verräter oder Spione erhängt oder erschossen wurden. Auf dem prachtvollen Granit-Piedestal ruhen vier Metalllöwen. Rund um den Fuss des Obelisken prangen abscheulich aussehende, heraldische Adler mit zwei Köpfen in übernatürlicher Grösse. Die Inschrift auf russisch und polnisch über den Namen lautet: *Die Polen, die für die Treue zu ihrem Kaiser gefallen sind.* Dieser Obelisk dürfte in Warschau seinen Zweck verfehlen.

Der Verkehr auf den Strassen ist nicht gering; auf den Märkten herrscht das gleiche Leben wie überall, wo Kauf und Verkauf unter freiem Himmel stattfindet; aber es fällt dem Fremden auf, dass wo man die Bevölkerung in grösserer Anzahl versammelt sieht, z. B. bei der Sonntagspromenade in den Hauptstrassen, sie nie das wohlzufriedene und wohlhabende Sonntagsaussehen wie in anderen grossen Städten hat, sondern einen schwermütigen oder grübelnden Ausdruck zeigt. Nie wird man auf der Strasse Zeuge einer lustigen Scene, nie wird ein scherzendes Wort gerufen.

Hingegen fehlt es der Physiognomie der Stadt nicht an Charakter. Die tscherkessischen Regimenter (d. h. in Wirklichkeit Kosaken und Armenier in der Tracht der Tscherkessen), nehmen sich mit ihren Pelzmützen, Säbeln an der Seite und Yatagans im Gürtel ganz morgenländisch-malerisch aus. Jeden Augenblick trifft man auch unter den weniger eigenartig polnisch bespannten Wagen, einen Wagen mit russischem Vorgespann, worin sich ein russischer Offizier befindet, der von einem Kutscher in der langen weiten Nationaltracht mit der blauen Schärpe um den Leib gefahren wird.

Mit am auffallendsten in äusserer Hinsicht wirkt auf den Strassen Warschaus, dass ohne Ausnahme alle Namen (selbst die der Strassen), alle Schilder, alle Plakate in zwei Sprachen oder in zweierlei Schriftzeichen abgefasst sind, zur linken Seite steht die Inschrift auf polnisch, zur rechten Seite auf russisch oder oben russisch und darunter polnisch. Das ist ein kleines Glied in dem Kampfe den die Regierung führt, um der polnischen Nation die fremde Sprache

aufzuzwingen. In der letzten Zeit hat die Regierung sogar begonnen, die russische Sprache in der römisch-katholischen Kirche einführen zu wollen. Weil sich der Bischof von Wilna Hryniewiecki weigerte, einem Regierungsbefehl dieser Art Folge zu leisten, wurde er vor zwei Monaten nach Jaroslaw verbannt, und einige Wochen später sein Stellvertreter Harasimowicz nach Wologda.

Der einzige Ort, wo es erlaubt ist, die polnische Sprache öffentlich zu reden, ist die Bühne. Es ist noch nicht verboten polnische Theatervorstellungen zu geben, und dieser Umstand hat dem Theater ein begreifliches aber unglückliches Übergewicht in dem polnischen Geistesleben gegeben, das um so schlimmer und unnatürlicher ist, als die eigene dramatische Litteratur des Landes ziemlich arm ist. Es wirkt niederschlagend, wenn man dieses ernst angelegte und hochbegabte Volk Theaterverhältnissen eine Wichtigkeit beilegen sieht, die sie bei einer Nation ohne ausgeprägte dramatische Anlage keineswegs verdienen. Wenn viele der besten litterarischen Kräfte sich auf die Theaterkritik geworfen haben, beruht es indessen zugleich darauf, dass man unter dieser Form, in der Beurteilung und Erörterung der in den Schauspielen behandelten Ideen, Vieles sagen und andeuten kann, was man ohne diesen Anlass oder diese Einkleidung unmöglich äussern könnte.

Das Theater in Warschau ist augenblicklich in Verfall. Es wird von einem sehr unbeliebten Hofmann geleitet, der es auf militärische Art, ohne das geringste künstlerische Verständnis regiert. Es hat zwar einen bedeutenden komischen Schauspieler, aber sonst keine festen Kräfte allerersten Ranges und keine

zeitgenössische Schule von Schauspieldichtern, die den zur Bühne gehenden Jüngern eigenartige nationale Aufgaben stellen könnten. Das Hauptrepertoir besteht aus französischen Schauspielen, und die Spielart entspricht im wesentlichen der Französischen. In *Helene Marcello* besitzt jedoch das Theater in Warschau eine Darstellerin von Liebhaberinnenrollen, die, wenn auch manieriert, durch ihre Schönheit und die Glut ihrer Leidenschaft reizt; und bis vor wenigen Jahren hat es zwei vorzügliche Schauspielerinnen besessen, die auch auf jeder andern Bühne glänzen würden.

Die eine, Frau *Popiel-Swienska*, die ich in einer Wohlthätigkeitsvorstellung in Paillerons *Der Funke* habe spielen sehen, war eine schelmische und zartsinnige Ingenue; eine kleine untersetzte Gestalt, jung in ihren Bewegungen, ein sanftes herzensgutes Gesicht, wo das Lächeln erstrahlte und wo die Schatten Grübchen waren. Als diese Dame vor einigen Jahren einen älteren Mann von hohem Stande heiratete, verlangte er (wie der Egoist in Mussets *Bettina*), dass sie von der Bühne zurücktreten solle, und sie fügte sich, obgleich das Warschauer Publikum noch beständig jede Gelegenheit ergreift, gegen diese Bestimmung zu protestieren. Als sie im *Funken* eine Replik hatte, die ungefähr so lautet: „Ich darf wieder Komödie spielen", wurden nach vorangehender Verabredung zwischen den Zuschauern, hundert und hunderte von Bouquetten auf die Bühne geworfen, so dass die Vorstellung mehrere Minuten unterbrochen wurde.

Die zweite, weit grössere Schauspielerin, die Polen erzeugt hat, die jedoch einen Weltruf geniesst, deshalb in den letzteren Jahren meist in englischer Sprache in London und Nordamerika spielt, und nur sechs

Wochen jedes Jahres im Warschauer Theater auftritt, wird meist nach dem Namen ihres ersten Mannes Frau *Modrzejewska* genannt. Die Polen sind mit Recht auf diese Frau stolz, sie ist eine der Grössen des Volkes. Als man im Jahre 1879 Kraszewski zu seinem fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläum eine nationale Huldigung bringen wollte, wurde Helene Modrzejewska gebeten nach Krakau zu kommen, und zu Ehren des fruchtbaren Dichters an dem Festspiele Teil zu nehmen. Ihr Äusseres hat wie ihre Kunst hohen Stil. Sie ist blendend schön, nun über 40 Jahre alt, aber die Gestalt ist stets gleich schlank und elegant ohne Magerkeit, und das Gesicht mit den regelmässigen Zügen, den grossen, dunkeln Augen, den reinen kräftigen Mundlinien, und dem Lächeln voll asiatischer Anmut wird nie seine Schönheit verlieren können. Ich sah sie in *Dalila* von Feuillet, in Sardous *Odette* und im *Funken,* und ich habe nie bessere Kunst gesehen, als wenn sie in Odette während des Besuches bei ihrer Tochter das Muttergefühl, das sie überwältigt, unterdrücken muss. Eine der besten Rollen von Frau Modrzejewska ist Nora im *Puppenheim;* ich hegte den lebhaften Wunsch sie darin zu sehen, und sie einen fast gerade so lebhaften sie vor einem Landsmanne von Ibsen spielen zu können; aber wir hatten die Rechnung ohne die Willkürlichkeit des Theaterdirektors gemacht, der aus reiner Schikane im letzten Augenblicke seine Erlaubnis zurückzog.

Am liebsten spielt Frau Modrzejewska jedoch Shakespeare und ihr englisches Repertoire besteht fast ganz aus shakespeareschen Rollen. Sie verdankt ihrem jetzigen Manne, einem äusserst kunstverständigen Weltmann, Herrn Karol Chlapowski, dem Sinn für die eng-

lische Poesie wie überhaupt ihre höhere künstlerische Entwicklung. Es ist ganz natürlich, dass sie den Drang nach einem grösseren Schauplatz für ihre Fähigkeiten fühlte, als die polnische Sprache ihr bieten konnte; aber die Gefahr liegt nah, dass sie in dem umherreisenden Virtuosenleben, das sie in den letzten Jahren geführt hat, gezwungen wird, ihre Kunst auf gröbere Effekte zu beschränken.

Während man auf der Bühne, wie gesagt, noch polnisch spricht, ist die polnische Sprache an der Universität unbedingt verboten. Alle Vorlesungen, gleichgültig ob von russisch oder polnisch geborenen Männern, müssen auf russisch gehalten werden. Nicht einmal die polnische Litteraturgeschichte darf in der Landessprache vorgetragen werden. Ja selbst in den Korridoren der Universität ist den Studenten verboten polnisch miteinander zu reden.

Noch gefährlicher für die polnische Nationalität ist die gesetzliche Bestimmung, dass auch jeder Schulunterricht in russisch erteilt wird, selbst die wenigen polnischen Unterrichtsstunden werden in den Schulen russisch gegeben. Und das Verbot in den Pausen polnisch zu sprechen ist so streng, dass man kürzlich einem kleinen, zwölfjährigen Knaben vierundzwanzig Stunden Dunkelarrest gab, weil er beim Verlassen der Schule zu einem Kameraden auf polnisch diese Worte gesagt hatte: *Lass uns zusammen gehen!* Ja das Regiment, dem die Schulen mit Rücksicht auf das Unterdrücken der nationalen Eigentümlichkeit unterworfen sind, beschränkt sich nicht auf das sprachliche Gebiet. In einer Familie, wo ich zum Besuch aufgefordert wurde, war folgendes passiert. Der Sohn des Hauses, der einzige Sohn einer Witwe, ein Knabe

von sechszehn Jahren, hatte eines Abends im Theater im Namen seiner Kameraden Helene Modrzejewska einen Kranz zugeworfen. Wenige Tage später liess der Schuldirektor auf Befehl des Unterrichtsministeriums ihn rufen und erklärte ihm, dass er nicht nur die Schule zu verlassen habe, sondern dass ihm zukünftig der Zutritt zu jeder andern Schule verboten sei; dies war die Strafe, weil er sich einer *polnischen Demonstration* schuldig gemacht hatte. Der Knabe ging nach Hause und schoss sich eine Pistolenkugel durch den Kopf.

Man wundert sich vielleicht, dass Bestimmungen, die unter gewissen Umständen halbwüchsige Kinder zum Selbstmord treiben, aufrecht erhalten werden, oder dass so unschuldige Dinge, wie das Werfen eines Kranzes, verboten sind. Aber man muss bedenken, dass in Warschau in der Regel alles, was die Liebe zur Sprache verrät, verboten ist. Es ist z. B., so wunderlich es lautet, verboten dem niederen Volke Unterricht zu geben, weil nur russischer Unterricht erteilt werden darf, den der gemeine Mann nicht versteht. Die Unwissenheit ist gross; nur ein Fünftel der Bevölkerung kann lesen und schreiben. Selbst dem Fremden, der nur einige Wochen in Warschau bleibt, fällt dies auf; nie sieht man dort wie anderwärts einen Droschkenkutscher seine Zeitung lesen, ja die Kutscher kennen in der Regel nicht einmal die Zahlen; man nennt ihnen den Strassennamen, sagt, sobald man diese Strasse erreicht hat, „Zur linken!“ oder „Zur rechten!“ und giebt ein Zeichen, wenn angehalten werden soll. Auf dem Lande muss die Unwissenheit über alles Geschriebene ganz ausserordentlich sein. Nichts desto weniger erhielt kürzlich eine junge Dame, die auf ihrem Gute

privat vier bis fünf Bauernkinder unterrichtete, einen Befehl von dem höchsten Obrigkeitsbeamten des Ortes, sofort damit aufzuhören, da er, der ihre Eltern gekannt hatte, sehr ungern der Anlass wäre, dass sie sehr weit weggeschickt würde, was unzweifelhaft eintreten müsse, wenn sie durch das Beharren ihrer Bestrebungen ihn zur Anmeldung zwinge.

So oft wohlhabende und vaterlandsliebende Leute um Erlaubnis ersucht haben, auf eigene Kosten polnische Dorfschulen zu errichten, wurden sie abschlägig beschieden, und als einzelne reiche Polen zuletzt in ihrer Verzweiflung über die niedere Civilisationsstufe des Volkes es aufgaben und der Ansicht huldigend, dass russischer Unterricht immer besser als gar keiner sei, russische Schulen eröffneten, zeigte es sich, dass sich niemand einfand, und dass die Bauern die Unwissenheit der Unterweisung in einer fremden Sprache vorzogen.

Ab und zu spannt die Regierung den Bogen jedoch so straff, dass er bricht. Zum Beispiel als sie vor ungefähr zehn Jahren einen Ukas erliess, dass alle inländischen Briefe russische Aufschrift haben müssten. Als Folge sank die Anzahl der Briefe so stark, dass ein bedeutender Rückgang in den Posteinnahmen verspürt wurde, und man sich genötigt sah, jene Verordnung in Vergessenheit geraten zu lassen.

Den Regierungsbestrebungen, sprachlich zu russifizieren, entsprechen die Veranstaltungen, die darauf ausgehen, den Grundbesitz in russische Hände zu bringen. Als der letzte grosse Aufstand unterdrückt war, erliess man (10. Dezember 1865) einen Ukas, der den Polen alle Landerwerbung in den alten polnischen Provinzen Lithauen, Podolien, Wolhynien,

Ukraine verbot, ja der es verbot, andern als direkten Erben (Kindern) Grundbesitz in diesen Ländern zu hinterlassen. Für das Gesetz giebt es jedoch seit der Empörung keine Polen; sie sind alle Russen, selbst das Königreich Polen wird offiziell nur das Weichselland genannt. Man glaubte daher, dass die Regierung unter den Polen die Anhänger der römisch-katholischen Konfession in dem alten Polen verstand, und dass ihr Verbot folglich nicht auf andere erstreckt werden könne. Aber auf die Anfrage, wer Pole sei, erhielt man die Antwort: *Der Generalgouverneur entscheidet die Nationalität,* eine Antwort, die keine Hoffnung übrig liess.

Kein Schlag konnte die polnische Nationalsache fühlbarer treffen, als dieser Ukas, denn kein Land liegt den Polen mehr am Herzen als Lithauen, das seit den Tagen Jagiellos und Jadwigas (seit 1386) mit Polen vereint war und das trotz der Verschiedenheit der Volkssprache von der polnischen sich bis auf die neueste Zeit als polnisches Land gefühlt hat. Viele der ersten Männer Polens, die von dort stammen, haben in die berühmten Worte von Mickiewicz eingestimmt:

Lithauen, wie die Gesundheit, bist du mein Vaterland!
Wer dich nie entbehrte, hat nie deinen Wert gekannt.

Natürlich umging man, wo man konnte, das Gesetz, bewohnte und bebaute als Pächter die Erde, die man nicht als Eigentümer besitzen durfte, ein Umstand, der dadurch erleichtert ward, dass die russischen grossen Herren, die lithauischen Grundbesitz als Regierungsdotation erhalten hatten, sich bald so isoliert und unbehaglich in dem Lande fühlten, dass sie zufrieden waren ihr neues Eigentum loszuwerden, oder in jedem Falle den Aufenthalt und die Bebauung andern zu überlassen. Die Gefahr, dass die Russen all-

mählich den ganzen Grund und Boden in Lithauen aufkaufen würden, schien demnach abgewehrt. Aber jetzt hat vor wenigen Monaten am 27. Dezember 1884 ein neuer Ukas, der Warschau in die grösste Aufregung versetzte, befohlen, dass kein Pole — und der Generalgouverneur entscheidet die Nationalität — in einem der in der früheren Verordnung genannten Landesteile, Boden verpachten noch verwalten noch administrieren dürfe und — was noch mehr gegen westeuropäische Begriffe streitet — dieser Ukas hat rückwirkende Kraft, so dass alle früheren Verpachtungs- oder Verwaltungsverträge hiermit ungültig erklärt werden. Bei derartigen Verordnungen kann man die Wirkungskraft nicht in Abrede stellen.

Und von ähnlicher Art sind verschiedene der Massregeln, die in der letzten Zeit getroffen werden, wo man auf dem geistigen Gebiete einen Zweck verfolgt.

Ausser der oben erwähnten unwirksamen Censur, giebt es auch eine wirksame. Das Wochenblatt *Prawda* (Wahrheit), das fortschrittlichste Blatt in Polen, das Organ der Positivisten, hat 3400 Zeilen. Es kam vor, dass man in einer einzigen Nummer 7000 Zeilen Korrektur gestrichen hat, ehe das Blatt erschien. Die Censur scheint zu launenhaft zu sein, um eine Vorausberechnung des Gestatteten zu ermöglichen. Der Redakteur, der bekannte Schriftsteller *Aleksander Swientochowski*, schreibt als gäbe es keine Censur, und kann als Redakteur seine Artikel nicht an ein anderes Blatt schicken.

Diese Aufsicht über alles Geschriebene sollte zum Wenigsten das Gute mit sich führen, dass die Schriftsteller der Strafe entgehen; denn da nichts gedruckt werden kann, das nicht durchgesehen und gestattet

ist, scheint man sich als Verfasser unmöglich vergehen zu können. Gleichwohl trifft man junge Schriftsteller, die zu wiederholten Malen drei oder fünf Monate Festungsstrafe im Innern von Russland zu bestehen hatten; sie werden für ihre Absichten bestraft, für das, was man in ihren Korrekturen gestrichen hat, oder richtiger: sie wissen nicht genau, warum sie bestraft werden, da sie nicht von einem Gesetz, sondern von einer Polizeimassregel getroffen werden.

Die Regierung bedarf nämlich keiner Gesetze, um ihre Ziele zu erreichen, denn sie hat zu ihrer Verfügung, was besser ist, den administrativen Weg, und der administrative Weg heisst in der Regel: *Sibirien.*

Ich habe das Wort genannt, das in der Warschauer Luft liegt, das Gespenst, das wie ein Alp die Stadt bedrückt, die Drohung, die an jedermanns Thüre lauert, die Erinnerung, die man aus den Gesichtern vieler Männer und Frauen liest.

Die erste Dame, die ich am ersten Tage meines Warschauer Aufenthaltes zu Tische führte — eine schöne, feine Dame, mit einem Mona Lisa Lächeln und etwas Stolzem und Schmiegsamem in der Gestalt — hatte drei Jahre in den sibirischen Bergwerken zugebracht. Sie hatte während der Empörung einen Brief überbracht.

Den nächsten Abend waren in einem einzigen nicht sehr grossen Saale mehr als 200 Jahre Sibirien versammelt. Darunter waren nicht wenige Männer, die den Zeitraum von 1863—1883 dort zugebracht hatten, falls man die Zeit mitrechnet die sie gebrauchten, um zu Fuss dorthin zu kommen; dies erfordert, je nach der Lage des sibirischen Verbannungsortes, einen verschiedenen, aber immer einen sehr langen Zeitraum,

und diese Fusswanderung ist eine der peinlichsten Abschnitte der Strafzeit. Von Kiew bis Tobolsk währt die Wanderung ein Jahr; nach den Nertschinskminen im Gouvernement Irkutsk mehr als zwei Jahre. In einer Gesellschaft bat mich eines Abends ein junger Mann ein wenig mit seinem Vater zu sprechen, der in einer Ecke sass. „Es ist," sagte er, „der einbeinige ältere Mann, den Sie dahinten sehen." Er hatte den Fuss im Aufstande verloren, war verbannt worden, und hatte mit seinem Stelzfusse den ganzen Weg gehen müssen, der zwei Winter und einen Sommer währte.

Selbstverständlich sorgt man in Warschau nach besten Kräften für die Heimgekehrten, die immer ohne Vermögen sind, da die Konfiskation des beweglichen Eigentumes und des Grundbesitzes, stets eine Folge der Strafe war. Von den verschiedenen, noch lebenden Mitgliedern der Nationalregierung von 1863 betreibt eines einen Buchhandel, ein anderes hat eine private Anstellung u. s. w.

Nach dem Aufstand wurden im ganzen ungefähr 50000 Polen deportiert. Sie wurden entweder zu harter Arbeit in den Salzsiedereien und Bergwerken verurteilt, oder zu Zwangsarbeit in den Festungen oder (die grössere Mehrzahl) bloss zur Internierung in irgend einem Dorf, von welchem es unmöglich ist zu entweichen, doch waren die erlaubten Beschäftigungen einer scharfen Einschränkung unterworfen. Wieder andere durften sich innerhalb vorgeschriebener Grenzen frei bewegen; doch auch ihnen waren gewisse Beschäftigungen, z. B. jede Erziehungswirksamkeit streng verboten. Sie wurden in Horden bis zu 300 Personen nach ihrem Bestimmungsort geführt, von Kosaken und

Hirtenhunden bewacht, brachten die Nächte in grossen Schuppen zu, wo Britschen für die Frauen und Kinder aufgestellt waren, während die übrigen schliefen, wie sie konnten. Man nimmt an, dass noch ungefähr gegen 1000 Polen in Sibirien sind, aber von sogenannten *Wodworency*, d. h. herumziehenden Bauern oder lithauischem Kleinadel, mehrere tausend.

Wenige Länder hätten geistig einen Aderlass überleben können, wie ihn Polen in den letzten zwanzig Jahren überstanden hat. Man bedenke nur, was für ein kleines Land wie Dänemark der zehnmal geringere Verlust von 5000 oder der hundertmal geringere Verlust von 500 seiner hervorragendsten Söhne und Töchter durch vieljährige Deportation bedeuten würde!

III.

Von welcher Beschaffenheit war wohl beim Wechsel des Jahrhunderts das Volk, worauf dieser Druck der Fremdherrschaft ruht, und das, in drei Teile gerissen, über jedem Teil seines zerteilten Körpers einen heraldischen Kaiseradler, noch lebt und nach Vermögen versucht, das gleichgültige Europa von seiner Lebenskraft und Lebensfähigkeit zu überzeugen?

Es war ein Volk, das gerade in der Zeit seiner glänzendsten Wiedergeburt als ein Opfer des Wortbruches und der Habsucht fremder Mächte fiel.

Vom Schlusse des 14. bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts war Polen Osteuropas entscheidende Macht gewesen, hatte sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere erstreckt, von der Elbe und Oder bis zum Dnjepr, über einen Flächenraum von mehr als 20000 Quadratmeilen. Polen war eine grosse Republik mit einem Wahlkönige, richtiger mit einer grossen *Adels-Demokratie;* denn der Adel war so zahlreich, so leicht zugänglich, so eifrig, die politische Gleichheit jedes einzelnen Edelmannes gegen mächtigere Standesgenossen zu behaupten, dass die Verfassung, obgleich sie nur dem Adel Rechte gab, ein demokratisches Gepräge hatte. Das Reichstagswesen führte die Idee einer fast unbegrenzten Freiheit für das Individuum durch.

Der schwache Punkt in diesem Staatsorganismus war, dass der Adel (Szlachta) nur ein Stand von 800000—1000000 Menschen in einer Bevölkerung von 8—13 Millionen Menschen war, und dass die herrschende Klasse, nachdem sie ihr Freiheits- und Gleichheitsideal verwirklicht hatte, in totem Konservatismus stille stand. Die Gesellschaft blieb bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts unbeweglich, weil der Adel jede Reform als einen Eingriff in seine Freiheiten betrachtete und leidenschaftlich nicht nur die freie Königswahl behauptete, die zu einer wahren Auktion der Krone für den Höchstbietenden ausgeartet war, sondern auch das *Liberum veto*, das heisst das Recht jedes einzelnen Reichstagsmitgliedes, durch seinen Protest jeden Beschluss zu verhindern.

Reformideen drangen, am meisten von Frankreich aus, langsam in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch, als es schon zu spät war. Herrschend wurden sie erst nach der frühesten Teilung Polens im Jahre 1772. Von dieser Zeit an unterwarf man mit leidenschaftlicher Unverdrossenheit die bestehende Ordnung einer durchgeführten Kritik, deren politische Resultate sich in dem berühmten vierjährigen Reichstage offenbarten, der ein Jahr vor dem Ausbruch der französischen Revolution zusammentrat. In diesem arbeitete die mächtige nationale Partei in stetem Kampfe mit den vielen verstockten Aristokraten und gekauften Verrätern, die Parteigänger der Kaiserin Katharina waren, unablässig, heimlich und vereint für die Verfassungsreform, und endlich, den 3. Mai 1791 — ein epochemachendes Datum in dem polnischen Geistesleben — wird die fertige Verfassung, ein für jene Zeit vortreffliches Werk, das unter anderem die Königs-

macht erblich machte, verantwortliche Minister einsetzte, und *Liberum veto* abschaffte, in einer neunstündigen Versammlung vorgelegt, erörtert, angenommen und vom Könige und den Reichstagsmitgliedern gemeinsam beschworen. Eine Thatsache wie die Annahme dieser Verfassung ist ein Zeugnis gegen die Behauptung, dass die Polen zur Selbstregierung unfähig sein.

Hätte das Volk selbst sein Schicksal entscheiden können, so wäre es leicht mit der kleinen Gruppe reaktionärer Edelmänner fertig geworden, die infolge russischen Anspornens schon 1792 in Targowice zusammentraten, um Russland zum Schutz ihrer alten Freiheiten anzurufen; aber der schwache Stanislaus August fügte sich, wie bekannt, dem Petersburger Drucke, brach seinen Eid und trat der Konföderation in Targowice bei. Als auch preussische Heere unter dem Vorwande, den *Jakobinismus* zu bekämpfen, in Wirklichkeit aber um die Beute mit der Kaiserin zu teilen, in das Land einrückten, wurde 1793 die zweite Teilung Polens vollführt.

Nun folgte der erste grosse polnische Aufstand unter *Kosciuszko* als Diktator. Nach dreitägigem Kampfe wurden die Russen aus Warschau vertrieben und bald war auch die Hauptstadt von Lithauen, Wilna, erobert; mit wechselndem Glücke wurde der Kampf unter Siegen, Niederlagen und Verrätereien geführt, bis Kosciuszko — nach Suworows plötzlicher Ankunft auf dem Schlachtfelde — die schon fast gewonnene Schlacht bei Maciejowice verlor und selbst schwer verwundet in die Hände der Russen fiel. Dass er bei dieser Gelegenheit *Finis Poloniae!* gerufen habe, ist eine später erfundende Legende.

Suworow stürmte Praga und hielt, nachdem er 20000 Menschen hatte niedersäbeln lassen, den 8. November seinen Einzug in Warschau. 1795 folgte dann die dritte und letzte Teilung. Es gab kein polnisches Reich mehr.

Aber es gab noch ein polnisches Volk. Ein Volk, das genug heroische, ritterliche, glänzende, unnütze Tugenden hatte, aber weit weniger nützliche und bürgerliche Tugenden. Ein begeistertes und unpraktisches Volk, edelmütig und unzuverlässig, prachtliebend und flüchtig, lebhaft und leichtsinnig, ein Volk, das immer strenge und langwierige Arbeit verabscheut und immer alle starken oder feinen, sinnlichen oder geistigen Genüsse geliebt hatte, aber vor allem die Unabhängigkeit bis zum Wahnwitz, die Freiheit bis zum *Liberum veto,* und das auch nun, da es Unabhängigkeit und Freiheit verloren hatte, seiner alten Liebe treu geblieben war. Ein leichtgläubiges und argloses Kriegsvolk, immer bereit, sein Leben gegen ein Versprechen einzusetzen, das niemand zu erfüllen dachte.

Man sehe das Verhältnis dieses Volkes zu Napoleon, an den es nach der letzten Teilung des Landes naturnotwendig seine Hoffnung knüpfte. Nur zwei Jahre nach der Teilung kam General *Dombrowski* mit Bonaparte überein, dass polnische Legionen (in nationaler Uniform aber unter französischer Oberleitung) zusammen mit den Soldaten der Republik in Italien kämpfen sollten.

Die Polen erhielten 1797 manchen Stoss für die Franzosen in der Lombardei in dem italienischen Feldzug 1798 und 1799. Die erste Legion wurde in den Schlachten von Trebbia und Novi unter Dom-

browski fast vernichtet, die zweite unter Wielhorski ging in Mantua ein, das die Österreicher belagerten; als die Franzosen zum Kapitulieren genötigt wurden, verpflichteten sie sich, den Österreichern ihre Deserteure, d. h. die Polen auszuliefern. Nichtsdestoweniger bildeten die Polen neue Legionen und nahmen unter dem Konsulate an den Kämpfen an der Donau und in Italien teil; aber der Frieden zu Luneville 1801 enthielt so wenig wie der zu Campo Formio 1797 irgend einen Artikel, worin der Name Polen genannt wurde.

Gleichwohl hofften die Polen, von losen Versprechungen betrogen, bei jedem neuen Feldzug darauf, dass es ihnen durch die Allianz mit den französischen Truppen gelingen werde, Polen wieder aufzurichten. Das berühmte Lied, das die Legionsoldaten fern von ihrem Lande gedichtet haben, der Dombrowski-Marsch: „Noch ist Polen nicht verloren! Nicht, so lange wie wir leben!“ giebt diesen Gedanken wieder.

Aber nach dem Frieden von Luneville wollte Bonaparte, der nach der Kaiserwürde strebte, die Polen nur als seine persönliche Garde behalten, und als General Kniaziewicz als Antwort hierauf seinen Abschied verlangte, beschloss er sich ihrer zu entledigen. Sie wurden zuerst nach Italien geschickt, dort wurde ihnen verkündet, dass sie nach St. Domingo sollten um einen Aufstand der Neger niederzuschlagen, die drüben für ihre Freiheit kämpften. Ihre Proteste nutzten nichts. Von allen Seiten mit Artilleriefeuer bedroht, wurden sie in Genua und Livorno eingeschifft und fanden in jenem ungesunden Klima und während des fürchterlichen Krieges fast alle den Tod.

Und doch kämpften bei Jena wieder polnische

Legionen auf französischer Seite. Beim Tilsiter Frieden wurde Russland geschont und nur aus dem damaligen preussischen Polen das kleine Grossherzogtum Warschau errichtet. Aber dies genügte, um aufs neue das Zutrauen der Polen zu erwecken und ihr volles Vertrauen zu gewinnen; vergebens hielt sich *Kościuszko,* als der Feldzug gegen Russland vorbereitet wurde, gegenüber Napoleons heuchlerischen Annäherungen und Schmeicheleien zurück und forderte bestimmte und öffentlich gegebene Versprechen. Als Fouché den Diktator Polens nicht durch Drohen zur Hergabe seines Namens bewegen konnte, fälschte man ihn und richtete in einer plumpen Fälschung an das polnische Volk eine mit *Kosciuszko* unterzeichnete Proklamation, worin die Polen eindringlich aufgefordert wurden, ihre Waffen mit denen Frankreichs zu vereinen. Man hätte sie von ihrer Napoleonverehrung geheilt glauben können. Aber trotz allem, was geschehen war, brauchte Napoleon, als er 1812 über den Njemen schritt, seinen russischen Feldzug nur den zweiten polnischen Krieg zu nennen, damit 80000 Polen unter Josef Poniatowski ihm folgten. Im folgenden Jahre kehrten nur 8000 zurück.

Die Polen sind lebhaft wie Südländer, aber sie sind nicht ein in der Schule des Macchiavelli erzogenes, politisch kluges Volk wie die Italiener, die es verstanden haben, sich von den Franzosen die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Sie sind ein Volk, dessen Legionen Napoleon auf hundert Kampfplätzen dadurch für sich bluten liess, dass er ihnen den weissen Adler vorhielt.

Ein so jugendlicher oder kindlicher Enthusiasmus ist gewiss kein förderndes Element in dem grossen

Lebenskampfe der Völker zur Zeit der Industrie und des Militarismus. Er gedeiht nicht leicht gemeinsam mit Sparsamkeit, Unternehmungsgeist, Disziplin, Mässigkeit und bürgerlicher Klugheit, lauter Eigenschaften, die das Bestehen der Individuen und der Staaten sichern.

In älteren Schilderungen der Polen heisst es auch gerne, dass man auf ihre Ritterlichkeit und persönliche Tapferkeit unter allen Umständen rechnen könne, aber dass etwas Eitelkeit in ihrer Grossmut, etwas Flüchtigkeit in ihrem Edelmut liege, dass sie eigensinnig, streitlustig und zanksüchtig seien, nicht imstande irgend ein höheres Gesetz als ihren eigenen Willen anzuerkennen, und nicht fähig, diesen Willen lange zu konzentrieren. Man betont gern, dass sie schlechte Haushälter sind, allzuleicht in Geldverlegenheit geraten, so grosse Einkünfte sie auch haben mögen, dass sie tausend Bücher durchblättern und kein Buch studieren, sich allzu stark zersplittern und ihre Zeit und Anlagen vergeuden. Man hat sie beschuldigt, dass sie gleichzeitig für freie Ideen schwärmen und bei ihren Bauern die Selbstherrscher spielen, gleichzeitig zärtliche Ehemänner sind, und neben ihrer angebeteten Frau noch einige Geliebten haben. Man hat, kurz gesagt, ein Gemisch von westländischen und morgenländischen Eigenschaften bei ihnen gefunden.

Wahrscheinlich ist in dieser älteren Auffassung viel richtiges und wahres gewesen. Es ist nun interessant zu verfolgen, welche dieser Charaktereigenschaften die Fremdherrschaft entwickelt und welche sie verwischt hat.

Was die Liebe zu äusserem Glanze betrifft, so ist

sie naturnotwendig zurückgedrängt. Sie ist selbstverständlich nicht erstorben. Die Liebe zu allem, was in dem Roman *Ladislaus Bolski* von Cherbuliez so tiefsinnig in dem Federbusch des Vaters symbolisiert ist, liegt tief in der polnischen Natur. Der rote und weisse Federbusch des Vaters, den Ladislaus immer in einem Futteral bei sich trägt, ist das Glanzprinzip der Herrlichkeit. Und es ist tief bezeichnend, dass man bei einem der ersten polnischen Dichter, Julius Slowacki, diese Definition Gottes findet:

„Ich sehe, dass er nicht der Gott der Würmer ist oder der Tiere, die kriechen. Er liebt den Flug riesengrosser Vögel und giebt galoppierenden Pferden die Zügel. Er ist *die feurige Feder auf stolzen Helmen* . . .“

(Beniowski, 5. Gesang.)

Man vergleiche die grossartige Beschreibung Gottes beim Propheten Habakuk. Aber der ganze polnische Geist liegt in diesen Zeilen. Kein anderes Volk konnte in dem wehenden Federbusch das Göttliche sehen.

Gleichwohl ist heutigen Tages die Liebe zu dem Flitter und Tand der Ehre mit Notwendigkeit durch ein tieferes Ehrgefühl zurückgedrängt.

Als ich den ersten Abend in Warschau einen Rathausball sah, wo in dem grossen Saale 500 Paare, die Blüte der guten Warschauer Gesellschaft, versammelt waren, fiel mir besonders auf, dass mit Ausnahme von drei russischen Offizieren, sich nicht ein Mann im Saale befand, der einen Orden trug. Auf Dekorationen und auf Uniformen leistet fast jeder Pole von der Geburt an Verzicht. Man erzählte in Warschau von einem armen Schullehrer, der sich ausgezeichnet hatte und dafür den Stanislaus-Orden be-

kam, dass er ihn für gewöhnlich in einer Schublade verbarg, und ihn nur gebrauchte um seine Kinder zu bestrafen. Wenn der jüngste Knabe unartig war, hiess es: „Weinst du jetzt wieder, so wirst du während des Mittagessens mit dem Stanislaus-Orden um den Hals sitzen.“ Das half.

Der aristokratische Grundzug besteht noch, aber er ist sehr modifiziert. Der Pole hat keinen angeborenen Hang zu bürgerlichen Tugenden; sein Ideal ist und bleibt das eines *grand seigneur.* Der Abscheu, zu zählen und sparen, rechnen, berechnen und Rechenschaft ablegen ist durchgehend. Überall auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, wo sich Deutsche und Polen im Wettstreit begegnen, unterliegen die Polen. Die grossen Fabrikanten in Russisch-Polen, die vermittels eines ungeheuren Schutzzolles sich auf Kosten der Käufer bereichern, sind fast ausnahmslos eingewanderte Österreicher und Preussen. Ja, man hat in diesem Jahrhundert eine ganze Fabrikstadt (Lodz) entstehen und mit amerikanischer Schnelligkeit wachsen sehen, eine Stadt, die mitten in Polen allein von Deutschen gegründet und bewohnt ist. Die Polen sind und bleiben ein aristokratisches Volk; der Bürgerstand, der allmählich zwischen den Adel und den Bauernstand eingekeilt wurde, ist noch verhältnismässig gering an Zahl, und noch lange wird dem vornehm beanlagten und erzogenen Polen eine bürgerliche Lebensweise als ein Leben mit Essen und Trinken verbracht, erscheinen, oder wie der Graf in Krasinskis *Gottloser Komödie* sagt, als „der Schlaf des deutschen Spiessbürgers bei seinem deutschen Weib zu schlafen“.

Man darf aber nicht vergessen, dass der Szlachta

in seinem Wesen etwas sehr verschiedenes von dem Adel der meisten europäischen Länder war; er war nie eine abgeschlossene Kaste; Johann Sobieski adelte seiner Zeit nach der siegreichen Verteidigung von Wien seine ganze Reiterei; noch in unserem Jahrhundert hat man ganze Infanterieregimenter geadelt; so findet man augenblicklich in den verschiedenen Teilen Polens zusammen nicht weniger als 120000 adelige Familien. Der Adel entspricht hier ungefähr dem, was man im sonstigen Europa höheren Bürgerstand nennt. Man muss auch wissen, dass die Titel Fürst, Marquis u. s. w. nicht ursprünglich polnische sind, sondern erst von den fremden Eroberern den höchsten Familien zugelegt wurden, weshalb man sie im eigenen Lande nicht viel gebraucht. Man redet in Warschau eine Gräfin auf französisch *Madame* nicht *Comtesse* an. Selbst bei Vorstellungen in der Aristokratie hörte ich nie irgend einen Titel erwähnen — eine wohlthuende Sache, wenn man aus Deutschland kommt.

Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Untergebenen trägt zwar noch ein völlig asiatisches Gepräge. Im Gebrauch der Dienerschaft findet eine nicht geringe Verschwendung statt. In jedem wohlhabenden Haus ist z. B. ein Thürhüter, der während des ganzen Tages an der Thüre sitzt, um die schon zuvor geöffnete Treppenthür zu öffnen. Man brächte nie einen Dänen dazu, so lange auf einem Stuhle zu sitzen. Auffallend war auch die Neigung oder Gewohnheit der Diener, wachend die Heimkehr der Herrschaften in der Nacht zu erwarten, selbst wenn man ihnen erlaubte zu Bett zu gehen. Für nordische Begriffe wirkte endlich ihre Demut überraschend. Ein polnischer Diener küsst nicht die Hand, sondern

den Ärmel seines Herrn, und so tief sitzt die Gewohnheit, Dankbarkeit oder Ergebenheit auf diese Weise auszudrücken, dass ich zu wiederholten Malen beobachtete, wie junge polnische Studenten den Arm eines Mannes, dem sie Hochachtung bezeugen wollten, an ihre Lippen führten.

Viel haushälterischer als früher ist der Pole unter der Fremdherrschaft kaum geworden, es müsste denn in Posen sein, wo das deutsche Vorbild sich geltend macht. Man verschwendet seine Zeit.

Da es keine Versammlungsfreiheit giebt, da keine Art von Vereinigung erlaubt ist, — der einzige Klub, den Warschau besass, wurde aufgelöst, als er vor einigen Jahren in einer Vorstadt einige Unruhen gegen die Juden verhindern wollte, wogegen die Polizei nicht einschritt — da überhaupt alles öffentliche Leben in dem Grade ausgeschlossen ist, dass auch nicht 50 Menschen ohne polizeiliche Erlaubnis und Aufsicht in einem Saale versammelt sein dürfen, so verschlingt die private Geselligkeit, die alles in dieser Richtung Entbehrte ersetzen muss, eine ungeheure Zeit.

Die Gastfreiheit ist sehr gross und sehr geschmackvoll. Eine seltene Eigenschaft, die dem Volke angeboren, ist Takt. In diesem Zusammenhange sei mir gestattet, mit Dankbarkeit der Zartheit zu erwähnen, womit bei meiner Warschauer Ankunft mir Gastfreiheit erwiesen wurde. Man fuhr mich zu einer grossen, schön ausgestatteten Wohnung mit seltenen Gemälden und Büchern; mein Name stand an der Thüre; auf dem Schreibtische lagen Visitenkarten mit meiner Warschauer Adresse; ich hatte zu meiner Bedienung zwei Diener, die fremde Sprachen verstanden.

Die Gastfreiheit ist eine tiefliegende Eigenschaft bei dem polnischen Volke; sie ist sicher seit der Zeit erhöht, wo selten Fremde nach Polen kommen, aber die Hauptursache ihrer heutigen vollen Blüte unter den Eingeborenen ist augenscheinlich, dass das gesellschaftliche Zusammenleben so vollständig das öffentliche Leben ersetzen muss.

IV.

Warschau wirkt in vielen Beziehungen auf den Fremden fast wie eine französische Stadt. Französisch ist die Hilfssprache der Polen, die Sprache, die in den höheren Klassen alle bis zur Vollkommenheit können, — ich habe doch einige getroffen, die sie während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Sibirien halbwegs vergessen hatten, — die Sprache, die man ebenso flüssig wie die Muttersprache spricht, und noch besser als die Russen sie sprechen. In aristokratischen Kreisen unterhält man sich sogar häufig auf französisch, ein Verhalten, das seit Beginn des Jahrhunderts nicht nur durch den steten geistigen Verkehr mit Frankreich und der sich dorthin ergiessenden Emigration gefördert wurde, sondern dem Drange entsprang, mit den Russen auf einem in sprachlicher Hinsicht neutralen Boden zu verkehren. Da die Polen ausserdem häufig die Franzosen des Norden oder des Osten genannt werden, und da sie sich in ihren Fehlern, die sie selbst als Flüchtigkeit und Wankelmut bezeichnen, nahe verwandt mit den Franzosen dünken, so richten sie an den Fremden immer wieder die Frage, ob er nicht eine *grosse und traurige* Ähnlichkeit zwischen Polen und Franzosen finde.

Diese grosse Ähnlichkeit beruht auf reiner Einbildung.

Die geringe Ähnlichkeit, die man findet, besteht in einer verwandten Fähigkeit, schnell Begeisterung und ebenso schnell Überdruss zu empfinden, ausserdem in einem starken Drang nach Aufregungen und Erlebnissen und in der Liebe zu Ruhm und Glanz.

Aber diese Gleichheitspunkte schliessen nicht Grundverschiedenheit aus. Die rationalistische, räsonnierende Grundlage des französischen Volkscharakters fehlt in Polen gänzlich. Die algebraische arithmetische Grundlage der französischen Denkungsweise fehlt in Polen ganz. Der Franzose ist in des Wortes guter Bedeutung ein grosser Prosaiker, der Pole ist Poet — darum hat auch das französische Buchreich seine Hauptstärke in der Prosa, das polnische die seine in der Poesie, im Verse. Nichts kann ausserdem weniger französisch sein, als dieses stete und vollendete Sprechen einer fremden Sprache, diese merkwürdige Kenntnis fremder Kulturen, der man in Polen überall begegnet. Man trifft in Polen, sicherlich nicht in Frankreich, junge Mädchen von zwanzig Jahren, die sechs Sprachen ohne Accent bis zur Vollkommenheit sprechen. Fast jeder junge Mann oder jede Frau aus den höheren Ständen kennt die wichtigsten Hauptstädte Europas, und in einem nicht geringen Umfange die einflussreichsten Litteraturen. Sowohl die leidenschaftliche Reiselust, als die daraus erfolgende Vielseitigkeit der Bildung, sind in hohem Grade unfranzösisch. Der Pole erweitert seinen Gesichtskreis und vermindert seine Gehirnkraft durch das Lernen von vier oder fünf fremden Sprachen, der Franzose ist in der Regel entweder unwissend oder Spezialist.

Doch der auffallendste Unterschied liegt sicher in dem Verhältnis zwischen den zwei Geschlechtern. Der

Grundzug des polnischen Volkscharakters zeigt eine gewisse Mischung von Sanftheit und Energie. Aber was in diesem Jahrhundert dem polnischen Charakter und besonders der polnischen Vaterlandsliebe ihren eigenartigen Stempel giebt, ist das Übergewicht des weiblichen Elementes über das männliche.

Dass das Verhältnis zwischen Mann und Frau in Polen und in Frankreich sehr verschieden ist, verspürt man schnell in der täglichen Unterhaltung. Während der Ton zwischen Franzosen, sobald die Rede auf das Frauenkapitel kommt, immer äusserst frei ist, auf den Fremden zuweilen abstossend wirkt und überhaupt lasciv ist, legen die Polen im Gespräch über Frauen zumeist Wärme, oft Zärtlichkeit oder Nachsicht an den Tag, aber, soweit ich beurteilen konnte, selten Frivolität.

Ich habe bei einem italienischen Schriftsteller eine Bemerkung gefunden, die möglicherweise den tieferen Grund dazu trifft. Er meint, dass während bei den germanischen Völkern der Mann in der Regel begabter als die Frau ist, und während bei den romanischen Völkern Mann und Frau durchschnittlich in geistiger Befähigung auf gleichem Niveau stehen, sei bei den Polen, dem eigenartigsten slavischen Volke, die Frau dem Manne entschieden überlegen. Falls man hierbei nicht an Erfindungs- oder Erzeugungskraft denkt, wird man sich durch diese Worte betroffen fühlen. Es fehlt den polnischen Männern sicher nicht an Leidenschaft, Mut und Energie, aber es scheint, dass die Frauen mehr davon besitzen. Man hat sie während der grossen polnischen Aufstände Verschwörungen eingehen, Kriegsdienste leisten und häufig genug freiwillig ihren Geliebten nach Sibirien begleiten

sehen. Die Grazyna von Mickiewicz, die zu Pferd eine Heerschar anführt, hat in diesem Jahrhundert Nachfolgerinnen gehabt. Berühmt vor allem ist *Emilia Plater*, eine junge Dame aus einer der ersten polnischen Familien, die 1830 einen ganzen Distrikt zum Aufruhr reizte, an mehreren Schlachten teilnahm, und nachdem sie sich zuletzt den Abteilungen angeschlossen hatte, die sich unter *Dembinski* weigerten, auf deutschen Boden zu entfliehen, sich mit ihrem Korps einen Weg durch das feindliche Heer zu bahnen suchte, aber im Dezember 1831, 26 Jahre alt, vor Entbehrung und Überanstrengung in einem einsam gelegenen Forstläuferhaus starb. Mickiewiczs schönes Gedicht, *Des Obersten Tod*, hat ihr Andenken verherrlicht. Es gab während der Empörung 1830—31 nicht ein Bataillon oder eine Eskadron des polnischen Heeres, worin nicht weibliche Kombattanten waren; nach Kämpfen und Märschen pflegten die Soldaten immer ein Biwak für die Frauen herzurichten, und trugen Sorge, dass kein Wort fiel, was ihre Ohren verletzen konnte.*)

Zu solchen Thaten ist die Zeit nun vorüber, aber die Frauen sind noch beständig die eifrigsten Patrioten, weil sie am wärmsten empfinden und am wenigsten kritisieren. Nichtsdestoweniger dürfte der weibliche Einfluss in den letzten zwanzig Jahren etwas nach-

*) In seinem Buche über Polen erzählt General Roman Soltyk: Als Warschau angegriffen wurde, bemerkte ich mitten im Feuer einen Soldaten des fünften leichten Regiments, der stets gegen die Brustwehr gelehnt stand, sich nicht im geringsten um die Granaten und Kanonenkugeln kümmerte, sondern seine Kameraden mit lebhaften Handbewegungen und Zurufen ermunterte. Da er in der ersten Reihe stand, konnte ich zuerst nicht sein Gesicht sehen; aber als er sich umkehrte, entdeckte ich, dass es ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren war.

gelassen haben. Die Frauen wirkten einst besonders als Hauptträger des katholischen Glaubens; aber der Glaube schwindet, wo er nicht geschwunden ist. Die Frau wirkte einmal auf ähnliche Weise wie der Priester, aber das Bündnis zwischen den Frauen und der Geistlichkeit lockert sich, wie die Bildung und die Kirche sich scheiden. Und hierzu kommt, da alles öffentliche Leben verboten und es weder Versammlungen noch Vereine irgend einer Art giebt, dass im gesellschaftlichen Leben die Männer fast ausschliesslich einander suchen. Da der Gesellschaftssaal die Stelle des politischen und litterarischen Versammlungslokals vertritt, denken sie stets weniger daran, dort die Frauen für ihre Interessen zu gewinnen. Diese fühlen sich zurückgesetzt, übersehen, und verlassen, ungefähr wie in Süddeutschland, wo der Mann seine Abende im Bierhause verbringt, nur dass die Verlassenheit andre Gründe hat. Der Druck von oben hat augenscheinlich viel dazu beigetragen, die Geschlechter zu zersplittern und den socialen Einfluss der Frau zu vermindern. Er dürfte augenblicklich in Polen geringer als in Frankreich sein. Die Erziehung der jungen Mädchen wird im übrigen nach den gleichen Prinzipien wie dort geleitet — man lässt sie keinen Augenblick unbewacht — und die Ehen werden auf dieselbe Art wie in Frankreich gestiftet; die Betreffenden kennen sich selten vor der Hochzeit genauer, und sehen sich im allgemeinen zum ersten Male wenige Wochen vorher.

Was den polnischen Wankelmut betrifft, so weist auch er keinerlei Ähnlichkeit mit dem französischen auf. Der Wankelmut der Franzosen offenbart sich zunächst in dem öffentlichen Leben, überall wo sie

in Massen auftreten, als Volksversammlung oder Volk. Er beruht auf plötzlichem Stimmungsumschlag, wofür sich kein einzelner verantwortlich fühlt. Der Wankelmut der Polen ist persönlich, beruht teils auf dem Drange nach Abwechslung, teils auf einer instinktiven Neigung zur Universalität.

In Frankreich ist ein wohlverstandener, kluger und zuweilen feiner Egoismus das Prinzip, das von der Familie den Kindern vererbt wird, und diese Lehre, die ihnen von Anfang an eingeprägt wird, lenkt deshalb zumeist ihre Lebensbahn. Man versucht in Frankreich nicht wie in England oder Nordamerika zuförderst den Jüngling zu einem tüchtigen Menschen zu entwickeln, der sich selbst helfen könne, sondern man bestrebt sich, seine Lebensbahn zu ebnen, ihm Begünstigungen, Verbindungen, Schutz zu verschaffen, seine Zukunft oder seine Beförderung zu sichern. Und ist die Bahn geebnet, so verlässt der junge Mann ungern seine Carriere, ehe er die höchste Stufenleiter der Ehre erreicht hat.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Polen, wo sich der junge Mann im Privatleben weit eher von einem flüchtigen Instinkt, als vom klugen Egoismus leiten lässt, und wo ein einziges öffentliches Interesse (das verlorene Vaterland, die verlorene Unabhängigkeit, die Muttersprache, die nationale Litteratur und Kunst) unveränderlich und ohne Nachlass über jeden Wechsel erhaben steht.

Unzweifelhaft hat die Fremdherrschaft die Flüchtigkeit der Polen auf diesem höchsten Gebiete gänzlich gehoben; dagegen wirkte sie notwendigerweise im höchsten Grade fördernd auf den nationalen Wankelmut innerhalb des Privatlebens.

Denn was soll ein junger begabter Mann in russisch Polen thun? Er studiert z. B. Jus; er kann nie Richter werden, wird überhaupt nicht Beamter, wenn er sich nicht von jeglichem Verkehr mit seinen Landsleuten ausschliesst. Er studiert Medizin; er kann nie eine Universitätsstellung erlangen, nie Oberarzt an einem Hospital werden, nie eine öffentliche Klinik leiten, also nie den ersten Rang in seiner Wissenschaft erreichen. Die Folge ist, dass er, falls er Vermögen besitzt — und es ist noch viel Reichtum in Polen, da reich zu werden fast das einzige ist, was jedermann erlaubt ist — von einem Studium zum andern übergeht, sich Einblick in die verschiedenartigsten Wissenschaften verschafft, den Fremden durch die Vielseitigkeit seines Wissens und seiner Kenntnisse überrascht, aber im Grunde kein eigentliches Fach hat.

In meinem nächsten Kreise fanden sich folgende Beispiele: Ein junger, sehr talentvoller Mann hatte als Jurist begonnen, war zur Medizin übergegangen und Arzt geworden, brach wieder ab, kaufte sich ein Landgut, studierte vier Jahre hindurch Landwirtschaft, Maschinen u. s. w., führte zahlreiche Verbesserungen auf seinem Gute ein, verkaufte es kurz danach und ist augenblicklich der beste Theaterkritiker in Warschau. — Ein anderer junger Mann hatte als Landwirt begonnen, gab die Landwirtschaft für die Musik auf, bildete sich dann zum Virtuosen aus, gab den Versuch auf, errichtete eine Instrumentenfabrik, fabrizierte mehrere Jahre lang Violoncelli, verlor das Interesse daran und arbeitet jetzt in der Kunstakademie zu München, um sich als Genremaler auszubilden.

Sie haben allzuviele Anlagen und allzuwenig Aufforderung zur Ausdauer.

Die Frauen beklagen sich bitter darüber. Als gute Gattinnen bestreben sie sich, die Interessen ihrer Männer zu teilen, machen sich mit deren Beschäftigungen vertraut und verzweifeln, wenn sie sich jedes zweite, dritte Jahr für etwas ganz Verschiedenes interessieren sollen. Sie denken mit Angst daran, was das nächste Jahr wohl bringen werde.

Als man eines Abends im Theater *Dalila* von Feuillet spielte, und als der Schauspieler, der die Rolle des Carnioli gab, nicht besonders glücklich war, konnte ich nicht einen Ausruf der Verwunderung unterdrücken, dass der Schauspieler in einer Stadt wie Warschau, wo sich so viele Männer von der Art Carnioli's fanden, kein Vorbild für den genialen Dilettanten finden konnte, der den jungen Komponisten erzieht. Das vorzüglichste Vorbild stand neben mir, hinter den Kulissen. Als man mich denselben Abend in einem grösseren Kreise frug, wie ich als Kritiker die polnische Gesellschaft bestimmen würde, entfuhr mir: Ihr seid eine Gesellschaft von *Dilettanten*.

Ich glaube, die Bestimmung ist richtig, wenn man das Wort in seinem grossen Sinne nimmt, und beobachtet, wie die Polen so geworden sind.

Man denke sich ein von Natur sehr energisches Volk, vor dessen Energie man eine undurchbrechliche Schranke errichtet hat, ein kriegerisches Volk, das nur widerstrebend in's Heer eintritt und wo sozusagen kein junger Mann freiwillig die Offizierscarriere einschlägt; ein äusserst ehrgeiziges Volk, dem alle hohen Stellungen, Ämter jeglicher Art verschlossen sind, und dem alle Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen verwehrt sind, insofern sie nicht mit Aufopferung von Überzeugung oder Verleugnung der Solidarität mit

Landsleuten erkauft werden; ein Volk, das nie irgend welche Spiessbürgerlichkeit besass, aber das die bürgerlichen Tugenden erwerben musste, und dem nun die Verhältnisse einen steten Anlass zum Wankelmut geben; ein genussliebendes Volk, in dessen Hauptstadt sich nicht ein einziger öffentlicher Belustigungsort befindet; ein Volk, das einen lebhaften, unregelmässigen Hang zur Politik hegte, und dem man jede politische Erziehung unmöglich gemacht hat, indem es weder Vertreter wählen, noch Staatssachen erörtern darf, und dessen politischer Presse in der Wirklichkeit, in jeder politischen Frage der Mund gestopft ist; von politischen Zeitungen in Polen zu sprechen, ist als spräche man von Marinezeitschriften in der Schweiz. Man stelle sich recht lebhaft dieses Volk vor, das zu einem grossen, freien Leben im vollen Tageslicht der Öffentlichkeit veranlagt war, eingepresst in das *Clair-Obscur* des Privatlebens; man stelle sich ein Volk vor, das seit Arilds Zeiten die überspanntesten Begriffe von den Rechten des Einzelnen gegenüber der Staatsmacht besass, welches nun sein Leben ohne die geringste Rechtsicherheit gegenüber dem Eingriff eines zufälligen höheren Beamten lebt, an Sibirien denkend, wie andre Menschen an eine Krankheit, die kommen kann, wenn man sie am wenigsten erwartet!

Man stelle sich dies alles vor, und man wird verstehen, dass durch den Druck, der gleichzeitig von so vielen Seiten gewirkt hat, eine ausserordenlich zusammengedrängte Lebenswirksamkeit entstehen musste, eine kochende Lebensintensität auf dem engen Gebiete, das übrigblieb.

War das eigentliche Volk ausgesperrt, war jede

Erziehung, jeder Unterricht demselben unmöglich gemacht, so gerieten die höheren Stände, die sich nicht hinlänglich rekrutieren konnten, dazu, eine Art Inselleben in der höchsten und verfeinertsten Kultur zu führen, ein Leben, das zwar in jedem Herzschlag national, aber in jeder Äusserungsform kosmopolitisch ist, ein Treibhausleben, wo Blumen aus allen europäischen Civilisationen duften und zur Entfaltung gekommen sind, ein wirbelndes, siedendes Strudelleben in Ideen, Bestrebungen, Zerstreuungen und Festen. Die bessere Gesellschaft kam im Monat Februar kaum eine Nacht vor vier Uhr zu Bett. Zur Karnevalszeit hat der Tag in Warschau zwanzig Stunden, und so lange die Saison währt, verschwendet man Zeit und Kraft.

Das Leben in Warschau ist eine *Neurose,* sagte mir einer der verständigsten Männer der Stadt, niemand hält es lange aus.

Dieses Volk, das den Tanz der Planeten um die Sonne entdeckt hat, hat bekanntlich auch die *Polonaise* mit ihrer stolzen Feierlichkeit und die *Mazuv* (Mazurka) mit dem Kontraste männlicher Kraft und weiblicher Sanftheit erfunden, und das Volk dürfte fast gerade so stolz auf seine Mazurka, als auf Kopernikus sein. Die Mazurka ist in Polen nicht der Tanz, den wir so benennen, sondern ein langdauernder, sowohl schwieriger als leidenschaftlicher Nationaltanz, worin Herren und Damen, obgleich sie Hand in Hand tanzen, im gleichen Takte beständig verschiedene Schritte ausführen. Es ist eine wirkliche Sorge für die Polen, dass die konsequente russische Regierung verboten hat, diesen Tanz in Nationaltracht zu tanzen, und die vierte oder fünfte Frage, die man dem Fremden in Warschau stellt, ist: „Haben Sie unsern Nationaltanz

gesehen?“ In jedem andern Lande würde sie höchstens die dreissigste oder vierzigste sein.

Man tanzt die Karnevalszeit hindurch, wie kaum an einem zweiten Orte. Nirgends werden wahrscheinlich so viele Wohlthätigkeitsbälle veranstaltet. Man tanzt für alles, für „die armen Näherinnen“, für „die armen Studenten“ u. s. w. Ich leugne nicht, dass ich manches Mal, wenn ich stand und den Tanzenden zusah — zuweilen war ich in derselben Nacht zu zwei Bällen nacheinander eingeladen — mich des alten, harten Sprichwortes erinnern musste: *Slavus saltans!* Aber wie ein junges Mädchen anlässlich eines moralisierenden Artikels in *Prawda* sagte: „Was würde es nützen, wenn man in Warschau das Tanzen sein liesse!“

Doch die Lustigkeit, worin man wirbelt, ist nicht die der gewöhnlichen Lebensfreude; sie erinnert eher an die von den Gefangenen zur Revolutionszeit entfaltete Lustigkeit in der Ungewissheit dessen, was der nächste Tag bringen würde. Dieser Leichtsinn ist nicht gewöhnlicher Leichtsinn, sondern man findet ihn oft bei denen, die täglich Leiden und Tod trotzen.

Darum ist man auch zu Zeiten ernster, als in andern Ländern bei ähnlichen Gelegenheiten. Bei einer in aller Stille abgehaltenen Festlichkeit, welche Vertreter der Litteratur und Kunst mir gaben, und wo eine Reihe von Reden auf französisch und lateinisch, der alten Festsprache der Polen, gehalten wurden, geschah es, als ein Redner einige Worte sagte, die besonders die Versammlung bewegten, dass mit einem Male Thränen in aller Augen standen, und dass alte Männer, die einen ganzen Abschnitt ihres Lebens in Sibirien zugebracht und hunderte Male dem Tod

ins Auge gesehen hatten, aufsprangen, und während die Thränen über ihre Wangen rollten, dem Redner um den Hals fielen. Es scheint demnach, als ob die Fremdherrschaft in gleichem Grade die Empfänglichkeit für gesellschaftliche Zerstreuung und die Empfänglichkeit für ernste Gemütsbewegung vermehrt hat. Die Fähigkeit, Genuss und Schmerz zu fühlen, der Hang zum Lachen und Weinen scheint wie bei einem Kranken potenziert zu sein.

Ausserdem: Gerade so leidenschaftlich wie die Polen ein Volk des Augenblickes sind, ebenso völlig sind sie ein Volk der Erinnerungen. Nirgendwo findet man eine solche Religion der Erinnerungen, ein solches Festhalten nationaler Andenken. Man klammert sich an alles, was das vergangene Polen wieder hervorrufen kann. Zwar sind alle Kunstwerke der Stadt und alle Schätze des Volks nach Petersburg geschleppt worden; selbst die grosse Zaluskische Bibliothek von 300000 Bänden hat man der Stadt geraubt; aber desto zäher hält die Bevölkerung an den nationalen Erinnerungen fest. Sie wird in ihrem Streben auf das kräftigste dadurch unterstützt, dass die ganze polnische Poesie und Geschichtsschreibung ebenso wie die polnische Malerei in diesem Jahrhundert in den Dienst der nationalen Idee getreten ist. Die Maler, wie *Matejko* und *Brandt* — beide ausgezeichnete Koloristen, die jedoch schwierig eine einfache und leicht überschauliche Komposition erreichen — greifen fast immer zu nationalhistorischen Stoffen; die Dichter haben Polen und das Schicksal Polens behandelt, selbst wenn sie wie Krasinski in *Irydion* die Handlung in dem alten Rom spielen lassen oder wie Slowacki in *Anheli* die Scene nach einem phantastischen Sibirien versetzen.

Die Poesie hat in dem polnischen Heim die gleiche Bedeutung wie eine Religion. Die besten Werke zu lesen war oder ist streng verboten. Sowohl der Erwerb als der Besitz waren mit Gefahr verbunden. Gewöhnlich wurde das Buch, wenn es so aufmerksam gelesen war, dass man sich der Gedanken erinnerte selbst wenn man die Worte vergass, sofort verbrannt — mit dem gleichen Schmerze, womit eine Frau, die nicht frei ist, einen Brief des Mannes, den sie liebt, verbrennt. Aber man hat in Polen nicht vergessen, dass der junge Lévitoux in das Kastell in Warschau gesperrt, weil man ein Exemplar von Mickiewicz's *Dziady* bei ihm gefunden hatte, in seiner Verzweiflung über die ausgestandenen Torturen, und in seiner Angst, dass er im Fieberwahnsinn die Namen seiner Kameraden nennen könne, mit seinen gefesselten Händen die Nachtlampe unter sein Rohrbett zog und sich lebend verbrannte; man hat auch nicht vergessen, dass mehrere hundert Studenten nach Sibirien geschickt wurden, weil sie Krasinskis *Die Versuchung* in Buchformat herausgegeben hatten, nachdem die Dichtung, vom Censor nicht verstanden, im Feuilleton eines kleinen Blattes erschienen war.

In jedem Hause findet man heutigen Tags die nationalen Schriftsteller, und hat man auch, um in Sicherheit ein nationales Museum errichten zu können, dasselbe nach Rapperswyl in der Schweiz verlegen müssen, so findet man doch fast in jedem Warschauer Heim ein Album mit Abbildungen von *Arthur Grottger's* ergreifenden Gemälden in Krakau, die Leidensgeschichte Polens darstellend, eine (verbotene) Lithographie von desselben Malers „Zug der Ausgewiesenen nach Sibirien“ und einige Bilder von der Verteidigung

Warschaus 1831, die das letzte polnische Regiment darstellen, das sich mit *Ordon's* Schanze in die Luft sprengte. Mit Zärtlichkeit und Rührung betrachten die Polen nicht nur die Physiognomien, sondern auch die veralteten, halbkomischen Uniformen mit den spitzen Schössen. Ist es doch die letzte polnische Soldatentracht.

Mit diesem durch die Unterdrückung bis zur Schlaflosigkeit wachsamen Nationalgefühl hängt zusammen, dass man einen scharfen Hass gegen jeden ausländischen Schriftsteller hegt, der gelegentlich oder systematisch die Polen herabgesetzt hat. Nicht das man Heine das bekannte Spottgedicht *(Zwei Ritter)* über die zwei wackern Edelmänner Krapulinski und Waschlapski übel aufgenommen hat. Man hat sich über dessen Witz amüsiert und kennt es auswendig; man weiss auch recht wohl, wie warm er sich an vielen Stellen für Polen ausgesprochen hat. Aber man kennt gut Freitags *Soll und haben;* man hat Gewicht auf eine hingeworfene Äusserung des jüngeren Dumas gelegt über die Polen *von allerwärts,* die am Kommuneaufstand teilnahmen, und man war im Februar in förmlichem Aufruhr über die von Eduard von Hartmann in einem Wochenschriftsartikel geäusserte Parole *Ausrotten* in betreff der Polen in Preussen, eine Äusserung, die man in allzu hohem Grade ernst nahm. Die Polen sind überhaupt allzu aufmerksam darauf, was man in Europa über sie schreibt. Aber das Bekümmern dessen, was über einen gesagt wird, ist ja der gewöhnliche Begleiter der Ohnmacht.

V.

Eine mächtige und für Polen unbedingt günstige Folge der Fremdherrschaft war das Verschmelzen und Zusammenschweissen alles Polnischen. Alle provinziellen Unterschiede sind in dieser Einheit zu Grunde gegangen; die verschiedenen Teile von Polen, österreichische, russische, preussische Polen fühlen sich unbedingt als Ein Volk. In der neueren Zeit ist das österreichische Polen der Kern geworden, worum sich das übrige schliesst, nachdem die Polen in Galizien nun doch einen Landtag haben, wo ihre Sprache gesprochen werden darf, ausserdem zwei nationale Universitäten und ganze Städte, wo vieles gedruckt werden kann, was die russische Censur verbieten würde.

Und wie alle Provinzen, so fliessen gegenwärtig die Bekenner verschiedener Konfessionen in der nationalen Einheit zusammen.

Polen war einmal ein ausschliesslich römisch-katholisches Land. Nun sind gemischte Ehen in Warschau nicht selten. In den zwei Häusern, die ich am genauesten kannte, war in dem einen der Mann Protestant, die Frau Katholikin, in dem andern der Mann katholisch und die Frau protestantisch; ich muss hinzufügen, dass in keinem dieser Häuser die Konfession viel zu bedeuten hatte.

In Betreff der Juden, die in Polen so zahlreich sind, weil das polnische Reich ihnen während ihrer langen Verfolgungszeit eine Freistätte öffnete, hat die Form von deutschem Judenhass, den man mit dem affektierten Namen Antisemitismus geschmückt hat, in Russisch-Polen nicht Wurzel fassen können. Natürlich besteht auch dort die mehr als ein Jahrtausend umfassende, gegenseitige Abneigung der Russen und Juden. Der Bauer verkehrt mit dem Juden nicht. Erst spät sind auch dort die Juden auf gleichen Fuss mit den übrigen Bürgern gestellt worden. Dennoch nahmen sie schon 1794, als die Verzweiflung Warschau gegen die Russen bewaffnete, an der nationalen Verteidigung teil. Unter den Fahnen Kosciuszkos kämpfte ein Regiment jüdisch Freiwilliger, von dem jüdischen Oberst Berko angeführt, der 1809 im Kampfe gegen die Österreicher fiel. 1830 verwarf dieselbe vorurteilsvolle und unentschlossene Nationalregierung, die die Hilfe der Bauern ablehnte und sich nicht mit den Aufständischen in den alten polnischen Provinzen einlassen wollte, das Gesuch der Juden, anstatt einer früher bezahlten Abgabe, ins Heer eintreten zu dürfen. Als die Empörung unterdrückt war, strafte Nikolaj sie für jenes Gesuch, indem er sie seinen Heeren einverleibte. Und damit begnügte er sich nicht; da die Juden die Nationalregierung ebenfalls um Erlaubnis ersucht hatten, an dem höheren und niedrigeren polnischen Volksunterrichte teilnehmen zu dürfen, erklärte der Kaiser, dass er zukünftig für ihre Erziehung sorgen werde. Er liess mit einem Schlage 36000 jüdische Familien über die Grenze führen, „um sie der Versuchung zur Schmuggelei zu entziehen", wie es hiess, und befahl ihnen, sich in den

Steppen des südlichen Russlands anzusiedeln und dort die Erde zu bebauen. Die Kosaken kamen mit dem Ausweisungsbefehle. Aller Hausrat wurde auf die Strasse geworfen. Greise, Frauen, kleine Kinder mussten sich ermattet, verhungert bis zum Bestimmungsorte fortschleppen. Sank ein Weib ohnmächtig auf dem Wege um, so musste der Mann trotzdem weitergehen. Und an dem neuen Aufenthaltsorte wurden die Ausgewiesenen von der härtesten Strafe betroffen: der Kinderaushebung. Man bemächtigte sich in grossen Razzien 1842 aller kleinen Knaben vom sechsten Lebensalter an und schickte sie unter Kosakenbewachung nach Archangel, um sie als Matrosen erziehen zu lassen. Selbstverständlich starben sie unterwegs wie die Fliegen.

Gemeinsames Unglück hat die polnischen Juden mit ihren christlichen Landsleuten verbunden. Denn auch die übrigen Polen hatten ja unter der Wegführung ihrer Kinder leiden müssen. Ein Befehl des Fürsten Paskiewicz, vom 24. März 1832, der ausgeführt wurde, begann also: „Seine Majestät der Kaiser geruhte zu befehlen, dass in Polen alle umherwandernden, elternlosen *oder armen* Knaben den Kantonisten-Bataillonen einverleibt werden, und folglich in Massen nach Minsk fortgeschickt werden sollen, woselbst nach dem Reglement des Generalsstabs Sr. Maj. über sie Bestimmung getroffen wird.“ Und die Ausführung dieses Befehls ist nicht eine alleinstehende Begebenheit. Sechs Jahre später, am 13. April 1838, stand folgende Mitteilung des Gouvernementsrates in den Warschauer Zeitungen zu lesen: „Den 18. dieses Monats findet im Rathaussaal wegen der Überführung einiger tausend polnischer Adelssöhne nach Petersburg und Ural eine öffentliche Licitation statt.“ Von nun ab fühlten

jüdische und christliche Polen sich zwar durchaus nicht als eine Gesellschaft, aber doch als eine Nation. Die Fraternisierung des Volkes mit den Juden löste in Warschau im Jahre 1860 die Frage von dem Gleichgestelltsein der letzteren, und als im Februar 1861 auf dem Platze vor dem Schlosse und auf einem andern grösseren Platze auf die knieende Menge geschossen wurde, die angesichts der russischen Kanonenmündungen eine Nationalhymne anstimmte und Gott anrief, den Polen Freiheit und ein Vaterland zu schenken, fühlten die Juden den Drang durch eine unzweideutige Demonstration ihre nationale Gesinnung an den Tag zu legen. Sie begleiteten massenweise ihre Rabbiner in die katholischen Kirchen, und ebenso zogen die Christen in Massen nach den Synagogen, um die gleiche Hymne anzustimmen.

Aber schon bei dem grössten polnischen Dichter, Mickiewicz, ist das Einheitsgefühl mächtig; sein Werk *Pan Tadeusz* (von 1834), das zum polnischen Nationalepos geworden ist, schliesst damit, dass das berühmte polnische Nationallied vor Dombrowski und seinen Soldaten von einem Juden gespielt wird. „Der grosse Meister“, wie ihn die Dichtung nennt, lässt in mächtiger Begeisterung, allein durch seine Cymbelmusik, die ganze polnische Geschichte von 1791 ab an den Hörern vorbeigleiten. Die brausende Polonaise des 3. Mai bildet den Ausgangspunkt, dann folgt der falsche Akkord, der Klang der Verrätersaite, der an Targowice erinnert, hierauf Marsch, Angriff, Kampf, Sturmschritt und Schiessen, das Stöhnen der Kinder, die Klagen der Mütter; das Blutbad in Praga zieht an den thränenvollen Blicken vorüber. Dann verwandelt sich die Tonart in die trauernde Melodie der

alten Volksweise zum Lied des verbannten Kriegers, der durch den Wald irrt, und oft nahe daran ist, in Qual und Hungersnot zu vergehen, bis er endlich zu Füssen seines treuen kleinen Pferdes hinsinkt, und dies mit dem Hufe sein Grab gräbt. Dicht um den Meister geschart lauschen die Soldaten der bekannten Melodie, und erinnern sich der bittern Tage, wo sie diese Weise am Grabe des Vaterlandes sangen:

„Doch sie hoben den Kopf, denn wie ganz anders, wie viel heller klingt das — stärker, im andern Takte, eine andere Botschaft bringend. Und wieder liess der Meister seinen Blick über die Saiten schweifen, flocht die Hände in einander und beide schlugen mit beiden Stäben einen Schlag, so kunstvoll, so mächtig, dass die Saiten wie Erztrompeten klangen, und gen Himmel flog jene berühmte Melodie, von der heiligsten Hoffnung geboren, jener Triumpfmarsch: „Noch ist Polen nicht verloren! Nicht so lange, als wir leben! Auf, Dombrowski! Nach Polen!" und alle klatschten in die Hände, und „Auf, Dombrowski!" jubelte es durch den Saal. Und als stutze er selbst über die Wirkung, so bebte der Meister . . ."

Und sein Antlitz bedeckend, während ein Thänenstrom zwischen seinen Fingern hervorbricht, sagt er zu Dombrowski:

„Ja, General! Du bist es, den der Sänger Mund verkündet hat!" und der Dichter fügt hinzu: „So sprach er, der brave Jude, er liebte sein Vaterland als Pole."

Doch während man demnach augenblicklich keine konfessionelle Spaltungen in Russisch-Polen findet, hat in den letzten Jahren eine Parteispaltung anderer Art stattgefunden, nämlich die zwischen der positivistisch gesinnten Jugend, die geneigt ist, sich als das höchste Ziel die Befreiung der Gemüter zu setzen, und den katholischen oder doch mit den Katholiken gemeinsam arbeitenden Patrioten.

Die katholische Religion musste in Polen lange

unauflöslich mit der nationalen Frage verknüpft erscheinen. Ohne den Einfluss der katholischen Geistlichkeit würde es unmöglich gewesen sein, die grosse Mehrzahl der Bevölkerung, die von jeder höheren Kultur ausgeschlossen ist, fest vereint als eine Nationalität zu halten. Nun ist die Schwierigkeit entstanden, dass die höher Gebildeten nicht mehr an den Katholizismus glauben und dass die Führer der Jugend die einzige Möglichkeit zum geistigen Fortschritte im Kampfe der modernen Lebensanschauung gegen die Vergangenheit sehen. Man hat sich beunruhigt gefragt, ob die polnische Kultur durch Erhalten des Verhältnisses zum Katholizismus, das z. B. noch bei den grossen Dichtern der romantischen Schule, Mickiewicz und Krasinski existiert, nicht veraltet dastehen und in der europäischen Gesamtarbeit überflügelt werden würde, und einzelne hervorragende Männer, darunter zuvörderst Swientochowsky, fühlten sich genötigt, sich über die religiösen Fragen in einer Weise auszusprechen, die nicht wenige verletzt und viele geängstigt hat. Man sah in der letzten Zeit einen ausgezeichneten Schriftsteller wie Sienkiewicz, der radikal anfing und dessen Ansichten lange radikal waren, sich aus Zweckmässigkeitsgründen der konservativen Partei anschliessen. Es ist nur beklagenswert, dass er durch das Annehmen eines bedeutenden Jahresgehalts für das Bekleiden einer Sinecure als nomineller Redakteur einer klerikalen Zeitung sein Verhältnis kompliziert und einen Teil seines Ansehens zugesetzt hat.

Man stösst hier auf ein Dilemma, das mehr als irgend etwas anderes an der polnischen Intelligenz nagt. Viele der Besten wagen nicht zu sagen, was sie

denken, um nicht der Sache zu schaden, die ihnen die heiligste oder richtiger die einzig heilige ist: der Sache Polens. Andere hervorragende Männer werden zu der Betrachtung geleitet, die unter gewöhnlichen Verhältnissen unwiderlegbar wäre, aber in diesem Falle nicht genügt, dass es Ideen giebt, die grössere Gültigkeit und Berechtigung haben als die Ideë des Vaterlandes. Die Frage wird praktisch eine Frage über Zweckmässigkeit, Rücksicht und Takt.

Meine rein persönliche Stellung zu der Frage war, dass man von der progressistischen Seite in Warschau geneigt war, mich als Gesinnungsgenossen zu betrachten, während einzelne Männer, die, obgleich durchaus freisinnig, vor allem aus politischen Gründen einen Bruch zwischen den Patrioten und der Partei der Jugend zu vermeiden wünschten, meine Anwesenheit in Warschau wünschten, weil sie es für möglich hielten, dass ein Fremder, der in beiden Lagern Freunde hatte, versöhnend wirken könne. Man suchte also meinen Aufenthalt in Warschau zu einer Versöhnung der Parteien zu benutzen, und es wurde mir bei einer gewissen Gelegenheit gesagt, dass an diesem Abend zum ersten Male seit fünfzehn Jahren Vertreter der verschiedenen Parteien in Einem Saale versammelt waren. Was ich persönlich in Warschau gesehen habe, konnte mir nur hohe Begriffe von dem Zusammenhalten der Polen als Volk geben; besonders überraschte mich die Haltung der konservativen Partei. Mehr als ein katholischer Geistlicher kam mir mit Herzlichkeit entgegen, und die grösste Festlichkeit, wozu ich während meines Warschauer Aufenthaltes eingeladen war, wurde von dem Führer der konservativen Partei gegeben, dem Besitzer des Blattes *Slowo*

(das Wort), Graf *Przezdziecki.* (Er ist der Sohn des Mannes, der unter grossen Opfern die gesammelten Werke des alten polnischen Historikers, *Johannes Dlugosz,* in vierzehn mächtigen Quartbänden herausgegeben hat, und ein naher Verwandter der Gräfin *Przezdziecka,* die Merimées *zweite Unbekannte* ist.)

Obgleich die polnische Kultur nun nach meiner Auffassung augenblicklich auf eine äusserst vorsichtige und Rücksicht nehmende Evolution beschränkt werden muss, sieht man deutlich, dass das Jahr 1863 Epoche im polnischen Geistesleben gemacht hat. Die Thorheiten und Schrecken dieses Jahres, der in verzweifelter Unbesonnenheit planlos vorgenommene Aufstand mit seinem traurigen Ausgange, hat die Nation nüchtern gemacht. Zu nüchtern, mag es einigen scheinen, denn während es vor 1863 bei den Polen Sitte war, alle Vorzüge im eignen Volk vereint zu sehen, gehört es nach jener Zeit zum Tone, nur wehmütig herabsetzend über Polen zu sprechen. Aber es ist in jedem Falle ein grosser Gewinn, dass die krankhafte ‚Selbstvergötterung für immer tot und begraben ist, die in den Dreissigern zu der Zeit durchdrang, als die beiden grossen Gegner Mickiewicz und Slowacki sich gleichzeitig zu den Schwärmereien des Mystikers Towianski bekehrten (das polnische Volk als Messiasvolk ansahen, das für die Sünden der Menschheit leide und leidend das Menschengeschlecht erlöse). Man hat gelernt, der harten Wirklichkeit ins Auge zu sehen, und die Hoffnungen, die man hegt, — denn man ist, obgleich gewiss nicht sanguinisch, keineswegs ohne Zukunftshoffnungen — gründen sich nicht auf Träume und Phantasien.

Endlich hat die durchgeführte Fremdherrschaft

nach 1863 einen geistigen Zustand hervorgerufen, der, so unglücklich er auch ist, in gewisser Hinsicht wohl der schönste und beste eines Volkes genannt werden kann, ein Zustand, der an denjenigen erinnert, worin das ursprüngliche Christentum unter dem Drucke des Römerstaates seine Anhänger versetzte, eine zwar in vielen Punkten pessimistische, aber darum nicht weniger wahre Weltauffassung.

Vielleicht wirkt im Grunde kein Zustand erziehender auf ein Volk, als ein solcher, wo kein hervorragender Mann jemals irgend eine äussere Auszeichnung, Titel oder Dekoration erhält, und wo der offizielle Flitter der Ehre als Schande angesehen, während umgekehrt der offizielle Kittel der Schande, die politische Gefängnistracht, als ehrenvoll betrachtet wird.

Jedes Kind, das in Warschau täglich an dem Denkmal des Paskiewicz vorübergeht; jedes Kind das stets den Obelisken mit den verherrlichten Namen der Verräter sieht, gewöhnt sich vom zarten Alter ab an den Gedanken, dass diejenigen, welche die Machthaber ehren, in der Regel nicht die besten Männer und diejenigen, welche sie verfolgen, meistens nicht die schlechtesten sind.

Das, was der Kern, der wahre Kern in der christlichen Lehre ist, die wahrhafte Schätzung der Ehre, der Schande und der Gerechtigkeit dieser Welt, oder dessen, was wirkliche Grösse und wirkliche Niedrigkeit ist — diese wahrhafte Schätzung kennt hier jeder, selbst der am schwächsten Begabte auswendig. Welche Schule des Lebens! — Polen ist das einzige Land, glaube ich, wo das ursprüngliche Christentum noch als Gesellschaftsmacht existiert und zwar gleichmässig für Christen und Nicht-Christen.

Man findet den Namen Polen nicht auf der Karte von Europa. Das polnische Volk wird nicht unter die europäischen Völker gerechnet. Die Freiheit und Wohlfahrt seiner Söhne und Töchter sind in der Gewalt fremder Machthaber. Seine Sprache wird verfolgt und unterdrückt.

Dieses Volk hat unter den Mächtigen der Erde nicht einen einzigen Freund, hingegen wirksame, äusserst wirksame und rastlos arbeitende Feinde, und sein Unglück ist, dass seine Feinde die unbedingt mächtigsten Männer der Welt sind.

Zum Ersatz hat Polen, glaube ich, bei allen Völkern der Erde die Besten zu Freunden, die Menschlichsten zu Freunden.

Polen bietet den Anblick eines Volkes dar, das nicht nur zum Tode verurteilt, sondern, wie Cherbuliez es genannt hat, lebendig begraben ist und das trotz allem beständig den Deckel seines Sarges emporhebt und zeigt, dass seine Lebenskraft noch lange nicht erlöscht ist.

Man begegnet hier einem Volke, in welchem jeder Nerv angespannt ist, weil es Tag aus, Tag ein für seine Existenz kämpft, anstatt sie, wie andere Völker, zu geniessen. Man sieht hier ein Volk, das in seine nationalen Sache ganz aufgegangen ist, und doch ist diese nationale Sache nichts anderes als die allgemeinmenschliche, die Frage der Menschheit.

Man liebt darum Polen nicht wie man Deutschland oder Frankreich oder England, sondern wie man die Freiheit liebt. Denn was heisst, Polen zu lieben, anderes als die Freiheit lieben, eine tiefe Sympathie mit dem Unglücke haben und den Mut und die streitbare Begeisterung bewundern!

Polen ist ein Symbol — ein Symbol all dessen, was die Vorzüglichsten der Menschheit geliebt und wofür sie gekämpft haben. In Polen ist alles zusammengedrängt, all das Hassenswerteste und Abscheulichste, all das Liebenswerteste und Strahlendste; hier finden sich die Gegensätze des Erdenlebens wie in hohem Relief; hier ist das Weltwesen wie in einer Essenz zusammengedrängt.

Überall in Europa, wo für die Freiheit gekämpft worden, kämpften in diesem Jahrhunderte die Polen mit, auf allen Kampfplätzen, auf allen Barrikaden. Sie haben sich zuweilen in ihrer Auffassung der Unternehmungen, denen sie ihre Waffen liehen, geirrt; aber sie glaubten für das Wohl der Menschheit zu kämpfen; sie betrachteten sich als die geschworene Garde der Freiheit, und betrachten noch jeden, der für Freiheit kämpft, als einen Bruder.

Aber man kann auch ebensowohl sagen, dass überall, wo jemand in Europa für Freiheit kämpft, für Polen gekämpft wird. Das Zukunftsgeschick Polens ist gänzlich von dem Schicksale Europas abhängig; denn siegt die Idee von dem Rechte der Völker zur Unabhängigkeit und von dem Rechte jedes einzelnen Volkes zur vollen politischen Freiheit auf immer mehr Punkten des weiten Erdenrundes, so naht die Zeit, wo die Wiederauferstehung Polens mehr als eine Hoffnung wird.

Zweiter Eindruck.

(1886.)

Die zwei grössten Militärmächte der Erde, Deutschland und Russland, die miteinander auf gespanntem Fusse stehen, von denen jedoch keine die politische Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Völker und der Individuen vertritt, haben zur Zeit eine Aufgabe und ein Ziel gemeinschaftlich: sie führen mit Aufbietung aller Mittel einen Ausrottungskrieg gegen eine Nationalität von 14—16 Millionen Menschen, die gekettet, gebunden, unterdrückt und geknebelt ist wie keine andere Nationalität in Europa, die aber nichtsdestoweniger von ihren Machthabern behandelt wird, als überflute und verdränge sie die Elemente, die sie beherrschen, und wir sehen sie ununterbrochen als eine Gefahr oder eine Drohung bezeichnet.

Die Teilung des polnischen Staates ist fast hundert Jahre alt. Aber sie lässt die Mächte, die sie vollzogen, nicht zur Ruhe kommen. Noch heutigen Tages kostet es grosse Mühe, sie als Recht und Wohlthat zu behaupten. Nicht genug damit, dass man die Weltgeschichte so schreiben liess, dass jegliche Schuld auf der Seite jenes alten Polens lag. Nicht genug damit, dass, was andern Völkern zur Tugend oder

Pflicht angerechnet wird: Liebe zum Vaterlande, seinen Erinnerungen und seiner Sprache; Hass gegen dessen Feinde und Verächter, als Landesverräterei gestempelt und gestraft wird, wenn ein Pole es äussert. Nicht genug damit, dass kein polnischer Deputierter in dem deutschen Reichstage oder dem galizischen Landtage unterlassen kann, seine unterthänige Treue zur fremden Teilungsmacht zu beschwören und darzuthun, oder, dass die polnische Jugend als Soldat in die deutschen, österreichischen und russischen Heere einregistriert, in Regimenter gesteckt wird, wo eine fremde Sprache gesprochen wird und für fremde Interessen gekämpft werden muss: In der letzten Zeit haben Russland und Deutschland gleichzeitig eine Verfolgung der polnischen Nationalität ins Werk gesetzt, die an Misshandlung streift.

Fürst Bismarck wies zu Anfang dieses Jahres mit weniger Tage Frist 50000 Polen aus Preussen aus, Männer, Frauen und Kinder, die sich hilflos ein Obdach suchen oder zu Grunde gehen mussten. Sein politischer Beweggrund scheint ein doppelter zu sein. Er fürchtet die Polonisierung der deutschredenden Landesteile; denn es hat sich gezeigt, dass die polnische Sprache trotz allem, was man für ihre Ausrottung gethan, stetig Terrain gewinnt. Und er will sich die bestmöglichen Bedingungen für einen bevorstehenden Krieg sichern, möglichst wenig feindlich gesinnte Elemente im Lande haben. Er weist nicht nur aus Preussen alle dort wohnenden fremden Polen aus, selbst wenn sie sich noch so lange dort aufgehalten haben, — und dies so folgestreng, dass am 1. Februar eine 91jährige Frau in Warschau ankam, die als staatsgefährlich aus Posen ausgewiesen war — sondern er

schlägt sogar vor, den in Posen ansässigen und grundbesitzenden preussischen Polen die Erhaltung des Grundeigentums unermesslich zu erschweren. Er will die Polen aus ihrem alten Lande auskaufen und hat zur Kolonisierung des Landes 100 Millionen Mark verlangt, gerade als ob die Rede von unbewohnten Gegenden wäre oder von Landstrecken, die von Wilden bewohnt sind. Und es soll nicht einmal jedem Deutschen unbedingt gestattet sein, polnisches Besitztum aufzukaufen; wer sich mit einer polnischen Frau verheiratet hat, erhält nicht das Recht hierzu; denn die Erfahrung lehrt, sagt Bismarck, dass eine solche im Handumdrehen ihren Mann zu einem polnischen Patrioten macht. In Zukunft soll keinem preussischen Polen erlaubt werden, sich in Posen anzusiedeln, falls er nicht mit einer deutschen Frau verheiratet ist; denn nur dann ist Hoffnung vorhanden, ihn und seine Kinder zu germanisieren.

I.

Es zeigt sich demnach, dass Bismarck in den polnischen Frauen eine noch grössere Gefahr für die Einheit und Sicherheit des Deutschen Reiches erblickt, als in den Männern. Er hat ihnen hiermit unfreiwillig Lobworte erteilt, die auf ihren Stolz und ihren Menschenwert hinweisen. Und sie verdienen das Lob Sie sind, wo es den Kampf um Erhaltung des Volksgeistes gilt, das Mark des Landes.

Die Frauen, die hier in Betracht kommen, sind die Aristokratinnen. Bei den unteren Volksklassen lebt nur ein religiöses Nationalbewusstsein, und einen Bürgerstand wie in den germanischen und romanischen Ländern giebt es nicht.

Im allgemeinen kann man von diesen Frauen der höheren und niederen Aristokratie sagen, dass ihre Eigenschaften, Tugenden und Laster keine bürgerlichen sind. Sie sind nicht häuslich und sie sind nicht kleinlich. Die besten besitzen einen Stolz, der hoch und selten wie er ist, dem Gefühle des starken und reinen Seelenlebens entspringt. Es sind Frauen, die zum Herrschen geschaffen wurden, und die selbst in kleinen und engen Verhältnissen das grosse Selbstgefühl, das ihnen im Blute liegt, bewahren. Es ist dieser Typus, dessen Geistesleben völlig in der nationalen Frage aufgeht. Verschiedene unter ihnen sind

noch eifrige Katholikinnen, aber den meisten und aufgeweckteren ist der Katholizismus nur als Palladium der Nationalität wertvoll und teuer. Cherbuliez' Bezeichnung der polnischen Frau als „Punsch, mit Weihwasser bereitet“, ist heutigen Tags wohl etwas veraltet.

Die polnischen Frauen sind durch ihre Schönheit berühmt und machen ihrem Rufe Ehre. Es ist eine Art Glaubenssatz in Polen, dass die echte, polnische Frau blond ist; es gilt für das feinste, blond zu sein. Doch obgleich man einzelne Frauen sieht, die nicht allein durch die goldgelbe Farbe der Haare den schwedischen und norwegischen Frauen nahe kommen, sondern die auch in der leuchtenden Weisse der Haut alles übertreffen, was man im Norden sieht, hält dieser Glaubenssatz nicht Stich. Man sieht überall sehr viele Brünetten, und die Haupthaarfarbe ist in der Regel dunkelbraun.

Die vollendete Form der Hände und die Kleinheit der Füsse ist bei den Polinnen berühmt. Sie legen selbst den meisten Wert auf die Schönheit der Hände. „Ich sehe meine Hände, aber nicht mein Gesicht,“ sagte eine Polin, und eine andere, die sonst durchaus nicht an ihr Äusseres denkt und zu gebildet ist, um eitel zu sein, liess, als sie in Paris Frost an den Händen bekam, deshalb den berühmtesten Arzt der Stadt holen. Polnische Damen behaupten, dass, wenn sie in Wien die Schuhwarengeschäfte besuchen und ihre kleinen Füsse mit den hohen Spannen zeigen, die Schuhmacher ausrufen: „Das kennen wir, das sind polnische Füsse.“ Man erzählt auch in Warschau, dass man in den Wiener Schuhmagazinen zu diesen Füssen einen besonderen Schrank mit Schuhzeug habe, dessen Inhalt in hohem Grade von dem für die Engländerinnen bestimmten Schrank verschieden sei.

Die stehende Auffassung ist hier, wie in allen anderen mir bekannten Nationalitäten, dass die echt nationale Frau für das Heim und die Kinder lebt — vielleicht mehr für die Kinder als für den Mann, und eigentlich kaum ein Liebesleben führt. Die Ehe wird weniger zur Schau gestellt als in Deutschland und giebt nicht so häufig zu Katastrophen Veranlassung wie in Frankreich. Der Kopf der polnischen Frauen ist heiss, ihre Sinne sind beherrscht.

Zuweilen geschieht eine grosse Unregelmässigkeit: Eine Dame verlässt ihren Mann und lebt mit einem Geliebten; ein junges Mädchen verheiratet sich mit dem Kammerdiener ihres Vaters. Das sind seltene Ausnahmen. Wenn man in der Gesellschaft eine raffinierte Kokette trifft, ist sie fast immer von fremder Abstammung. Hingegen sind grosse Beispiele mütterlicher Aufopferung keineswegs selten. Gräfin Rosa K., die infolge ihrer Verwandtschafts- und Vermögensverhältnisse *die erste Dame Polens* genannt wird, hat jahrelang ganz einsam in einer unbedeutenden Bergstadt in den Karpathen gelebt aus Rücksicht für die Gesundheit ihres kleinen, schwächlichen Sohnes.

Man findet in Polen noch starke Überreste der abstrakten Frauenverehrung, die, solange der polnische Staat bestand, in der Bezeichnung der Madonna: *Virgo Maria Regina Polonice,* Ausdruck fand. Obgleich die ökonomische Befreiung der Frau noch nicht einmal in Angriff genommen ist, oder vielleicht gerade darum ist die Galanterie gegenüber dem weiblichen Geschlechte eine Zwangsregel. Männer erheben sich immer im Pferdebahnwagen, um einer Dame Platz zu machen. Und an jedem beliebigen öffentlichen Orte, sogar auf den feinsten Redouten

und Bällen, wird der Stuhl unter einem weggenommen mit dem Zurufe: Für eine Dame!

In der höheren Gesellschaft scheinen die Frauen auf den ersten Blick ein völlig müssiges Leben zu führen. Aber im Sommer auf dem Lande, wo noch in grosser Ausdehnung patriarchalische Verhältnisse herrschen, hat die Frau des Gutsbesitzers viel zu thun und in Warschau lebt sie nur scheinbar ein allein den Zerstreuungen gewidmetes Leben.

Die vornehme Dame steht zwischen 1 und 2 Uhr auf und geht um 4 Uhr morgens zu Bett; sie fährt von Besuch zu Besuch, von einer Gesellschaft zur andern. Aber im Grunde wirkt sie dennoch täglich für öffentliche und nationale Interessen. Alles, das unschuldigste Unternehmen, die Errichtung einer Bibliothek, eines Spitals, einer Nähschule, was es auch sei, wird ein Glied in der Wirksamkeit, um das Polentum zu stärken. Es kommen nicht vier Damen in einem Wohlthätigskeitskomitee zusammen, ohne nationale Ziele unter diesem Deckmantel zu verfolgen.

Es ist verboten, den Kindern in einer Schule das Polnische zu lehren. Aber es ist erlaubt sie nähen zu lehren. Man zeichnet also Korsette auf die Tafel für den Fall, dass Gendarmen hereinkommen sollten; man hat das Nähzeug auf dem Tische und die Bücher darunter.

Einzelne durch bedeutende Anlagen hervorragende Frauen haben sich bestrebt mehr zu thun; so die bekannte Schriftstellerin *Elise Orzeszkowa,* die selbst eine Druckerei anlegte, um im Dienste der Volksaufklärung zu wirken. Diese Wirksamkeit hörte auf, als die Regierung sie verbot, die Druckerei schloss und Frau Orzeszkowa auf eine längere Reihe von

Jahren in Grodno internierte. Ihre Romane, die viel Aufsehen erregt haben — *Meir Ezofowicz* ist besonders lesenswert — zeigen ein Talent, das dem der George Sand ein wenig verwandt ist; sie sind mit einer schwermütigen Vaterlandsliebe, aus einem begeisterten Freiheitsglauben geschrieben; ihre kleineren Novellen haben schärferes Wirklichkeitsgepräge und bestimmtere künstlerische Form, aber die gleiche patriotisch erziehende Tendenz. Eine jüngere Dichterin, die in lyrischer Inspiration sehr Hohes erreicht, *Marja Konopnicka*, hat im Kampfe mit den schwersten und drückendsten Lebensverhältnissen sich zum poetischen Repräsentanten für ein Freiheitsleben des Gedankens und Empfindens entwickelt, wie es in Polen noch eine Seltenheit ist. Auch in ihren Poesien, wie z. B. in ihrer Ode an Matejko aus Anlass des Bildes *Die Schlacht bei Grünwald*, bebt die Saite der Vaterlandsliebe.

Der Gegensatz Polnisch-Russisch schwindet eigentlich nie aus dem Gemüte der Frauen. Man erfährt dies stets im täglichen Leben: Ein junges Mädchen war von ihrem Verlobten verlassen worden. Es wurde stets als ein besonderes Moment, das die Untreue und Rücksichtslosigkeit verschärfte, hervorgehoben, dass er einer *russischen* Tänzerin wegen mit ihr gebrochen hatte. Ein junges Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren zankte in dem sächsischen Garten eine Schar halberwachsener Schulknaben aus, weil sie miteinander russisch sprachen. Solche kleine Züge lehren jeden, der sich einige Zeit in Russisch-Polen aufhält, dass es die Frauen sind, welche die nationale Leidenschaft im Kochen erhalten.

Übrigens sind sie, wie allerwärts, selbstverständlich ganz verschieden; sanft weiblich und ruhig oder miss-

trauisch scharfsichtig, jungfräulich streitbar oder erotisch veranlagt oder eitle Schauspielerinnaturen. Es giebt welche, die echt slavisch ganz in intellektuellen Enthusiasmus aufgehen, und es giebt einzelne ausgezeichnete, typisch polnische, mit der Entschlossenheit und Festheit eines aussergewöhnlichen Mannes, die Anführerinnaturen. Da war eine, die der Vater, ein Artilleriegeneral, der sein Kind von Furchtsamkeit heilen wollte, vom zehnten Jahre an gezwungen hatte, neben den Kanonen zu stehen wenn sie abgefeuert wurden, und die nun, einige zwanzig Jahre alt, das Grundgepräge hatte, dass sie vor Schuss stehen konnte.

Oft sind es gemeinsame patriotische Interessen, die sie mit den Männern vereinen; zuweilen wählen sie unbewusst den Mann, weil er sich am wenigsten von ihrem patriotischen Ideale entfernt. Im Ganzen kann man sagen, dass sie die Männer ziemlich gering schätzen und gründlich ihre Fehler kennen. Mannesmut genügt ihnen nicht. „Wenn sie sich nicht einmal mehr schlagen könnten, so könnte man sie begraben lassen,“ gab ein junges Mädchen mit viel Charakter als Antwort auf eine Äusserung, die diese Tugend der Männer besonders hervorhob. Als Regel kann man von diesen Frauen sagen: sie fordern viel und geben dafür viel wieder.

II.

Die Männer sind wohlgewachsene, oft magere Erscheinungen; am häufigsten mit scharf geschnittenen Gesichtern und starkem, lang herabhängendem Schnurrbart. Dieser Typus lässt sich vom Bauer bis zum Aristokraten verfolgen. Eine oft vorkommende Variation ist der schwerfällige, kindlich offne Landedelmann, der seine Freunde zum Willkomm und Abschied mit einem Kusse begrüsst und das Herz auf den Lippen trägt, aber nichtsdestoweniger eine männliche Haltung und viel natürliche Würde bewahrt; es ist der Typus, den Mickiewicz in *Pan Tadeusz* in verschiedenen Exemplaren verewigt hat.

Die staatsbürgerlichen Eigenschaften fehlen durchgehends. Während der Deutsche meistens fühlt, als habe er seine Bestimmung erreicht, wenn er sich vor den Staatswagen spannen lässt, selbst wenn ihm dadurch etwas von dem Besten in seinem Wesen verloren geht, besitzt der Pole durchaus kein Talent zum Staatsbürger. Sowohl der ökonomische als auch der politische Sinn ist in Russisch-Polen wenig entwickelt.

Darum gab es im alten polnischen Reiche (gerade wie in Hellas) eine hohe Civilisation ohne die materielle Grundlage, die ihre Dauer sichern konnte, und darum fand dort (wie in Judäa) eine persönliche Freiheitsentwicklung statt, auf Kosten der Kraft des Reiches gegenüber dem Auslande.

Es giebt zwei polnische Nationalgesänge, die zusammen das vollständige Bild des polnischen Volkscharakters geben, der eine ist Wibicki's *Jeszcze Polska* von 1797, das über die ganze Erde berühmte Lied: *Noch ist Polen nicht verloren,* der andre ist Ujejskis *Z dymem Pozarów* von 1846, der nach dem galizischen Gemetzel geschrieben wurde. Das Metternichsche Regiment, dem Erzherzog Ferdinand die Idee gegeben hatte, die Bauern gegen ihre Herren zu gebrauchen, liess damals dem Bauernstand in Galizien einreden, dass der Kaiser ihn des Kriegsdienstes enthoben und ihm den Boden zur Teilung geschenkt habe, dass der Adel aber diese kaiserliche Bestimmung verhindere. Als nun junge Edelmänner die Bauern für einen nationalen Aufstand zu gewinnen suchten, ergoss sich deren Wut über den polnischen Adel; in drei Tagen wurden 2000 Männer, Frauen und Kinder des Adelstandes vertilgt, einige wurden lebend verbrannt, andre zu Tode gepeischt oder in Stücke gehauen.

In Ujejski's Gesang erhält die Verzweiflung des neueren Geschlechts, die Hoffnungen Polens so von den Polen selbst vernichtet zu sehen ihrem Ausdruck, das Lied Wibicki's drückt die lichte Hoffnung des alten Geschlechtes aus, selbst nachdem der Axtschlag der dritten Teilung gefallen war. Das erste Lied ist eine Hymne, die einem Psalme gleicht, das zweite ist ein Marsch, der einer Mazurka ähnelt.

Die zwei Seiten des Volkscharakters, der ganze polnische Geist, spiegeln sich hierin. In der Hymne von Ujejski lebt der hohe, brennende Ernst, die Vaterlandsliebe als Religion: Empor mit dem Rauch der Feuerbrunst und dem Dampfe des Bruderblutes steigt unsere Klage zu dir, o Herr! *Jeszcze Polska*, der Marsch,

der gewöhnlich für pathetisch gehalten wird, weil er im polnischen Nationalleben eine ähnliche Rolle wie die Marseillaise in Frankreich gespielt hat, ist das sorgloseste, munterste Lied, die Weise des heroischen Leichtsinns. Der Gedankengång ist: Es hat keine Not. Polen wird bestehen. Marsch, Marsch Dombrowski! Es ist ein Vergnügen zu leben, zu singen, sich zu schlagen.

Die Tugend, die in der neueren Zeit in Europa allmählich als bürgerliche Haupttugend durchdrang, ist die, zu arbeiten, die Arbeit um ihrer selbst willen zu lieben und zu treiben. Die Auffassung worauf diese Tugend beruht, ist sehr selten in Polen. Man hat dort seinen Boden und seinen Geist Jahrhunderte durch gepflegt, aber hat gleichzeitig die eigentliche Arbeit um Geld hartnäckig als eine niedrige, herabwürdigende Sache angesehen. Man hat die ererbte aristokratische Geringschätzung für den Kaufmann und Fabrikanten, geschweige für den Krämer und Handwerker genährt. Man hat grosse Vermögen gesammelt, aber man hat sie ausgegeben. Das Geld war ein Mittel, höchst selten ein Zweck; die Arbeit war eine halbwegs beschämende Zuflucht, nie Selbstzweck.

Man wollte das Leben geniessen, nicht das Brot verdienen, und eigentlich weniger es geniessen, als es in grosser Sorglosigkeit leben.

Das Nützliche ist in diesem Lande immer erst in zweiter Reihe gekommen, häufig in dritter.

Nicht dass man sein höchstes Interesse in einer idealen *Darstellung* des Lebens setzte, wie es Italien unter der Renaissance that, als es in seiner unsterblichen Kunst aufging. Nein, das Ziel war hier das Leben selbst zu einem Fest umgeformt, das ein

grosser Herr, ein wirklicher *grand seigneur,* andern grossen und kleinen Herren und ihren Damen gab.

Die Gastfreiheit ist in dem polnischen Leben ein wesentlicherer Zug als in andern Ländern. Dort ist man nur gastfrei, wo man sich langweilt; hier ist man gastfrei, ohne sich zu langweilen. Das sich Sträuben Gastfreundschaft zu erweisen, gilt hier als Spiessbürgerlichkeit; das sich Sträuben, Gastfreundschaft anzunehmen, selbst eine grossartige, gilt auch als Spiessbürgerlichkeit, denn es beweist, dass man sie als Geldwert anschlägt.

In dem alten Polen war sogar der Krieg festlich. Die polnischen Ritter hatten im Kriege grosse Flügel auf ihren Kürassen, grosse wirkliche Straussflügel, auf den Sätteln, und selbstverständlich fehlte nie der Federbusch.

Und wie schön und reich war im Frieden das polnische Kostüm. Dass diese Kleidung jemals praktisch gewesen, ist wenig glaublich, aber welche schimmernde Üppigkeit! Welche wundervolle Pracht in diesen Schärpen mit ihrem Silber- und Goldbrokat, die vielfältig um den Leib geschlungen wurden, welcher feine und vornehme Schönheitssinn in diesen Seidenstickereien! Wer eine solche Schärpe um den Mieder trug, hat einen steten Eindruck von Glück, Lebensfülle und Wohlsein gehabt. Dies ist kein Flitter, wie so viel französischer Schmuck jener Tage, sondern solide und dauerhafte Pracht.

Und wie der einzelne mächtige Mann in diesem Volke nicht für sich allein gelebt hat, sich nicht eingeschlossen hat, so auch nicht das ganze Volk. Man denke nur an diese zwei Züge: dass Polen sich den Juden im Mittelalter eröffnet und dass Johann Sobieski

Wien von den Türken befreit, zwei in der europäischen Geschichte seltene Züge religiösen Freisinns und politischer Ritterlichkeit.

Aber Ideale, uneigennützige Ideale sind ein Luxus, der sich an einem Volke rächt, ungefähr wie die Nationallaster sich rächen. Die Völker, die in ihrem Gefühlsleben neue religiöse Ideale erlangen oder die sich in ihrem Gedankenleben zu neuen Höhen erheben, oder die aristokratische Ideale verfolgen, sind als staatsbildend immer schwach; häufig mussten sie für höhere Eigenschaften mit dem Verlust ihrer Staatsexistenz büssen, aber schwieriger als je ist ein Volk wie das polnische gestellt, in einem so durchgehends bürgerlich und kriegerisch uniformierten Zeitalter wie dem unsrigen.

Es ist besonders die veraltete aristokratische Geringschätzung der Arbeit, die verhängnisvoll wirkt. Niemand arbeitet, der es nicht muss, und viele, die es sollten, arbeiten nicht. In Warschau ist *die Gesellschaft* vielleicht exklusiver als an irgend einem andern Orte. Das Vorurteil gegen die Arbeit wird den Jungen von den Älteren eingeprägt. Eine alte vornehme Dame machte die bezeichnende Äusserung: „In welche Gesellschaft hatte man mich eingeladen! Sie strotzte von *Arbeitern*, Advokaten, die man bezahlt, Fabrikanten, die Waren verkaufen, Ärzte, denen man für den Besuch drei Rubel in die Hand drückt.“ Die Frau Don Ranudos würde nicht anders reden.

Aber wird man einwenden, wie erhält in unsern Tagen ein ganzer Stand Geld ohne Arbeit? Das ist gerade der Haken, dass das Geld der polnischen Aristokratie zu Ende geht; diejenigen, die noch Grundbesitz haben, sind häufig genötigt, ganz auf ihren Gütern zu leben.

Man muss jedoch nicht glauben, dass sich irgend einer darüber grosse Sorgen macht. Ein polnisches Sprichwort lautet: *Es wird sich schon ordnen* — ein charakteristisches Wort für das Land der Unordnung. Man beurteilt einen schlechten Zahler oder vom Kredit Lebenden weit weniger hart als anderwärts. Von Familien, die überall Schulden haben, heisst es nachsichtsvoll: „Sie waren gezwungen ein wenig Schulden zu machen.“ Sie werden deshalb nicht verachtet, nicht einmal wenn der Leichtsinn bis zur Thorheit gestiegen ist, wenn der Chef der Familie spielt und ein Vermögen im Spiele verliert. Aber gerade in solchen Fällen treten die Schatten- und Lichtseiten des polnischen Charakters dicht beisammen auf.

Von zwei Brüdern verlor der eine 200000 Rubel im Spiel, und flüchtete aus dem Lande. Der andere Bruder übernahm die Schuld, begab sich aufs Land auf seine Güter, lebte wie der einfachste Arbeiter, schuftete wie der ärmste Bauer und bezahlte sein ganzes Leben hindurch die Schuld seines Bruders ab. Die übertriebene, heldenmütige Aufopferung gedeiht in unmittelbarer Nähe des verrückten, verbrecherischen Leichtsinns.

Der Hang zur eiteln Prunksucht, zur Verschwendung erzeugt bei den niedern und schlechten Naturen die Unordnung in allen Geldangelegenheiten und die Geldbegehrlichkeit, welche die besondere polnische Form der Schlingelhaftigkeit bestimmt, die Betrüger im Privatleben, Bestochene und Verräter im politischen Leben schafft. Wahrscheinlich hat bei jeder ausgeprägten Nationalität die Schlingelhaftigkeit in Geldfragen ihre besondere Lieblingsform. Die folgenden kleinen Züge zeigen sie in ihrer polnischen Extravaganz.

Ein junger Mann von guter Familie machte eine Schuld von 80000 Rubel, lieh von allen seinen Verwandten, bis sie zuletzt verarmten und kam so weit, dass er jeden anpumpte, den er traf, fremde Damen, Landsmänninnen, die er im Auslande im Hotel traf; er verschmähte nicht einmal das Leihen von zehn und fünf Rubeln. Als er endlich nicht einen Kopeken mehr hatte, trat er in Paris in ein Kloster als Novize ein. Allgemeine Erbauung in seiner Familie. Nach Verlauf einiger Zeit schreibt er an eine fromme alte Tante nach Hause, stellt ihr dar, dass jeder der andern Brüder dem Kloster eine Summe Geldes schenke und bittet sie inständig, ihm eine kleine Summe vorzustrecken, nur 6000 Rubel, damit ihm die übrigen Mönche nicht missachten sollen. Sowie er das Geld erhält, verlässt er das Kloster, reist spornstreichs nach Amerika, verbraucht die Summe bis zum letzten Pfennig, kehrt dann nach Frankreich zurück, wird wiederum Mönch und ist augenblicklich einer der beliebtesten Beichtväter in Paris.

Der folgende Wirklichkeitszug giebt eine Variante des gleichen Typus und illustriert zugleich Grundeigentümlichkeiten polnischer Charaktere ganz entgegengesetzter Art:

Eine reiche Dame der polnischen Aristokratie, streng und ehrbar in ihrem Gebahren, friedlich und was man glücklich verheiratet nennt, die einen braven Mann hatte, ein schönes Heim, und die nie zuvor geliebt hatte, wurde wie von Zauber befallen, als sie einen jungen, eleganten Edelmann kennen lernte. Sie verliess Mann und Kinder, Haus und Heim, und liess sich mit einem falschen Passe nach Paris entführen. Der junge Mann erwies ihr eine Woche

lang Zärtlichkeit, verkaufte dann nach und nach alle ihre Kostbarkeiten und Schmucksachen, sperrte sie ein, wenn er sich für den erlösten Betrag amüsieren ging, und liess sie bald so vollständig im Stiche, dass sie, von allem entblösst, ihre Mutter um Hilfe angehen musste. Diese holte sie zurück, und ihr Mann erklärte sich geneigt, sie unter der Bedingung wieder in sein Haus aufzunehmen, dass sie zuerst auf der Schwelle des Hauses niederkniee und alle, selbst das Gesinde, um Verzeihung bat für das schlechte Beispiel, das sie gegeben hatte. Sie unterwarf sich, und er hat ihr nie weder ein böses Wort gesagt, noch die geringste Andeutung über das Geschehene gemacht.

So weitgehend sich die Gewissenlosigkeit in Geldverhältnissen hier bei verdorbenen Polen zeigt, ebenso überspannt ist bei den Besseren die Scheu vor der Einmischung irgend einer Geldwertsache bei Dankbarkeitsbeweisen Höher- oder Gleichgestellter. Ein als Teilnehmer an der Empörung im Jahre 1863 lange flüchtiger Pole, der sich seitdem sein Brot als Photograph in Christiania verdient hat, sandte Karl XV. eine kostbare Busennadel zurück, die ihm dieser zur Erinnerung an ein Gespräch und einen erwiesenen Dienst überreichen liess. Ein andrer kleiner Zug, der sich im vorigen Jahre in Warschau ereignete, ist noch bezeichnender und lehrreicher. Ein junger Gutsbesitzer, Mankowski, gewann die von polnischen Privatleuten ausgesetzte Prämie für ein Lustspiel. Er schickte einem beliebten Schauspieler, der ihm bei der Ausarbeitung des Stückes hinsichtlich des Theatralischen behilflich gewesen und daran viele Zeit geopfert hatte, einen Diamantring zum Dank. Der Schauspieler weigerte sich, den Ring anzunehmen. Als man es mir

erzählte und ich bemerkte: „Er kann seine Zeit ohne Entgelt hingeben?“ lautete die Antwort: „Er braucht nicht viel. Sie sehen, er nimmt eine solche Bezahlung nicht an, aber er bezahlt auch selbst nicht. Man weiss, dass es ihm nicht zum Besten geht, und betrachtet es daher als schäbig ihn zu mahnen. Er hat nun z. B. seit zehn Jahren eine schöne Wohnung inne gehabt. Er hat in dieser Zeit nie seine Miete bezahlt, aber wenn der Verfalltag kommt, macht er des Morgens seinem Wirte einen Besuch; dieser bietet ihm eine Tasse Chokolade an, der junge Schauspieler entschuldigt seine Saumseligkeit rücksichtlich der Miete, beklagt seine Verlegenheit, und es wird nicht mehr darüber gesprochen. — „Und seinen Schneider, seinen Schuhmacher, bezahlt er sie auch nicht?“ — „Nein, sie hoffen, dass er einmal eine reiche Partie machen werde. Dagegen nimmt er keine Einladungen zum Mittag an, ohne sie mit andern zu erwidern, und wenn er im Hotel d'Europe ein Diner für Kronenberg (den reichsten Banquier in Polen) giebt, so ist es nicht weniger glänzend, als Kronenbergs eigene Diners — und er bezahlt es.“

Nach dieser Auffassungsweise ist es eigentlich nur notwendig, das Unnötige, das Überflüssige zu bezahlen. Nirgends steht wohl überhaupt das Überflüssige in so grossen Ehren. Die besten jungen Männer in Polen sind Luxusprodukte, äusserst reizend, geschmeidig hingebend wie Frauen, fein wie späte Sprossen alter Adelsstämme. Meist arbeiten sie nicht, und wenn sie es ausnahmsweise thun, ohne es nötig zu haben, einem Studium obliegen, sich zu einem Professorat oder ähnlichem vorbereiten, erregt dies allgemeines Staunen und Bewunderung. Man applaudiert eigentlich nicht

der Arbeit des jungen Mannes, sondern dass er Überflüssiges leistet.

So lag auch zu allen Zeiten das Charakteristische des polnischen Heldentums darin, dass es das Überflüssige that. Die Männer aus Polens grosser Zeit haben an den verschiedensten europäischen Kriegen teilgenommen, überall wo der Kampf einem Ziel galt, das ihre Sympathie hatte. Sie haben 1848 gekämpft, und später in der Krim, in Italien, in der Türkei. So der alte, von Mickiewicz besungene *Ordon,* der Held von 1831, der vor Warschau seine Schanze in die Luft sprengen liess, als die Russen eindrangen, und der selbst durch ein Wunder errettet wurde. Er war überall dabei, wo man sich für Volksfreiheit oder gegen Russland schlug. Bis 1886 lebte dieser wahre Held, in dem alles Hohe und Seltene im polnischen Charakter verwirklicht war, ein stilles Leben in Florenz. Dann machte er, stolz und arm, wie er war, und unfähig in seinem hohen Alter zu arbeiten, aus Furcht andern zur Last zu fallen, durch einen Pistolenschuss seinem Leben ein Ende. Sein Mut war der eines wandernden Ritters. Und diese Art von Kriegermut findet man bei Geistern zweiten Ranges, so z. B. bei dem vor einigen Jahren verstorbenen *Tripplin,* der in seinen Reisebeschreibungen u. a. eine sympathische, etwas idealisierte Schilderung von Dänemark gegeben hat. Auch er nahm an den verschiedensten Freiheitskriegen teil und war überall dabei, wo man gegen Russland kämpfte.

Folgender Zug aus der Geschichte der letzten Empörung illustriert gut die polnische Neigung, einen Mut zu beweisen, der keine Rücksicht auf das Nützliche nimmt: Als 1863 jede Hoffnung für die polnische

Sache verloren war, erklärte in der letzten Sitzung der Nationalregierung das Haupt derselben, dass er selbst in Warschau bleiben würde; er betrachtete sich als bei seiner Ehre verpflichtet nicht zu entweichen, die übrigen Mitglieder könnten sich noch retten, und er überreichte ihnen daher fertige Pässe. Da beschlossen auch sie zu bleiben und sich lieber allen Folgen auszusetzen, als leitende Männer des Aufstandes gefangen zu werden, als vor dem von ihnen getrotzten und bekämpften Feinde zu fliehen.

Mit diesen Tugenden und den schon berührten Lastern kommt man im neunzehnten Jahrhundert nicht durch die Welt. Man wird nicht einmal geehrt und geachtet, viel weniger mächtig und gross. Die Anmut des Grosssinns und auch des Leichtsinns ist in unsern Tagen schlecht bestellt, neben der deutschen Klugheit und der russischen Kraft.

III.

In Russisch-Polen hat der Druck seit der Teilung des Reiches nun die grösste Höhe erreicht. Die Knebelung der Presse ist so vollständig, dass Widerlegung der Beweisführung in Bismarcks Reden oder ein Angreifen derselben streng verboten war. Man durfte nicht einmal darthun, *dass die polnische Agitation,* die es nach des Fürsten Behauptung zu bekämpfen galt, aus guten Gründen nur in dem ungebrochenen Willen besteht, die Nationalität und Sprache gegen den fremden Eroberer zu behaupten, der seinerseits die ganze Staatsmaschine in Bewegung setzt und alle Machtmittel anwendet.

Das Bestreben der Regierung ist, wie schon erwähnt, in Russisch-Polen besonders auf zwei Ziele gerichtet: Russifizierung des Grundbesitzes und Ausrottung der polnischen Sprache.

Der Ukas von 1865, der oben berührt ist, verbot den Polen in den alten polnischen Provinzen anderen als ihren Kindern Grundbesitz zu hinterlassen. Im März 1886 trafen jedoch die russischen Gerichtshöfe eine Entscheidung von noch weitreichenderer Bedeutung, indem ein Testament, worin ein lithauischer Gutsbesitzer sein Gut seinem Sohne hinterlassen hatte, ungültig erklärt und das Eigentum verauktioniert wurde.

Im Königreiche Polen ist es noch erlaubt auf offener Strasse polnisch zu sprechen und eine Bekanntmachung auf polnisch zu schreiben, vorausgesetzt, dass sie darüber auf russisch zu lesen steht, aber überall ausserhalb des sogenannten Königreiches — in ganz Lithauen nordwärts, und im Süden hinunter bis Odessa — überall, wo in den gebildeten Klassen Kultur und Sprache noch polnisch sind, findet man in und an allen öffentlichen Gebäuden ein Plakat mit den Worten angeschlagen: *Polnisch zu sprechen ist verboten.* Übertretungen werden hart bestraft, und jeder Funktionär, bis zum niedrigst gestellten, der angegeben wird, einige polnische Worte gesprochen zu haben, selbst als Antwort auf eine polnische Frage, selbst zu Personen, die keine andere Sprache verstehen, wird mit hoher Geldstrafe oder Abschied bestraft. Ein Pferdebahnkondukteur erhielt kürzlich eine Geldbusse von 25 Rubel, grösser als sein Monatsgehalt, weil er eine polnische Frage in derselben Sprache beantwortet hatte.

Man stelle sich nur eine Gerichtsscene in Russisch-Polen vor: Der Untersuchungsrichter, der meist von polnischer Geburt ist und mühsam mit schlechter Betonung russisch spricht, fragt in seinem Russisch den Angeklagten aus, einen polnischen Bauer, der kein Wort von der Rede des Richters versteht. Die Fragen werden ihn daher von einen Dolmetscher übersetzt. Er antwortet polnisch. Erneutes Übersetzen durch den Dolmetscher, so unnötig es auch ist. Und so fährt man unausgesetzt mit Fragen und Antworten fort, weil weder der Untersuchungsrichter noch der Verklagte ihre Muttersprache reden dürfen. Und bei der öffentlichen Verhandlung spricht der

Kläger gegen den Angeklagten in einer Sprache, die dieser nicht versteht, ebensowenig wie er ahnt, was der Verteidiger antwortet.

Das Königreich Polen, wo noch erlaubt ist, unter sich die Sprache zu reden und wo von alter Zeit her noch der *Code Napoléon* gilt, erscheint den Bewohnern der andern Provinzen vergleichsweise als ein Paradies der Freiheit. Man reist von Wilna nach Warschau um einmal im Jahre einige Wochen aufzuatmen.

Wer beobachtet hat, wie die Zustände in diesem Freiheitsparadiese sind, kann auf die der umliegenden Provinzen schliessen.

Was erstens die Erziehung betrifft, halten die Eltern so lange als möglich die kleinen Knaben und Mädchen von der Schule fern, unterrichten sie selbst oder lassen sie unterrichten, um diese ersten Kenntnisse auf polnisch und in polnischem Geiste beizubringen. Das Kind saugt mit der Muttermilch die Geringschätzung und den leidenschaftlichen Hass gegen die Russen ein. Alles, was es in den ersten Lebensjahren hört, stärkt diesen Hass und diese Geringschätzung. Es erfährt so viel Grosses und Gutes von der hohen Kultur und dem hohen Mute seiner Landsleute, dass es Polen und den Polen alles Grosse zutraut. „Ist es möglich, dass Kolumbus kein Pole war?“ frug ein kleiner Knabe in meiner Gegenwart seine Mutter. Dagegen ist in der Regel alles, was das Kind hinsichtlich der Russen erfährt und erlebt, ungünstiger Art, oder es erhält eine ungünstige Auslegung. Die russischen Offiziere treten an öffentlichen Orten bescheiden auf; man sieht sie meist allein, selten zu zweien. Es ist nicht Sitte, dass sie, wie es bei andern Heeren ge-

schieht, grüssen, wenn sie sich begegnen. Ihr Auftreten verrät nichts junkerhaftes, sie scheinen sich eher als missliebige Vertreter des herrschenden Stammes von der Situation bedrückt zu fühlen. Aber die Uniform ist unpopulär; man rechnet den Offizieren ihre schlichte Haltung nicht als Vorzug an, fasst sie eher als Beweis eines Gefühls geistiger Unterlegenheit auf. Und ein vereinzelter kleiner Zug wie der, dass der Wagen des russischen Generals beim Fortfahren von einem öffentlichen Balle die aufgestellte Wagenreihe unterbricht und voranfährt, erweckt das volle Gefühl, dass man in einem vom Feinde eroberten Lande wohnt.

Selbstverständlich ist in Warschau eine russische Kolonie, aber es giebt keine eigentlich russische Gesellschaft, weil unter den dort wohnenden Russen allzu grosse Standesunterschiede herrschen. Sie wollen sich gegenseitig nicht als ihresgleichen ansehen. Und die russischen Beamten haben dort, wie überall, keinen besonders guten Ruf. In Polen kommt noch der Umstand hinzu, dass die besseren Russen sich für zu gut halten als Beamte dorthin zu gehen. Sie wollen nicht einen so verhassten Auftrag übernehmen.

Vor einigen Jahren wurde ein russischer Gelehrter zum Professor der Zoologie an der Universität in Warschau ernannt. Er kam an und man zeigte ihm das Museum mit ausgestopften Tieren. Er bemerkte, dass die Namen, die daran angeschlagen, nur auf Lateinisch und Russisch geschrieben waren. „Und auf polnisch?“ frug er. Der Rektor der Universität bedeutete ihm, dass er nach Warschau berufen war, nicht um in erster Linie den Studenten Zoologie zu lehren — ob sie etwas mehr oder weniger davon lernten,

sei verhältnismässig unwichtig — sondern um in erster Linie russische Propaganda zu betreiben. Der neue Professor frug dann nur, wann der Zug nach Petersburg gehe, und reiste spornstreichs zurück. So geschah es auch, dass die beste russische Schauspielerin sich weigerte mit der kaiserlichen Truppe nach Warschau zu reisen, und erklärte nicht dort auftreten zu wollen, ehe sie polnisch spielen könne.

Solche Züge sind seltene, sehr seltene Ausnahmen.

Es sind Züge ganz entgegengesetzter Natur, deren das polnische Kind täglich Zeuge ist und worüber es zu Hause erzählen hört. Der Hass wider die Moskowiten *(Moskal)* wird ein Teil seiner Natur.

Nun kommt es mit einem Male zur Schule, d. h. es wird dem russischen Staate, russischen Lehrern übergeben; zu Hause hat die Mutter es in die auf der Strasse verbotene polnische Nationaltracht gekleidet; zu Hause hat es mit Bilderbüchern und Bildern gelebt, die ihm Scenen aus der alten polnischen Geschichte, aus den Revolutionen dieses Jahrhunderts, aus dem Zuge der Verbannten nach Sibirien zeigten; es kennt Polens Lebenslauf ganz genau — in der Schule wird der Knabe in russische Uniform gesteckt, nur russisch angeredet, darf nie ein Wort, das nicht russisch ist, reden, hört nie von Polen oder von polnischer Litteratur, oder wenn Polnisches erwähnt wird, als vom Verbotenen, Schlechten. Er lernt hier, dass er Russe ist, und nichts anderes als Russe. Welche Verwirrung in der Seele des Kindes! Der Knabe wird zum heucheln, zum schweigen gezwungen. Die Keime zum Trotz und zur Selbstbeherrschung, oder zur Falschheit und Kriecherei werden in sein Gemüt gelegt. Verzweifelte Fragen, ob Widerstand

nütze, ob Gerechtigkeit existiere, entstehen notwendigerweise.

Die Schulen sind schlecht. Der Umstand, dass der ganze Unterricht in einer fremden Sprache erteilt, und dass eine unverhältnismässige Kraft auf ihr Aneignen verwendet wird, die Unlust und der Zwang, die eine Folge davon sind, endlich die Gewohnheit, in dem Lehrer einen Fremden und einen Feind zu sehen, wirkt in hohem Grade vermindernd auf den Erfolg. Nur eine Minderzahl der Studenten versteht französisch und kann es ordentlich sprechen; es giebt wohl jetzt einige mehrere, welche die Grenzsprache deutsch verstehen und sprechen, aber die meisten können kaum fremde Bücher lesen, und viele verstehen nicht eine einfache französische oder deutsche Frage. Die Wohlhabenderen reisen alle ins Ausland um zu studieren; können sie hierzu keine Erlaubnis erhalten, so gehen sie lieber nach Petersburg, wo weniger Unfreiheit und bessere Professoren sind, als dass sie in Warschau bleiben, wo der Universitätsunterricht meist erbärmlich ist.

Da die Universität mit einem Schlage aus polnisch russisch gemacht wurde, forderten die Professoren, die nicht russisch konnten, ihren Abschied. Verschiedene blieben doch, meist aus patriotischen Gründen. Aber allmählich ist die Universität gereinigt worden, die polnischen Professoren wurden durch russische oder russisch gesinnte ersetzt. Man hat das Reglement gegeben, dass ein jeder Professor nach 25jährigem Professorat verabschiedet werden kann, wenn die Fakultät ihn nicht besonders festhält. Einen hervorragenden polnischen Professor hält sie nun nie. So bekam vor einem Jahre der erste Mediziner

der Universität *Baranowski* seinen Abschied wegen Altersschwäche, obgleich er, der früh berufen worden, nur gerade 50 Jahre alt war und in seiner vollen Kraft stand. Zum Professor der Ästhetik und Litteraturgeschichte hat man mit Übergehung des verdienten und gründlichen Litteraturhistorikers, *Piotr Chmielowski* einen gewissen Struwe berufen, den einzigen, der zu haben war, der russisch sprechen wollte. Er schwingt sich zuweilen zu drei Hörern auf.

Die Räume sind so klein, dass keiner über hundert Personen fasst, und keiner derselben ist jemals voll.

Die Studenten müssen wie die Schüler Uniform tragen, und sie stehen unter strenger Aufsicht. Irgend welche Vereinigung zu bilden ist ihnen natürlich verboten. Sie dürfen nicht einmal in Gruppen auf der Strasse stehen, und versammeln sie sich privat öfters in einer Anzahl von sechs oder sieben, so können sie gewiss sein, angegeben und bestraft zu werden; denn man weiss alles. Niemand geht ungesehen in ein Haus ein und aus. Man kennt nicht Thürschlüssel — und keine nordische Einrichtung, die man erwähnt, wundert einen Bewohner von Russisch-Polen mehr als der Thürschlüssel. „Duldet die Regierung solche Schlüssel?“ heisst es mit Staunen. Jeder, selbst der Herr des Hauses muss an seiner Thüre läuten und der Pförtner *(Stróz)*, der dem russischen *Dvornik* entspricht und dessen Beruf ist, für die Sicherheit der Bewohner zu sorgen, leistet unter allen Umständen auch Dienste als Polizeiorgan.

Die Studenten sind meist darauf hingewiesen, allein zu studieren — aber auch dieses ist erschwert. Eine Menge der berühmtesten fremden Werke sind, ebenso wie die wichtigsten aus der eigenen Litteratur

des Landes, verboten und müssen als Schmuggelgut über die Grenze geschafft werden, was teils verteuernd wirkt, teils Gefahr mit sich führt. Es ist demnach nicht zu verwundern, dass man unter den aufgewecktesten dieser jungen Männer viele mit weitgehenden oppositionellen Anschauungen findet.

Es giebt unter ihnen keine *Nihilisten;* man kennt weder den Namen noch die Sache in Polen. Die vorgeschrittenen unter ihnen fallen in zwei Gruppen. Sie nennen sich teils Demokraten, teils Socialisten. Die Demokraten huldigen annähernd den Anschauungen, die in *Prawda* verfochten werden. Ihr Hauptinteresse ist jedoch nicht ein sociales oder politisches, sondern ein rein geistiges. Sie bilden die erste freidenkende Gruppe dieses Jahrhunderts in Polen. Aber da der Katholizismus und die Priestermacht von Alters her ihre Stütze in der die nationale Überlieferung vertretenden polnischen Aristokratie hat, und da die Presse der Aristokratie, besonders das Blatt *Slowo* das Organ des Katholizismus ist, so verschmilzt die Freidenkerei mit demokratischen Neigungen und Zielen.

Die jungen Männer, die der demokratischen Richtung huldigen, würden gerne moderne Gedanken, Anschauungen, Theorien und Bücher in Polen einführen. Selbst die trivialen Proteste Max Nordau's würden sie gerne übersetzen, falls die Censur es zuliesse. Ihr wichtigster Wortführer, Swientochowski, ist ein Mann von ungefähr 40 Jahren, schön, kläräugig, hartnäckig, mit dem Kopf eines Provinzchristus, Poet und Stilist, vor allem ein Charakter. Er hat grosse Fähigkeiten als Polemiker und Tendenzschriftsteller, aber gerät durch seine Rechthaberei leicht in kleine Plänkeleien;

es gebricht ihm an Grazie und Takt. Seine Hauptaufgabe ist der Kampf gegen die katholische Geistlichkeit. Aber der Angriff auf die Geistlichkeit ist in Polen, noch mehr als anderwärts, eine unpopuläre Sache, weil die Nationalität des Landes während so langer Zeit mit der römischen Religion verknüpft war und weil der Religionsunterschied noch heutigen Tages — da die Volksaufklärung so gering ist — das stärkste Bollwerk der Nation ausmacht.

Es zeigt sich denn auch — obwohl es geleugnet wird und die Anhänger *Prawda's* es ungern hören, — dass die Censur auf dieses Blatt mehr Rücksicht als auf irgend ein anderes nimmt. Es darf Dinge sagen, die andern Blättern verboten würden. Denn alles, was kosmopolitisch wirkt und was die katholische Kirche untergräbt, erscheint Russland weit weniger gefährlich, als die national-religiöse Tendenz. Für Russland ist der Einfluss der römischen Kirche noch immer Hauptfeind und Hauptgefahr.

Es giebt nur Eine Macht, die Russland in Polen in gleichem Grade, vielleicht noch mehr verfolgt und fürchtet; das ist — sonderbar genug — der Socialismus.

Ich sagte, dass eine Gruppe der studierenden Jugend sich Socialisten nennt; ein grosser Teil der Arbeiterbevölkerung ist ausserdem durch Beeinflussung aus Deutschland socialistisch gesinnt. Ich glaube, dass diese sogenannten Socialisten unter den Studenten die besten unter ihnen sind, die kenntnisreichsten, die begeistersten und aufopferndsten; es sind meist junge Mediziner, die sich die moderne Naturwissenschaft angeeignet haben, und die durch Eindrücke von erster oder zweiter Hand Anhänger von Karl Marx geworden sind. Sie empfinden lebhaft die Ungerechtigkeit des

bestehenden Gesellschaftszustandes. Es dünkt ihnen, dass selbst wenn Polen *per impossibile* frei würde, wenig oder nichts gewonnen wäre, wenn Aristokratie und Klerisei den herrschenden Einfluss bewahren und das Kapital fortgesetzt die Vermögenslosen ausnützen würde. Sie haben nichts gegen die Russen als Russen und träumen unbestimmt von einer Allianz mit den revolutionären Elementen Russlands, die sie übrigens nicht kennen. Sie büssen hart für diese jugendlichen und ganz platonischen Sympathien mit dem Socialismus. Denn jeder Student, den man wegen sozialistischer Propaganda angiebt oder verdächtigt, wird schonungslos ins Kastell gesperrt, selbst wenn er nicht den geringsten ungesetzlichen Schritt unternommen hat.

Die Gefahr, die von dem russischen Socialismus droht, ängstigt die Regierung vor dem polnischen. Die fünf politischen Verbrecher, die in den letzten Tagen des Januars im Gefängnis in Warschau gehängt wurden, waren Russen. Die Rechtssache, die hier ihren Abschluss fand, drehte sich um eine von einem Unterrichter Namens Bardowski angestiftete Verschwörung, die auf ein ganz aussichtsloses politisches Komplott ausging. Man hatte socialistische Proklamationen abgefasst, die an die Arbeiterbevölkerung Warschaus ausgeteilt werden sollten; man hatte mit einem Dolchstoss einen Cigarrenhändler gemordet, in dessen Laden einer der Verschwörer, ein Ingenieur, Namens Kunicki, thöricht genug das Protokoll mit den Namen aller Verschwörer vergessen hatte, das von dem Händler in seiner Angst auf einer Polizeistation abgeliefert worden war.

Es lag sehr wenig gegen die Angeklagten vor, so wenig, dass der Generalgouverneur von Polen, der

bekannte General *Gurko* (der polnischer Abstammung ist, und dessen Name deshalb richtig *Hurko* ausgesprochen wird), nachdem die Todesurteile gefällt waren, zweimal die Papiere mit der Erklärung nach Petersburg schickte, dass er nicht einsähe, wie man diese Menschen zum Tode verurteilen könne. Da die Todesurteile gleichwohl bestätigt wurden, benahm sich der Gouverneur, der human ist, ohne deshalb als weichherzig bekannt zu sein, folgendermassen: Er liess die zum Tode Verurteilten eines Morgens früh wecken, und es wurde ihnen nun gesagt, dass sie zur Verbannung verurteilt sein, deshalb von ihren Verwandten Abschied nehmen müssten, und falls sie es wünschten mit einem Priester sprechen könnten, um sich zu der langen Reise zu stärken. Sie erklärten alle, dass sie nach keinem Gespräch mit irgend einem Geistlichen verlangten. Einer wünschte, von seinem Vater, der geholt wurde, Abschied zu nehmen. Darauf wurden sie in einen geschlossenen Raum geführt, wo die Exekution vor sich gehen sollte. Dort wurde ihnen das Urteil mitgeteilt, und gleichzeitig warfen sich die Henker auf sie und hängten sie auf.

Am bezeichnendsten ist es, dass zwei russische Offiziere, die zum Tode verurteilt waren, jedoch im letzten Augenblicke zu lebenslänglicher unterirdischer Zwangsarbeit begnadigt wurden, — was auch Todesstrafe ist, da niemand sie länger als vier bis fünf Jahre aushalten kann — nicht weiter schuldig waren, als dass sie von Bardowski einige Broschüren und Proklamationen erhalten hatten, die sie beweisbar niemand gezeigt, viel weniger zu verbreiten gesucht hatten, die man aber bei ihnen fand. So gefährlich ist es, socialistische Hefte in Verwahrung zu haben.

Kein Pole sollte jedoch Freiheit und Leben, um socialistischer Bestrebungen willen auf's Spiel setzen. Denn im allgemeinen ist wahr, was offen ausgesprochen in Warschau merkwürdiger Weise bisweilen junge Männer mit socialistischen Sympathien überrascht, dass es für einen Polen keinen Sinn hat, Socialist zu sein. Denn was will am kürzesten ausgedrückt *Socialismus* sagen? Was anders als direkte oder indirekte Expropriation privater Kapitalisten, reicher Leute und Grundbesitzer zu Gunsten des Staates! Man übertrage dies auf polnisch! und es wird, wie die Verhältnisse zur Zeit und für lange Zeiten liegen, unmöglich etwas anderes als Expropriation polnischer Kapitalisten zum Besten des russischen Staates. Aber wessen der russische Staat sich einmal bemächtigt hat, das, kann man sagen, hat man gesehen. Es gehört ein starker Glaube dazu, dass es wieder dem polnischen Volke zu gute kommen wird, wenn man in einer Stadt wie Warschau lebt, wo es keine Kommunalverwaltung giebt, sondern wo die Kommunalabgaben direkt nach Petersburg geschickt werden, und nur ein äusserst geringer Teil zum eigenen Besten der Stadt verwendet wird.

Das einzige, was der polnische Socialist faktisch thun kann, ist, die Arbeiter gegen die Prinzipale aufhetzen, ihre Unzufriedenheit wecken, und sie zu Striken verleiten, die fast immer mit Niederlagen enden. Da so zu sagen nie gewählt wird, und nie eine wirkliche Partei gegründet werden kann, ist jede socialistische Aktion in grösserem Stile unmöglich, ganz abgesehen von den zerstörenden Wirkungen einer solchen Aktion auf die Individualität des polnischen Volkes.

Eine ähnliche Rücksicht wie diese, die einem

denkenden und umsichtigen Polen verbieten sollte sich auf Seite der polnischen Socialisten zu stellen, selbst wenn er sonst einer socialistischen Theorie zuneigte, müsste ihn verhindern, seine volle Zustimmung der freidenkenden Gruppe in Polen zu schenken.

Man kann ein so guter Europäer wie irgend einer sein, all jene Vaterländerei verabscheuen, die als Nationaleinbildung allein verdummt, und doch die gewaltsame Vertilgung einer reichen und wertvollen Volksindividualität als ein Unglück für ganz Europa betrachten.

Mir däucht, dass in Polen alle anderen Fragen dieser ersten und wichtigsten untergeordnet werden müssten: der Erhaltung der Nationalität. Aber zu einer Zeit, wie der jetzigen, wo es unbedingt verboten ist, polnische Schulen zu errichten, oder den Bauern und Kleinbürgern irgend einen nationalen Unterricht zu erteilen, würde eine umfassende, freidenkerische Agitation, die den katholischen Glauben durchsägte, gleichzeitig das polnische Nationalgefühl durchsägen. Freilich giebt es im Weichselland protestantische Polen, und ringsum im russischen Polen zahlreiche unierte Gemeinden, die (obgleich ihre Priester verheiratet sind und ihr Bündnis mit Rom loser als das der römischen Katholiken ist), sich ganz als Polen fühlen; aber dieses ist so kraft einer Tradition; ein schon heutzutage in der grossen Bevölkerung herbeigeführter Bruch mit der religiösen Überlieferung, würde, falls er erreicht werden könnte, immer ein Sieg für das russische Prinzip werden.

Sich Demokrat nennen, hat insofern auch keinen rechten Sinn, als das Wort die Anschauung ausdrückt, dass die Volksmasse herrschen solle. Es ist ziemlich

unfruchtbar diese Anschauung zu nähren, so lange Adel und Volk in gleichem Grade unter der Geissel der Fremdherrschaft stehen. Die Demokraten vermögen einzig und allein, bei Gemeinderatswahlen auf dem Lande und bei Vorstandswahlen in privaten Gesellschaften den Einfluss der grossen Gutsbesitzer zu bekämpfen, ein gutes und nützliches Werk, insofern es das Selbständigkeitsgefühl der Bevölkerung weckt, ein Werk von zweifelhafterem Nutzen, insoweit es den Russen die Arbeit erleichtert, die Widerstandskraft der höheren Klassen zu brechen.

Dies ist für die polnische Intelligenz die fürchterliche Zwangswahl: sie scheint verdammt, entweder den Fortschritt zu wählen mit dringender Gefahr, dem eignen und dem schlimmsten Feinde allen Fortschritts in die Hände zu arbeiten, oder den Stillstand zu wählen auf die Gefahr hin, dass die Nationalität, die hierdurch erhalten wird und worauf man so stolz war und ist, in der europäischen Kultur zurückbleibt, veraltet und überflügelt wird.

In dieser Stellung liegt etwas wirklich tragisches. Mehr als Ein Mann, der die polnische Intelligenz in ihrer höchsten Entwicklung vertritt, sieht sich — wie der stolze Graf Henrik in Krasinski's Trauerspiel — verurteilt, *das Kastell der heiligen Dreieinigkeit* zu verteidigen. Diese Männer sind moderne Menschen und sie schweigen darüber. Sie sind freisinnige Menschen und stimmen, falls sie als Gutsbesitzer in Posen einen Sitz in dem deutschen Reichstage und dem preussischen Herrenhause haben, unentwegt mit dem Centrum. Es giebt welche unter ihnen, die gerne mit einem Socialistenführer zusammen Mittag essen möchten und doch offiziell der Fahne Windhorst's folgen. Sie können

Heinrich Heine auswendig, und gehören zur katholischen Partei. Sie sind Freidenker und fühlen sich als Polen gezwungen, Rom zu stützen — eine geistige Qual, die man anderwärts nicht kennt.

Und man spürt auf allen Gebieten, wie vaterländische oder vermeintlich vaterländische Bestrebungen das moderne Geistesleben zurückdrängen: In der bildenden Kunst, wo patriotische Allegorien und Symbole allzulange das Aufblühen einer lebenswahren Kunst verhindert haben, und in der Litteratur, wo der historische Roman noch blüht wie eine späte Nachlese von Walter Scott. Das grösste Erzählertalent unter Polens lebenden Schriftstellern, Henryk Sienkiewicz, der mit vortrefflichen, modernen Novellen debutierte, hat, indem er sich gleichzeitig der katholischen Partei genähert, grosse patriotisch-historische Romane im Stile *der drei Musketiere* mit Fortsetzungen ohne Ende geschrieben. Er hält es für seine Aufgabe, angesichts der entmutigenden Gegenwart dem Volke das Bild einer Vorzeit zu zeigen, wo es noch als Volk bestand, und er schildert mit Vorliebe den unglücklichsten Zeitraum der alten polnischen Geschichte, um durch die Darstellung der harten Krisen jener fernen Tage den Glauben des Volkes an die Besiegbarkeit des gegenwärtigen traurigen Zustandes zu stärken. Die Folge davon ist jedoch trotz all seines Talentes, dass wenn er so von Zeiten, die er kennt, zu Zeiten zurückgeht, die er nicht kennt, und eigentlich ganz andere Ziele als künstlerische vor Augen hat, er als Dichter überhaupt so stark zurückgeht, dass er seine besten Leser verliert und seine Romane nur als Unterhaltungslektüre und patriotische Reizmittel Erfolg haben.

Wie socialistische und demokratische oder freigeistige Tendenzen in Polen etwas anderes bedeuten als anderwärts, ebenso tragen hier auch katholische und konservative Neigungen einen besonderen Charakter.

In der deutschen Litteratur kämpfte z. B. in diesem Jahrhundert die katholische Tendenz der Romantik scharf gegen das protestantische Wesen der früheren und den rein heidnischen Hang der zeitgenössischen Litteratur; aber in Polen war in diesem Jahrhundert der Katholizismus immer oppositionell, in stehendem, rastlosem Streit wider die Staatsmacht begriffen, häufig mit der Liebe zur Wahrheit, die frei macht, und mit der Begeisterung, die sich dem Martyrium aussetzt, verschmolzen. In den protestantischen Ländern ist die Geistlichkeit in der Regel servil, in Polen ist sie es nie, kann nie zu einem Werkzeug der weltlichen Macht herabgewürdigt werden.

Es giebt dort katholische Priester, denen die Vorgesetzten erlauben für Zeitungen zu schreiben, die Theater zu besuchen und am Gesellschaftsleben teilzunehmen, weil man weiss, dass sie ganz in dem doppelten Ziele aufgehen, Wohlthätigkeit zu üben und die polnische Sprache in den fernsten Provinzen zu erhalten. Man sieht ihnen bei einer oder der andern Übertretung des katholischen Ritus durch die Finger, ja man übersieht sogar einen vermuteten Unglauben gegenüber gewissen Dogmen, weil man sie als eifrige Fürsprecher des Katholizismus, als polnisch-nationale Geistesmacht kennt. Das Gepräge verhältnismässig unschuldiger Heuchelei, das ihnen unleugbar anhaftet, schadet ihnen nur bei ganz Wenigen. Die allgemeine Meinung ist ihnen wohl gesinnt.

Wie man sieht, ist nach meiner Auffassung der

Gesichtspunkt, den der Fremde sich gezwungen fühlt, für den Wert und die Berechtigung der verschiedenen Parteien und geistigen Mächte anzulegen, der, inwiefern sie grössere oder kleinere Widerstandskraft gegenüber dem Prinzip leisten, das darauf ausgeht, die Individualität des Volkes auf jede Weise zu zerstören, das rohe und fürchterliche Prinzip des asiatischen Absolutismus. Erst wenn die daher drohende Gefahr entfernt ist, kann Polen sich den Luxus gönnen, die verschiedenen Bestrebungen der Zeit mit einem neuen und wahreren Massstab zu messen. Aber so lange jenes Prinzip triumphiert, so lange ist ihm gegenüber dieses zergliederte und zu Grunde gerichtete Polen der unzweifelhafte Vertreter der Menschlichkeit, der Vorposten der Civilisation selbst auf Gebieten, wo sein Wesen nicht modern ist, und so lange ist jene zerschossene Fahne des ehemaligen Polens mit dem weissen Adler — die alte, einzig anbetungswürdige Freiheitsfahne.

IV.

Dem polnischen, leichtbeweglichen, bald schwächer, bald stärker pulsierenden Leben gegenüber, steht das russische System, das schwere, maschinenmässig wirkende russische Zwangssystem, der Ausrodungs- und Ausrottungsmechanismus.

Er strebt nicht nur darnach, jeden freien Spross der Nationalität und der Sprachpflege abzumähen, sondern ihr Wachstum in der Wurzel zu treffen, die Keime zu untergraben, den Samen aufzureissen.

Und nicht genug damit. Das System fürchtet alle die Keime, die in der Luft liegen, mit dem Winde kommen, in den Flüssen fliessen. Es fürchtet alles was die Luft als Gesang, Lachen oder Weinen erfüllt, alles, was der Lippe als Wort entspringt, alles, was das Auge wie liebe Farben fesselt.

Gegen alles, selbst das Luftigste und Geistigste, hat das System ein Verbot. Für die Nationaltracht hat es die Uniform gegeben, für den Gesang Schweigen, für das Lachen Schweigen, für die Klage Schweigen, für das Wort Schweigen, und für alles, was im Auslande und im Inlande erzeugt wird, Censur. Es hat eine Mauer um dieses Land gezogen, und versucht sie so hoch zu machen, dass kein Vogel darüber hinfliegen und so dicht, dass kein Luftzug durchdringen kann.

Die Nationaltracht ist selbst als Karnevalskostüm verboten, sogar in historischen Schauspielen auf der Bühne.

Polens Farben, Polens Wappen sind unbedingt verboten, dürfen nicht einmal auf der Façade eines alten Hauses, oder am Rahmen eines alten Bildes angebracht bleiben. Die Nationallieder sind so strenge verboten, dass man sie nicht einmal gern in einem Privathause spielt, wenn dort grössere Gesellschaft ist.

Das Lachen ist zwar nicht verboten, aber es verbietet sich von selbst. Man hört es so selten, dass, wenn ein Fremder des Nachts in Gesellschaft von Bekannten laut über einen Einfall lacht, man Polizisten und Gendarmen sich in der Nähe der Gesellschaft mit Zeichen der Verwunderung versammeln sieht. Ich habe nie ein anderes Lachen als mein eigenes in den Strassen von Warschau gehört.

Schweigen und Ernst sind zwei Züge, die vor allem für Polen bezeichnend sind. Es ist ein Land, wo sich niemand öffentlich lustig zeigt.

Man trete in ein grosses Studentencafé, das gegenüber der Universität liegt. Niemand spricht ein lautes Wort. Man gehe auf die Strasse. Nie ein Ruf. Niemand will die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Oder man nehme als Beispiel einen grossen öffentlichen Ball, der von der vornehmen Gesellschaft veranstaltet ist. Das Orchester braust, die Mazurka wird durch alle Touren dreiviertel Stunde lang ununterbrochen getanzt. Aber in einer Ecke des Saales steht in einem Kranz von jungen Offizieren der alte starke General *Krüdener*, der bei Plewna geschlagen wurde, nachdem er ganz gegen seinen Wunsch einen hoffnungslosen Angriff hatte vornehmen müssen; in der andern Ecke

steht Oberst *Brock*, der, nur einige dreissig Jahre alt, sich zum Chef der Gendarmerie, der politischen Polizei aufgeschwungen hat, die bei den übrigen Armeekorps im schlechten Ansehen steht, und mit deren Offizieren die von der Armee nicht gerne etwas zu thun haben wollen, aber deren Befehlshaber gleichwohl der mächtigste Mann in der Stadt ist, selbst mächtiger als der Generalgouverneur; denn sein Befehl ist höchste Instanz, von der es keinen Appell giebt. Unwillkürlich gedenkt man der Eigenschaften, die er bewiesen haben muss, um in diesem Alter einen solchen Posten zu erlangen. Sein Blick läuft unausgesetzt im Saale herum und legt einen gewissen Dämpfer auf die Lustigkeit. Wo er ruht herrscht Schweigen. Und doch ist er einer der humansten und in Warschau beliebtesten russischen Offiziere.

Oder man denke an einen grossen *Rout* in einem öffentlichen Lokale. Es ist ein schöner Anblick, aber ein stilles Fest. Er ist erlaubt, weil der Zweck ein wohlthätiger ist; ein Asyl oder ein Findelhaus erhält die Einnahme.

An den Pfeilern des Saales sitzen die vornehmen oder reichen Damen, die dem Feste vorstehen, und verteilen die Gewinne, die durch Losziehen fallen. Der Saal ist voll junger Mädchen in den schönsten Toiletten, die zum Sehen und Gesehenwerden kommen. Sie können hier frei mit den Männern sprechen, die sie gerne treffen wollen, während Mütter und Tanten ihre Sitzplätze einhalten. Aber alle Unterhaltungen sind gedämpft. Man musste den Generalgouverneur von Polen einladen, den sehr strengen und sehr gefürchteten General Gurko, und seine Frau, eine Dame, deren Äusseres und Wesen weniger distinguiert als

ihre Stellung ist. Von der Generalin Gurko, die sicherlich die unpopulärste Persönlichkeit in Polen ist und die sich in weiblichem Fanatismus mit der Aufgabe befasst, der russischen Sache auf alle Weise zu dienen, nimmt die Bevölkerung an, dass von ihr alle die Veranstaltungen ausgegangen sind, die in den letzten Jahren die polnischen Hoffnungen und Interessen betroffen haben.

Der alte Aristokrat Louis Górski, der polnische Papst genannt, der willenskräftigste Vertreter der katholischen Partei, ist der Gastgeber und muss als solcher der Generalin Gurko den Arm bieten um sie herumzuführen. Niemand grüsst, alle sprechen halblaut oder drehen den Rücken. Diesem Paare folgt der Generalgouverneur mit Frau Górska. Beide Paare wechseln nur zeremonielle Repliken in französischer Sprache. Gurko, der eine recht schöne Haltung hat, ist ein Mann von mittelhohem, kräftigem Wuchse, mit dünnem Haare, grossem, wallendem, grau meliertem Bart, etwas geröteter Nase, und sein Gesichtsausdruck verrät nicht die Kühnheit und Gewandheit, die ihn als General besonders kennzeichneten. Er scheint gleichwohl eher geeignet Offizieren die Parole zu geben, als ein Volk zu regieren.

Oder man besuche eine Soirée im Hause eines Führers der aristokratischen Partei. In einigen Sälen findet man hier fast alle Namen der berühmtesten polnischen Familien vereinigt. Dort sitzt eine Gräfin Plater, die Nichte der berühmten Emilia, hier eine Gräfin Krasinska, die mit einem Verwandten des Dichters verheiratet, gleichzeitig freisinnig und patriotisch bis zur Exaltation ist; dort ist eine Gräfin Ostrowska, die für die schönste Dame von Polen gehalten

wird. Man sollte glauben, dass die Polen sich hier innerhalb verschlossener Thüren so frei als möglich fühlten; aber wenn ein Fremder ein kühneres Wort spricht, klopft einer der jungen Männer aus der Familie ihm auf die Schulter und flüstert: „Nicht so laut! Auf dem Stuhle, der dem Ihren den Rücken kehrt, sitzt der Polizeipräsident Graf Tolstoj, den mein Onkel einladen musste.“

Oder man gehe auf eine öffentliche Maskerade. Die grösste, die während des Karnevals abgehalten wird, hat den Raum des ganzen Theaters zu ihrer Verfügung. Sie ist mit einer Tombola verbunden, deren Ertrag der Pensionskasse des Theaters zufällt und trägt danach den Namen *Tombola*. Sie beginnt um Mitternacht und findet in der Weise statt, dass alle Damen dicht in Dominos gehüllt und undurchdringbar maskiert sind, mit Masken, die nicht abgelegt werden, während die Herren weder Kostüme noch Masken tragen dürfen, sondern im Gesellschaftsanzuge umhergehen.

Diese Form der Maskerade ist an diesem Orte sehr alt. E. T. A. Hoffmann hat sie vor mehr als 80 Jahren als ein ausgelassenes und glänzendes Fest in dem damaligen vergnügungssüchtigen Warschau beschrieben.

Die Pikanterie liegt darin, dass die Damen den Herren sagen können, was sie wollen, sie angreifen, sich mit ihren Geheimnissen à jour zeigen, ohne leicht erkannt werden zu können. Das Vergnügen liegt darin, dass Verliebte sich treffen und miteinander verschwinden können. Wenn ein Mann sehr bekannt ist, wird er angesprochen und in Beichte genommen von einigen Dutzend Damen im Saale, ohne es erwidern

zu können. Eine Dame kommt, nimmt seinen Arm und geht mit ihm, bis ein anderer sie ihm entführt.

Es sind ein paar Tausend Menschen anwesend und das Gedränge ist stark; aber von Lustigkeit findet man nicht die geringste Spur. Man hört weder Musik noch Singen, weder Lachen noch lautes Reden. Wenn das Liebesmummerei ist, so gleicht sie überraschend einem Leichenbegängnis oder genauer mehreren Leichenbegängnissen; verschiedene Leichengefolge bewegen sich still in den breiten Sälen aneinander vorbei.

Wo man sich auch befindet, bemerkt man den Druck.

Ich erinnere mich eines grossen Frühstücks bei einem anerkannten Führer der demokratischen Jugend. Es waren nur Freidenker und Demokraten anwesend, Männer, die die Traditionen von 1863 weit, weit hinter sich haben. Das Bezeichnende für sie ist, dass sie Männer sind, die kaum irgend ein Ideal haben, das sie vor vielen hundert Jahren verwirklicht erwarten. Sie sind übrigens verschieden genug geartet, Polemiker, Missvergnügte, selbständig Denkende oder blosse Bewunderer und Nachplapperer, doch sind sie fast alle insofern guten Mutes, als sie überzeugt sind, dass die Welt sich umschaffen lässt; man muss es nur richtig anfassen. Darunter ist irgend ein erst verschuldeter, dann reich verheirateter Aristokrat, der im Stillen ganz so radikal wie die andern ist, und irgend eine Giboyer-Figur mit wirrem Barte und langen, in die Augen fallendem Haaren, der in der vorigen Woche zum fünften Male von einer russischen Festung in den Uralbergen zurückgekommen ist, wo er öfters mehrere Monate hindurch seine socialistischen Sympathien abgebüsst hat.

Hier, wie überall in diesem stillen Lande, ist ein allgemeines Gespräch eine unbekannte Sache; man unterhält sich mit gedämpfter Stimme in kleinen Gruppen. Und um was sich auch das Gespräch dreht, immer stösst man, wie auf eine Mauer, auf die unzähligen Schranken und Hindernisse, gegen die jedes Streben nach einem menschlichen Zwecke unaufhörlich in diesem Lande anstösst. „Sie haben natürlich recht," sagt der Wirt dem Fremden, „wir haben im Grunde hierzulande weder eine demokratische noch sonst irgend eine Politik, aber wir haben *Spiegelungen* dessen, was in Europa so genannt wird" — ein gerade so zutreffendes als trostloses Wort.

Dieselbe Grundstimmung trifft man in anderen Schattierungen, wenn man mit der eigentlich intelligenten Bohême verkehrt, die sich nicht mit Politik beschäftigt, sondern ganz den Studien und der Kunst lebt. Wir sind hier (geistig verstanden) im Lande der äussersten Linken. Ich habe in Polen kaum einen interessanteren Kreis getroffen als den, welchen ich bei dem Kunstkritiker *Antoni Sygietinski* versammelt fand, der zusammen mit dem leider sehr kranken, hochbegabten Maler *Witkiewicz* den künstlerischen Radikalismus in Polen bezeichnet.

Sygietinski ist ein schlanker, schöner junger Mann mit einem langen roten Barte und einem Paar glänzender, begeisterter Augen. Gemeinsame künstlerische Sympathien haben ihn und seine Gesinnungsgenossen (polnische und fremde) zusammengeführt. In dem Kreise Swientochowski's stand eines Tages ein Fremder allein mit seinem ungünstigen Urteil über gegenwärtige polnische Malkunst. Die Worte lauteten ungefähr: „Eure Kunst ist auf ganz falschem

Wege. Sie beachtet nicht das Leben. Ihr malt Allegorien oder Ritterschauspiele. Auf euren Ausstellungen ist jedes zweite Bild der Schluss eines fünften Aktes vor dem Fallen des Vorhangs. Euer grosser verstorbener Idealist *Grottger* war ein Dichter, kein Maler. Euer grosser lebender Meister *Matejko* ist ein kurzsichtiger Psÿchologe, kein Maler. Das Bild, das in diesem Jahre die Ausstellungsprämie erhalten hat, eine katholische Allegorie mit Engeln an einem Krankenbette, ist zum Entsetzen." — Jemand frug: „Giebt es nach Ihrer Ansicht wirklich gar nichts, was taugt?" Der Fremde antwortete: „Die Porträts von *Horowitz* und die Gemälde von *Witkiewicz;* aber das Beste, was ich gesehen habe, ist unzweifelhaft ein Album mit Zeichnungen der Brüder *Gierymski.* Die besten unter denselben sprudeln von Talent; darin liegt Naturstudium und malerischer Blick. Sie sind gesehen und empfunden, ein Lob, das man der modernen polnischen Kunst selten geben kann." — Ein hoher Mann hinter ihm klatschte in die Hände, es war der Mann, der das Album herausgegeben und seinen Text geschrieben hatte, Sygietinski.

So wenig ist die Kunst der Brüder Gierymski in ihrem Vaterlande verstanden worden, dass der Verleger, ein Enthusiast für moderne Kunst, 8000 Rubel an diesem Album verloren hat. Zuletzt bot er öffentlich an, es den Abonnenten des Wochenblattes *Wedrowiec* gratis zu geben, aber die meisten mochten es nicht einmal umsonst holen.

Der Kreis, der sich um das genannte Blatt schliesst, das leider kaum einem langen Leben entgegensieht, fasst als erste Kraft den energischen Maler Witkiewicz, der das Charakteristische wie wenige auf-

fasst. Dann bildet er sich aus jungen Ärzten, Mechanikern, Litterarhistorikern, Novellisten wie *Prus*, hochbegabten Handwerkern (einem Schmied, vielleicht dem feinsinnigsten Litteraturkenner in Polen), Malern, Musikern, Kunstfreunden — Vertretern des verfeinerten Radikalismus.

Die Gruppe Swientochowski's ist trotz ihrer hohen Bildung in anderer Hinsicht, in der Kunstanschauung veraltet. Die Männer, die dazu gehören, haben vorzügliche Büchersammlungen, aber Bilder an ihren Wänden, die ein französischer Concierge verschmähen würde. Swientochowski schreibt selbst altmodisch geformte Tendenzdramen wie *Elvia* oder *Antea*. Die jüngeren Männer, die in *Wedrowiec* schreiben oder dafür zeichnen, leben in Stuben ohne Möbel, haben aber herrliche Zeichnungen und Gemälde an den Wänden. Nicht nur ihr Gedankengang sondern ihre Sinne, ihre Augen sind modern. Sie gleichen wilden Vögeln, und da gleich und gleich sich gern gesellt, hat sich, bezeichnend genug, derjenige unter ihnen, der die lebhafteste Feder führt, mit einer aussergewöhnlich schönen, wilden Indianerin aus Südamerika verheiratet. Sie eignet sich insofern für Polen, als es sich unmöglich erwiesen hat, ihr einen Begriff von Geld und Geldeswert beizubringen.

In diesem Kreise herrscht die Freiheit der Bohême, ein Hauch der wirklichen Geistesfreiheit, die die Lungen füllt — aber sie füllt sie in aller Stille, so wenig lärmend als möglich. Auch hier wirkt ein unsichtbarer Druck von oben herab. Auch hier liegt eine ewige Sordine auf der Stimmung, eine Sordine des Ernstes, der Wehmut, der stillen

Verzweiflung, ob man jemals etwas Gutes erleben werde. Man geniesst Kunst und Ideen als Mittel der Betäubung oder des Vergessens. Und alle diese jungen Männer, was sie auch seien, Schriftsteller, Journalisten, Zeichner, Ärzte, Mechaniker u. s. w. müssen, ganz zu geschweigen von dem Kampfe um's Brot, täglich einen doppelten Kampf kämpfen, sie müssen die Ideen der europäischen Umgebung aufnehmen und müssen der heimischen Umgebung ihre Ideen mitteilen.

V.

Wenn man in Warschau vom Theaterplatze die *Miodowastrasse* hinabgeht, hat man zur Linken No. 7 ein Haus, über dessen Pforte mit russischen Buchstaben diese Worte stehen: *Das Censurkomitee.* Man geht über den Hof zur Rechten in eine schmale Strassenthür hinein und man sieht wie in einem Posthause ungeheure Stapeln von Zeitungen und Büchern in Kreuzband ausgebreitet und aufgehäuft liegen. Es ist die Tagespost.

Jede einzelne Zeitung, die ankommt, wird aus dem Kreuzbande genommen und untersucht; was missfällt, wird geschwärzt. Jedes Buch wird geöffnet und durchblättert. Es giebt folglich keine regelmässige Ankunftszeit für diese Art von Sendungen. Man erhält mitunter drei, vier Zeitungen auf einmal und wiederum in vier, fünf Tagen keine Zeitung.

In einem andern Raume werden die inländischen Zeitungen geprüft. Sie sind wegen der Censurverhältnisse fast alle Abendzeitungen. Nichtsdestoweniger sind sie ausser Stande, von der auswärtigen Tagespost Gebrauch zu machen, die zur Nachmittagszeit über Berlin ankommt. Sie sind im allgemeinen arm. Mit Einer Ausnahme sind sie alle von Privaten subventioniert. Ihre Abonnentenzahl erhebt sich selten über 1500. Die Journalisten von Fach sind genötigt

in vier oder fünf verschiedenen Blättern über die gleiche Frage zu schreiben, um von ihrer Feder leben zu können.

Um 11 Uhr gehen von den Zeitungsredaktionen alle Korrekturen nach der Censur ab. Man streicht nach Lust und Laune, je nachdem man mehr oder weniger persönliche Animosität gegen den Verfasser hat, je nachdem man Zugeständnisse von ihm zu erreichen hofft und je nachdem man mehr oder weniger bestochen ist.

Fast alle Artikel, worin wirklich etwas gesagt wird, sind daher darauf berechnet, beim ersten Durchlesen nicht verstanden zu werden. Die Sprache ist abstrakt, unbestimmt, zweideutig. Das ganze Publikum ist herangebildet, zwischen den Zeilen zu lesen. Fast alle Feuilletons sind Allegorien; sie sagen das eine und drücken das andere aus. Da Worte wie *Freiheit* oder *Vaterland* immer verboten sind, ist es begreiflich, dass man der Umschreibungen bedarf.

Um 4 Uhr kommen die Korrekturen nach den Redaktionen zurück. Das Gestrichene muss durch Reserveartikel ersetzt werden, die man bei Zeiten hat censorieren lassen und als Füllsel parat liegen hat.

An einer andern Stelle werden alle fremden Bücher geprüft, wieweit man sie zum Verkauf in den Buchhandlungen zulassen darf oder nicht. Man erlaubt verschiedenes Naturwissenschaftliches — Darwin, Häckel — sogar übersetzt, dagegen wenig Historisches. Der äusserst konservative polnische Historiker *Szujski* ist ganz verboten, selbst in deutscher Sprache, weil er über polnische Stoffe schreibt.

Es ist selbstverständlich, dass die Bücher, die im Lande selbst erscheinen, mit äusserster Strenge ge-

prüft werden. Sogar die Klassiker des Altertums werden untersucht. Man hat den Fall gehabt, dass der römische Vers: *nec timeo censores futuros* gestrichen wurde, weil man ihn übersetzte: Ich fürchte nicht die *Censoren* der Zukunft (der Sinn ist: der Zukunft Urteil). In einem Drama über Polens Vergangenheit strich man vor *Jagiello* das Wort *König* von Polen und ersetzte es durch *Herzog*, obgleich es nie Herzöge von Polen gegeben hat. Ja selbst die Kochbücher werden aufmerksam und so kleinlich censoriert, dass kürzlich in einem die Worte: *über einem gelinden Feuer gekocht werden* (auf polnisch: über einem freien Feuer) gestrichen wurden, weil das Wort *frei* vorkam.

Wieder anderwärts prüft man die Manuskripte zu öffentlichen Vorträgen, die Texte zu Deklamationsnummern, die Lieder zu Konzerten. Selbst wenn ein Lied einer Gedichtsammlung angehört, die zehnmal in verschiedenen Auflagen die Censur passiert hat, darf es nicht bei einer Abendunterhaltung gesungen werden, ohne aufs neue geprüft worden zu sein.

Es geschah im Winter, dass eine Schauspielerin, die, bei einer solchen Gelegenheit hervorgerufen, als Zugabe ein kleines, unschuldiges Gedicht von einer Mutter und ihrem Kinde deklamierte, das nicht auf dem Programm stand, eine Geldstrafe von nicht weniger als hundert Rubel erhielt.

Ich habe in diesem Winter Gelegenheit gehabt, die Censur ganz in der Nähe zu studieren. Zum Dank für die Freundlichkeit, die man mir im vorigen Jahre in Warschau erwies, hatte ich das Versprechen gegeben wiederzukommen und dieses Mal über die polnische Litteratur dieses Jahrhunderts zu sprechen, die von den inländischen Kritikern fast nur philologisch behandelt ist.

Die Aufgabe war aus vielen Gründen äusserst schwierig. Sie bot für's erste die innere Schwierigkeit, dem polnischen Publikum etwas neues über eine Litteratur zu sagen, die es besser als ich selbst kannte. Dazu kamen die äusseren Schwierigkeiten. Es ist an der Warschauer Universität unbedingt verboten, über die Geschichte und Litteratur Polens nach dem Jahre 1500 zu sprechen. Nicht einmal auf russisch, nicht einmal in russischem Geiste darf der Stoff durchgenommen werden. Und hierzu kommt, dass die gute Litteratur dieses ganzen Jahrhunderts bis zum äussersten patriotisch, durchgehend feindlich gegen die russische Herrschaft und deshalb verboten ist.

Wie sollte ich bei der Besprechung von Mickiewicz's *Dziady* verfahren, worin politisches Gefängnisleben in Wilna geschildert wird, oder bei Slowacki's *Kordjan*, der einen Mordversuch gegen Kaiser Nikolaj behandelt, oder bei Krasinski's gesamter Produktion, gar nicht von den Kriegs- und Aufruhrslyrikern zu reden, und wie sollte ich es möglich machen, über all dieses nicht zu sprechen?

Zuvörderst galt es überhaupt Erlaubnis zum Sprechen und über diesen Stoff zu sprechen, zu erhalten. Man konnte nur auf eins bauen, auf die Unlust der entscheidenden Persönlichkeiten, vor Europa als Barbaren zu stehen. Mitte Januar liess ich den Grafen Tolstoj, den Polizeipräsidenten, um Erlaubnis ersuchen, Vorträge zu wohlthätigem Zwecke halten zu dürfen. Mitte Februar kam die Antwort; es war mir erlaubt, dreimal im russischen Februar (dessen erster unserem dreizehnten entspricht) zu sprechen. Ich fuhr nun schnell, der Censur wegen, zum Präsidenten

der Censur, Herr Ryzow, und begründete mein Ersuchen mit der Aufforderung, die man im Jahre vorher in Warschau an mich gerichtet hatte: „Kommen Sie wieder und sprechen Sie einmal über unsere eigene Litteratur!“ — „Ah! Sie wollen die russische Litteratur behandeln.“ — „Dieses Mal nicht, Excellenz! Sie wissen, dass man hier in der Regel polnisch spricht und sich am meisten für das interessiert, was in dieser Sprache geschrieben ist.“ — „In welcher Sprache wollen Sie sprechen?“ — „Auf Französisch.“ — „Das ist gut; dann können Sie viel sagen. Sie wenden sich dann an die gute Gesellschaft. Anders stünde es, falls Sie deutsch sprechen würden; es giebt so viele Ungebildete, unruhige Köpfe, die deutsch verstehen.“

Seine Excellenz versprach mir schnelle Erledigung und hielt Wort.

Erst jetzt konnte ich jedoch die Ausarbeitung beginnen, und damit ging es äusserst langsam vorwärts.

Es gab Tage, wo ich trotz allen angewandten Fleisses fast nichts schreiben konnte, Tage, wo ich mich vergebens nach Ausdrücken mit doppelter Bedeutung abmühte, nach Bildern, die an und für sich weniger deutlich, doch von dem Auditorium verstanden werden konnten, Umschreibungen, die durchsichtig und doch unangreifbar waren. Glücklicherweise liebt dieses polnische, halb morgenländische Volk mehr den bilderreichen als den rein rationellen Stil, und ist in diesem Punkte wie in mehreren dem französischen gerade entgegengesetzt.

Nach und nach erhielt ich Übung in dem Rebusstile, schrieb derart, dass ich bei einer Betonung oder einer Pause dem Satze einen neuen und lebhafteren

Charakter verleihen konnte, bewegte mich in Andeutungen und Hintergedanken.

Endlich hatte ich von meiner ersten Vorlesung zwei französische Exemplare und ein russisches für den Kurator der Universität fertig. Ich versah sie mit den notwendigen Stempeln, fuhr mit der ersten Vorlesung zum Censurpräsidenten und bat, dass die Censur beginnen möge. Ich hatte einen Priester mitgenommen — es ist immer gut einen Priester mit zu haben, er hat überall Freunde, in Polen besonders unter den höheren polnischen Beamten der Bureaux. Es lag auch nichts im Wege. Aber zu allem Unglück verweigerte Apuchtin, die Censur des russischen Textes zu beginnen, ehe er alle Vorträge hatte.

Dies war schlimm; denn ich wollte aus dem in dem ersten Vortrag Gestrichenen ersehen, was ich in den andern wagen konnte.

Da es nun klar war, dass der russische Februar zu Ende gehen würde, ehe ich die Vorträge von der Censur zurückbekam, und da ich ausserdem sah, dass drei Vorträge mir zur Beherrschung des Stoffes nicht genügen würden, selbst wenn ich jedesmal gegen zwei Stunden sprach, ersuchte ich den Polizeipräsidenten um Erlaubnis, anstatt drei, vier Vorträge halten zu dürfen, und bat um eine Fristverlängerung über den russischen Februar hinaus.

Die Zahl *vier* liess sich nicht bewilligen. — „Warum nicht?“ frug man. — Die Antwort lautete: „Weil drei Vorträge eine *Unterhaltung* sind, vier sind schon ein Unterricht.“ — Man fürchtete, wie sich zeigte, dass man unter der Form von Wohlthätigkeitsvorlesungen auf dem Rathause eine Art polnische Universität einrichten könne, worin ein Cyklus

von Vorträgen auf irgend eine Weise den andern fortsetze.

Nun stand noch das Ersuchen um Verlängerung der Frist aus. — „Warum sprechen Sie nicht im Februar? das liegt an Ihnen, wenn Sie es nicht thun." — Ich berief mich auf die Schwierigkeiten mit der Censur. — Ja, ja, da war folgendes zu thun: ein schriftliches Ersuchen an den Polizeimeister richten; dieser würde es dann Apuchtin zuschicken, jener es zu General Gurko expedieren; dieser würde dann möglicherweise in Petersburg anfragen, ob es bewilligt werden könne, und es würde durch dieselben Instanzen in umgekehrter Ordnung zurückkommen. — Wann die Antwort erwartet werden konnte? — Nun, in ungefähr fünf Wochen. — Aber dann wäre ja der März zu Ende, und zum ersten April (russischen Stils) musste ich in Kopenhagen sein. — Ja, das sei meine Sache, und ginge die Behörden nichts an.

Man war ersichtlich nicht sehr begierig, Vorlesungen über polnische Nationallitteratur in Warschau gehalten zu bekommen.

Um diese Zeit erhielt ich meine erste Vorlesung von der Censur zurück. Man war ihr nahe gegangen. Der ganze Schluss, mehrere Seiten, war gestrichen, und überall waren die Ausmerzungen zahlreich. Selbst ein bekanntes Citat von Schiller: *Der Lebende hat Recht* war gestrichen, Worte wie *résignation,* oder *tristesse,* zur Charakteristik der polnischen Litteratur gebraucht, waren entfernt. An einer Stelle wo über *die katholische Religiosität* der Dichter gesprochen wurde, waren diese Worte überstrichen. An einer andern Stelle, wo über das Leben gesprochen wird, das Mickiewicz in seinem berühmtesten Werk schildert, war der rote

Tintenstrich über diese Worte gegangen: *die lithauischen Wälder, der natürliche Rahmen dieses Lebens.* Wo da stand: Zum ersten Male seit der Teilung des Reiches, waren die fünf letzten Worte entfernt.

Das wirkte insofern niederschlagend, als ich einsah, dass von der zweiten Vorlesung die am kühnsten war, fast nichts übrig bleiben würde. Ich schrieb nun die dritte fast farblos in politischer, religiöser und socialer Hinsicht und suchte nach Kräften der Schwäche durch stärkeres Kolorit des Vortrages und Stiles abzuhelfen.

Da geschah aber, dass mein Censor, der einzige verhasste unter Warschaus Censoren, ein gewisser Funkenstein, plötzlich starb. Man fand meine zwei letzten Vorträge unverbessert unter seinem Kopfkissen. Man war mir in Warschau so dankbar, als hätte ein Kausalzusammenhang zwischen dieser eben genannten Thatsache und seinem Abtreten von seinem irdischen Richteramte bestanden.

Nun sah alles lichter aus; man konnte Hoffnung auf eine glimpflichere Behandlung hegen. Um den Prozess zu verkürzen, beschloss ich mich direkt an den Generalgouverneur zu wenden. Es liess sich vermuten, dass der Held von Tirnowa und dem Schipkapasse nicht so kleinlich wie untergeordnete Polizeibeamte und untergeordnete Censoren sein würde. Ich fuhr an Gurko's Audienztag zum Schlosse. Es ist das alte Königsschloss an der Weichsel, unverändert im Äussern, aber all seiner Kunstschätze beraubt.

Im Vorzimmer, einem länglichen Saal, sassen in Reihen mehrere hundert Bittsteller mit Gesuchen. In dem inneren Saale, geräumig und leer mit grossen Spiegeln und roten Möbeln, gingen die Notabilitäten

der Stadt, alte Senatoren, alte Generäle, der Censurpräsident, der Theaterpräsident, auf ihren Eintritt wartend, in ihren Uniformen hin und her. In der Mitte des Saales stand ein junger russischer Kavallerieoffizier, Gurko's Adjutant, schlank und schön, der mit den andern Russen fliessendes französisch mit stark russischer Betonung sprach, und die Fersen zusammenschlug, dass die Sporen klirrten, sich in Tanzschritten übte, von den Hofbällen in Petersburg zu träumen schien. Ihm trug ich mein Ersuchen um Audienz vor. Er schlug es mir unbedingt ab. Die Audienzzeit begann um ein Uhr und es war jetzt vier Minuten nach eins. Auf meine Einwendung, dass ich keineswegs erwartete, zuerst vorgelassen zu werden, erhielt ich die Antwort, dass die Liste der Audienzsuchenden gleich nach ein Uhr geschlossen und zum Generalgouverneur hineingeschickt werde. Da ich dennoch erklärte, nicht gehen zu wollen, sondern fest entschlossen, wie ich war, mir den Weg zu General Gurko zu bahnen, ruhig auf einem Sofa Platz nahm und wartete, kam ein Pole mit einem grossen Stern zu mir und frug mich, ob ich vielleicht auf der *Liste der Petitionäre* stehe; er meinte: auf der Liste der ärmlichen Bittsteller im Vorsaale. Als ich nein antwortete, versprach er, mich auf diese zu oberst zu setzen. Dann würde der General, sobald er mit den privaten Audienzen fertig sei und aus seinen Gemächern trete, sich zuerst zu mir wenden.

Mehr als drei Stunden musste ich warten. Dann kam der General mit seinem Gefolge: „Sie wollen mich sprechen? Ihr Anliegen?“ — Ich trug mein Gesuch vor, im März reden zu dürfen, da Februar fast verlaufen war. — *„Mais c'est tout simple.“* — Ich

erklärte, dass ich auf Hindernisse gestossen sei, die für mich unüberwindlich seien. — „Wer verbietet es Ihnen denn?“ — „Excellenz! es bedarf keines Verbotes. Aber ich bedarf einer Erlaubnis, und man giebt sie mir nicht.“ — „Gut! ich erlaube es Ihnen.“ — „Man wird mir nicht glauben, wenn ich nicht wenigstens ein geschriebenes Wort von Eurer Excellenz mitbringe. Ich habe ein schriftliches Gesuch, das ich an Sie gerichtet habe, hier.“ — Er nahm den Brief und meinen Bleistift und schrieb quer über das Papier: *Befohlen. Gurko.*

Die Hauptschwierigkeit war somit, glücklich aus dem Wege geräumt. Aber noch war es unmöglich, die Vorlesungen anzuzeigen, weil der russische Text nicht von Apuchtin zurückgekommen war.

Zweimal ersuchte ich um persönliche Audienz bei ihm; beide Male erhielt ich durch seinen ersten Beamten die Antwort, dass Herr Apuchtin mich nicht empfangen könne, aber dass er selbst meine Vorträge mit dem höchsten Interesse lese — ein Interesse, dass ich gerne entbehrt hätte und das mir von schlechter Vorbedeutung schien.

Endlich erhielt ich sie zurück. Nichts war ausgestrichen; meine Aufmerksamkeit wurde nur durch einige Tintenstriche am Rande auf einzelne Stellen hingeleitet, wo die Ausdrucksweise für ein kitzliches russisches Nationalgefühl anstössig war, z. B. wo stand, dass Mickiewicz von *ausländischen* Schriftstellern Lamennais und Puschkin beeinflusst habe. Diese Striche verrieten einen gebildeten und scharfsinnigen Leser, und ich musste anerkennen, dass man sich mit einem Fingerzeig begnügt hatte, wo man ausstreichen und verbieten konnte.

Nun fehlte nur die Erlaubnis des Polizeipräsidenten, des Grafen Tolstoj zum Anschlagen von Plakaten. Man zeigt nämlich Vorlesungen gerade wie Theateraufführungen durch Plakate, nicht durch Zeitungsannoncen an.

Aber es wurde unnötig die Plakate anschlagen zu lassen. Denn mit so viel Spannung und Interesse hatte die Stadt die Bestrebungen verfolgt für die Berechtigung, Vorträge über polnische Litteratur halten zu dürfen, dass, sobald sich das Gerücht von Apuchtins Erlaubnis verbreitete, alle Billette, 3600 an Zahl (zu den drei Vorlesungen) in einigen Stunden ausverkauft waren. Als die Bewilligung zum Anschlagen der Plakate an demselben Vormittag kam, war sie somit schon überflüssig.

VI.

Um einen Begriff zu geben, wie man unter der Censur schreibt und spricht, folgen hier ein paar Beispiele aus den Vorträgen.

Es musste den Zuhörern einleuchtend gemacht werden, dass ich recht wohl den Inhalt gewisser Bücher verstand, selbst wenn dieser nicht direkt erwähnt werden durfte. Es war z. B. unmöglich, die Scene in *Dziady* zu citieren, wo Polens Martyrium mit dem des Gekreuzigten verglichen wird, aber man konnte daran erinnern.

— Ich sagte daher in meiner Einleitung folgendes:

Sie erfahren von mir, wie Ihre Litteratur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sich im Bewusstsein eines europäischen Lesers spiegelt, erfahren, welchen Eindruck ein wohlwollender Fremder von ihrem Geistesleben erhält.

Denn ein wohlwollender Fremder bin ich. Nicht ein rein künstlerisches oder intellektuelles Interesse, sondern eine breitere menschliche Sympathie hat mich zu diesem Stoffe hingezogen. Es liegt darin etwas, was das Gemüt nicht nur beschäftigt, sondern ergreift; die moderne polnische Litteratur setzt in höherem Grade als die meisten anderen das Gefühl in Bewegung. Sie hat etwas verschlossenes, nicht leicht durchdringliches. Oder besser: Sie ist gleichzeitig verschlossen und offen, je nach dem Gesichtspunkte, worauf man sich stellt. Sie erinnert in dieser Hinsicht an ein bekanntes Bild von Gabriel Max *Das Tuch der Veronika* — ein Bild, dass ich in künstlerischer Beziehung nicht hoch schätze, denn es ist ein Kunststück, kein Kunstwerk, das aber wohl geeignet ist, aufzuklären, was ich meine. Beim ersten Anblick scheint das Gesicht auf dem Bilde das einer Leiche zu

sein; die Augen sind fest geschlossen, der Ausdruck ist leblos. Nimmt man aber den rechten Gesichtspunkt ein, so erhält die Physiognomie plötzlich Leben, die Augen öffnen sich und richten auf den Zuschauer ihren ernsten und kummervollen Blick.

Direkt die verschiedenen polnischen Aufstandsversuche zu nennen, war unausführbar. Ich konnte meine Meinung nur wiedergeben, indem ich in möglichst allgemeinen Ausdrücken den Zustand der Gemüter nach grossen öffentlichen Unglücken „wie Hungersnot, Überschwemmung oder *misslungenen Revolutionen*“ charakterisierte. Gerade so unmöglich war es beim Durchgehen von Slowacki's *Król Duch* (König Geist), geradeaus zu sagen: die Grausamkeit, die hier vorkommt, wurde von Iwan dem Schrecklichen in eigner Person vollführt. Ich wählte diese Umschreibung:

„Wenn in Król Duch die Hauptperson erzählt, wie sie mit ihrem Schwerte den Fuss des alten Sängers an den Boden nagelte und dieser dennoch ungestört in der Mitteilung seiner Botschaft fortfuhr, so erinnert dies an eine Anekdote vom Hofe Iwan des Schrecklichen. Unter dieser Form passierte der Satz die Censur für den mündlichen Vortrag und die Censur für den Druck der Vorträge im Feuilleton der *Gazeta Polska*, wurde jedoch später von einem andern Censor in dem gedruckten Buche gestrichen.

In Mickiewicz's *Dziadi* kommt in Konrads Improvisation eine Stelle vor, wo der Held in Verzweiflung Gott für die Gleichgültigkeit anklagt, womit er ihn leiden lässt; darin ist die wirkungsvollste Verslinie diese: *Du bist nicht der Vater der Welt, sondern ihr — Czar!* Ich bedurfte dieser Zeile in meinem Vortrage und wollte versuchen daran zu erinnern. Das genannte Dichterwerk einfach zu besprechen war

unmöglich, sogar bloss seinen Titel zu nennen war schwierig. Hingegen liess es sich versuchen, Konrads Namen zu nennen, ohne anzugeben in welchem Drama die Gestalt vorkam, und die Stelle etwas anders zu citieren als sie lautete. Ich konnte fest auf die ausserordentlich geringe Kenntnis des Censors zur polnischen Litteratur bauen.

Ich beschloss also über die verschiedene Stellung der polnischen Dichter zum *Erkenntnisproblem* zu sprechen und insinuierte in diesem Zusammenhange die Wendung: „Und wie die Wilden des Altertums, wenn sie ihren Göttern zürnten, einen Pfeil nach dem Himmelsgewölbe abschossen, so schleudert Konrad das Hohnwort ins Weltall hinaus, das, sagt er, von Geschlecht zu Geschlecht wiederhallen solle: *Du Gott! Du bist nicht der Vater der Welt, sondern ihr* . . .

Hier machte ich eine Pause von mehreren Sekunden, in welchen buchstäblich ein Beben durch den dichtbesetzten Rathaussaal ging. Dann fiel das Wort... *Tyrann,* und man atmete auf und sah einander an. Niemand rührte eine Hand. Nach einer solchen Stelle herrscht immer Todesstille, um den Redner nicht zu kompromittieren. Statt dessen applaudiert man gewaltig einige Minuten später bei irgend einem unschuldigen Gleichnis und man bewahrt den stärksten Applaus bis zum Schlusse auf, wo niemand kontrollieren kann, was besonders den Beifallsturm hervorgerufen habe. Diese Stelle gehört zu jenen, die in der auf den Vortrag und dem ersten Feuilletondruck folgenden Censur ausgestrichen wurde; diese Censur nahm nicht weniger als *sieben Monate* in Anspruch, und die kleine Arbeit ging in stark verstümmelter Gestalt daraus hervor.

Noch ein letztes Beispiel was die Censur, die wahrscheinlich nicht mit Shakespeare vertraut war oder kein Verständnis für Symbolik hatte, zu sagen erlaubte: Es war die Rede von den Dichtern unter den polnischen Emigranten. Ich verglich sie mit Hamlet und sagte unter andern:

Man findet in all diesen Geistern Züge von Hamlets Wesen; sie stehen seit ihrer Jugend in seiner Situation. Die Welt ist verrenkt, und sie soll von ihrem schwachen Arm eingerenkt werden. Sie fühlen alle wie Hamlet das innere Feuer, die äussere Ohnmacht ihrer Jugend, hochgeboren, wie sie sind, edeldenkend, wie sie sind, die Zustände, die sie umgeben, als ein einziges grosses Schrecknis auffassend, sind sie zugleich zum Träumen und Handeln, zum Grübeln und zur Rücksichtslosigkeit veranlagt.

Hamlet hat seine Mutter, seine teure Mutter, die er inniger liebt, als andre Söhne die ihrige lieben, unter der Hand des gekrönten Räubers und Mörders erniedrigt gesehen. Der Hof, wozu ihm der Zutritt offen steht, erschreckt ihn — ungefähr wie in Krasinski's *Versuchung* (symbolische Darstellung des Hofes zu Petersburg) der Hof den jungen Mann schreckt. Diese Nachkommen Hamlets lassen sich, wie er, weit fort in fremde Lande schicken. Wenn sie sprechen, verstellen sie sich wie er, kleiden ihre Meinung in Gleichnisse und Allegorien, und es gilt von ihnen, was Hamlet über sich zu Laërtes sagt: Nimm dich in acht! denn es liegt etwas Gefährliches in mir.

Wunderbarerweise hat keine der vielfachen Censuren, denen diese Vorträge unterworfen gewesen, keine der vielen, die ihrem Abhalten vorausgingen und keine der zwei neuen, welche die Ausgabe in Zeitung- und Buchformat prüften, gegen diese Stelle etwas einzuwenden gefunden.

VII.

Eine wichtige Folge der Censurinstitution in Polen ist die unaufhörliche Unruhe der Presse und dadurch der Bevölkerung. Da es unmöglich ist, jemals darüber Gewissheit zu erlangen, was im Innenlande gärt, und es unausführbar ist, mitzuteilen, was man weiss oder zu wissen glaubt, werden Stadt und Land von ewigen Gerüchten durchzogen, worin sich die politischen Hoffnungen und Kümmernisse der Bevölkerung spiegeln. Bald heisst es, dass dieser oder jener hochstehende Beamte abberufen ist, weil die Regierung selbst den Druck zu hart finde; man glaubt einen liberaleren Hauch zu verspüren, findet in den zufälligsten Fahrlässigkeiten von seiten irgend einer Behörde Symptome, dass man in Zukunft vielem durch die Finger sehen werde, was man früher verboten habe. Bald heisst es, dass die gewaltsamsten Zwangsmassregeln auf dem Stapel stehen, dass bisher unbekannte Gefahren drohen. So wird die Bevölkerung stets wie ein Fieberkranker erschüttert.

Man begreift leicht, in wie hohem Grade eine solche ewige Beunruhigung der Gemüter hemmend auf das Gedeihen und die Entwickelung des Geisteslebens wirkt. Von den Wissenschaften können nur die exakten gedeihen. Besonders hoch steht die Medizin. *Dr. Tytus Chalubinski*, ein Greis, dessen Gesichtsausdruck

schon den Stempel der Genialität trägt, hat lange als Polens erster Arzt gegolten; nach ihm ist Baranowski der angesehenste. Historische und politische Litteratur steht naturnotwendig augenblicklich zurück. Zur Zeit besitzt Russisch-Polen keinen Geschichtsschreiber ersten Ranges. In der neueren historischen Litteratur ist wohl der kürzlich verstorbene *Szujski* am bedeutendsten, und als Essayist der europäisch bekannte *Julian Klaczko;* beide haben in Österreich gelebt und gewirkt. In der Litteraturgeschichte ist ein nüchterner Forschergeist vorherrschend. Man nähert sich deutscher Methode und deutschem Stil. Polens erster und ausgezeichneter Litterarhistoriker *Spasowicz,* der zugleich einer der berühmtesten Advokaten des russischen Reiches ist, hat, weil er in Russland lebt und schreibt, sich in allen Fragen, die an's Politische streifen, eine Vorsicht aneignen müssen, die sein Hauptwerk: „Die Geschichte der polnischen Litteratur“, weniger unterhaltend macht, als es sonst geschehen wäre. Der angesehenste Kritiker, Professor *Tarnowski* in Krakau, ist ein romantisch gesinnter Akademiker der alten Schule, dessen Tendenz mit den Jahren stets ultra-katholischer geworden. Der Ultramontanismus in Krakau wirkt fast so hemmend wie der Regierungsdruck in Warschau. Und wenn Tarnowski als Vorleser in Warschau auftritt, vermag er nur durch eine rein äusserliche und formelle Beredsamkeit zu wirken.

Es ist überhaupt ein Aberglaube, den man aufgeben sollte, dass rohe, äusserliche Gewaltmittel unwirksam seien, wenn es sich darum handelt, einen Volksgeist zu brechen und zu zerstören.

Die Censur ist nur noch das geistigste der brutalen Mittel, das die Machthaber hierzu besitzen.

Ein weniger geistiges und noch wirksameres sind die Konfiskationen. Nach dem Aufstand von 1863 hatte man allen Grund und Boden der Gutsbesitzer konfisziert, die daran teilgenommen oder in Verdacht standen, ihm Sympathie und Beistand geschenkt zu haben. Ich kenne einen Mann aus altem lithauischem Fürstengeschlechte, der ein fürstliches Vermögen besass, und der nun nach einem zwanzigjährigem Aufenthalte in Sibirien genötigt ist, von einer kleinen Stellung in einem Bankhause zu leben. Ich kenne eine Dame, die Erbin eines Besitztums im Werte von Millionen von Rubeln war, der man jedoch ihr Erbe unter dem Vorwand nahm, dass Bauern auf dem Gute ihres Onkels aufrührerischen Rotten Lebensmittel verabreicht hatten.

Diese Konfiskation von Grund und Boden ist natürlich nicht von entscheidender Bedeutung, solange der Bauer dort verweilt und polnisch gesinnt bleibt. Aber Russland sucht den Bauer auf jede Weise zu gewinnen. Man hat die Leibeigenschaft aufgehoben, — als die Polen selbst diese Aufhebung ins Werk gesetzt hatten (bei der Verfassung vom 3. Mai 1791), wurde sie von den Russen ausser Kraft gesetzt, und man hat in reichem Masse den alten Hass der Bauern wider ihre Herren ausgenutzt. Und wenn die Weichselüberschwemmungen das Land verheeren, reist die Generalin Gurko umher und verteilt Hunderttausende von Rubeln, welche die kaiserliche Kasse hergiebt, an die Bauern, die mit der Wohlthat zugleich eine Aufforderung erhalten, Dankbarkeit zu hegen gegen den Czaren, ihren Vater, — eine Aufforderung, die oft Erfolg hat.

Auch die Verbannung nach Sibirien ist ein kräftiges Wirkungsmittel. Es herrscht kein Zweifel,

dass die Blüte einer ganzen Generation, derjenigen der jüngsten polnischen Vergangenheit, fast alle die Männer, welche sich am meisten durch Mut, Verstand und Begeisterung auszeichneten, dort oben gestorben sind. Diejenigen, die zurückgekehrt sind, haben oft ihren Scharfblick verloren. Sie sind nicht selten auf dem Punkte stehen geblieben, auf dem sie standen, als sie Polen verliessen. Als Beispiel könnte ich zwei Schriftsteller nennen. In der Redaktion der *Gazeta Polska* sitzen *Hänckel*, der mit vier anderen an eine Eisenstange gefesselt, während zweier Winter und eines Sommers zu Fuss nach Irkutsk wandern musste, wo er zehn Jahre blieb, und *Boguslawski*, der den gleichen Zeitraum dort aushalten musste. Sie sind tüchtige Schriftsteller, aber unverbesserliche Romantiker. Moderne Menschen werden sie nie.

Und schon die schreckliche Rechtsunsicherheit wirkt untergrabend. Vor einigen Wochen kam ein junger Mann nach zweijähriger Verbannung zurück. Sein Vergehen war, dass er am Tage, nachdem Apuschtin die zuvor erwähnte Ohrfeige von einem verbitterten Studenten erhalten, einer Zeitung 25 Rubel zu einem wohlthätigen Zweck mit den Worten geschickt hatte: *Aus Anlass einer glücklichen Begebenheit.* Es nützte ihm nichts, dass sein Bruder den Tag zuvor nachweisbar einen Sohn erhalten hatte, — man wollte nicht glauben, dass dies die Begebenheit war, worauf er anspielte — er wurde fortgeschickt. Körperlich hatte er nicht gelitten. Er kehrte, wie so viele Sibiriaken, frisch und mit roten Wangen zurück; aber er war vorsichtig geworden, sehr konservativ in allen Äusserungen, und wollte sich nicht darauf einlassen, seine Verurteilung zu kritisieren.

Als der bekannte *Szymanowski*, Dichter und Herausgeber des Courier Warszawsky, neulich totkrank lag, besuchte ich ihn. Er erzählte von dem Schreck, den er ausgestanden hatte, als man des Nachts kurz zuvor an dem Hausthore geläutet hatte. Er erinnerte sich da jener Nacht vor zehn Jahren, als die Gendarmen kamen, ihn zwangen aufzustehen und in einem Schlitten fortführten. Wessen man ihn beschuldigte, wusste er nicht. Seine Familie erfuhr erst spät seinen Aufenthaltsort. Als er nach Verlauf einiger Monate freigegeben wurde, erfuhr er nicht gleichzeitig, was er verbrochen hatte, und wusste es auch heutigen Tages noch nicht. Und Szymanowski hat Zeit seines Lebens den ruhigsten Konservatismus vertreten.

Man bedenke nun die seelischen Wirkungen dieses Allgemeinzustandes auf das ganze junge Geschlecht. Es ist nun schon so weit in Russisch-Polen gekommen, dass mancher junge Jurist oder Mediziner von alter polnischer Familie besser Russisch als Polnisch redet, ja seine Muttersprache mit fremder Betonung spricht. Es giebt z. B. folgenden Fall: Der junge Mann hat in Petersburg studiert. Er hat keineswegs seine Nationalität aufgegeben, aber er verkehrte mit Russen, musste mit ihnen kameradschaftlich verkehren. Nun kehrt er nach Warschau zurück, wo ein Pole niemals mit einem Russen verkehrt, sondern die Nationalitäten wie Öl und Wasser geschieden sind. Es kommt ihm unnatürlich vor, dass seine Mutter und Schwester sich dagegen auflehnen, dass er dem Generalgouverneur Visite macht. Sie leben ein anderes Gefühlsleben, führen eine andere Sprache wie er. Der Nerv der nationalen Entrüstung ist bei ihm stumpf geworden. Ausserdem sind praktische Rücksichten zu nehmen;

macht er keine Zugeständnisse, so weiss er genau, dass, er nie auch nur das untergeordnetste Amt in Polen erhalten und es nie erreichen wird, in Einer Stadt mit seiner Mutter zu leben. Er kann Anwalt in Riga oder Amtsrichter in Kazan werden, aber nie eine Stellung in Warschau erhalten, wenn er Trotz bietet.

Die sprachliche Unterdrückung ist ebenfalls wirksam. Als kürzlich bei einer von Privaten ausgeschriebenen Preiskonkurrenz für das beste Drama der Gewinner Koslowski durch die Reinheit und Kraft der Sprache Aufsehen erregte, hörte man, wie mit nicht wenig Stolz und Freude überall hervorgehoben wurde, dass ein junger Mann von 25 Jahren, der also unter der neuesten Schulordnung erzogen war, solch ein schönes Polnisch schrieb, ein *Slowacki-Polnisch.* Man hegt also schon durchgehends die Furcht, dass das junge Geschlecht die Muttersprache nicht mehr werde rein schreiben können.

Die Versuchung, den Russen einige Zugeständnisse zu machen, ist, wie schon angedeutet, gross. Es ist ausserdem oft schwierig, eine entschiedene Grenze zwischen Russisch und Polnisch zu ziehen. Sind die Russen auch nicht in der Gesellschaft aufgenommen, so ist es doch fast unmöglich, die einzelnen Polen auszuschliessen, die entweder wirklich servil sind oder doch im Verdachte der Servilität stehen. Die Polen, die Ämter erhalten haben, werden zuweilen nur Beamte, loyale Beamte. Von manch einem, der als polnischer Patriot gelten will, sagt man, dass er misslungene Schritte gethan hat, um den Titel eines kaiserlichen Kammerjunkers zu erhalten. Zuweilen ist in Einer Familie der Vater eifriger Pole, der Sohn politisch gleichgültig, also eher russisch gesinnt.

Manch einer, dessen Sohn als Held während des Aufstands gefallen ist, ist, wie der Theaterpräsident Gudowski, nun eine Stütze des Thrones.

Es giebt auch Grenzen, die der passive Widerstand nicht überschreiten kann. Da das Theater die letzte Stätte ist, wo polnisch gesprochen wird, hat man selbstverständlich grosse Angst vor russischen Aufführungen auf der Nationalbühne. Es sollte denn ganz einfach scheinen, dass, wenn eine russische Truppe ankommt, nicht nur alle Polen zu Hause bleiben, sondern dass auch die polnische Presse diese Theater-Aufführungen nicht bespreche. Doch ganz so einfach ist es nicht. Man giebt allen polnischen Gymnasiasten und Beamten Freibillete und zwingt sie zu gehen. Die Censur verlangt, dass die Vorstellungen besprochen werden, und geschieht dies nicht — z. B. mit der Entschuldigung, dass niemand auf der Redaktion des Blattes Russisch versteht — so legen die Censoren der Zeitung grosse Hindernisse in den Weg; sie streichen so rücksichtslos, dass man nachgeben muss. Der Widerstand, den die Presse erheben kann, wird augenblicklich gebrochen.

Und dauernd schwebt die Gefahr über Russisch-Polen, dass die Regierung eines schönen Tages das Theater in Warschau schliesst, und die weitere Gefahr, dass die Regierung den Zeitungen befehle, mit doppeltem Texte, russisch und polnisch, herauszukommen. Dann müssen diese bald eingehen, und die Sprache verstummt.

So schwach ist das unglückliche Polen geworden, dass man sich schon mit der Freude begnügt, nicht ganz vergessen zu sein. Man ist zufrieden, wenn ein polnischer Tenor, wie *Mierczewinski*, Aufsehen erregt.

Dann wird doch der Name Polens genannt. Man freut sich, wenn ein Mann mit dem polnischen Namen *Rogoszynski* (komischerweise eigentlich: *Schulze)* eine Entdeckungsreise nach Afrika unternimmt, obgleich er ganz unfähig war, nur den geringsten Streifen Land in polnischen Besitz zu nehmen — weil es kein Polen giebt — und noch dazu auf Bismarcks Befehl verhaftet und auf einem deutschen Kriegsschiff fortgeführt wurde.

So niederdrückend wirkt eine Fremdherrschaft.

Und doch bereitet selbst diese konsequente Unterdrückung der Nationalität, die sie vernichten will, Nutzen.

Die Bauern erwachen. Sie lernen ohne Lehrer in polnischen Gebetbüchern lesen. Sie legen Geld zusammen und bezahlen davon einen Schullehrer, damit er ihnen privat jeden nötigen Unterricht in der Rechtschreibung ihrer verbotenen Sprache gebe. Besonders die religiöse Verfolgung erweckt sie und macht sie zu bewussten Polen. Vor dem preussischen Kulturkampfe fühlten sie sich in Posen nicht als Polen; vor den Verfolgungen der Uniierten nicht als Polen in Russisch-Polen. Wenn die Polizei, wie in diesem Jahre in Lublin, gegen die uniierten Priester einschreitet, vermehrt und hebt sie das Nationalbewusstsein in einer ganzen Provinz.

Es ist ferner kein unbedingt ungünstiges Verhältnis, dass fast kein Pole Beamter werden kann und fast keiner Offizier wird. Es hat die gute Wirkung gehabt, die Polen auf die ihnen so fremden Wege des Handels und der Industrie zu führen, hat viel dazu beigetragen, den Beginn eines produktiv arbeitenden Bürgerstandes zu schaffen. Es hat ausserdem nicht wenig auf den Aufschwung des Ackerbaus eingewirkt.

Und doch kommen selbstverständlich diese guten Wirkungen wenig oder verhältnismässig wenig in Betracht, im Vergleiche zu den zerstörenden. Länger als noch etwa 100 Jahre scheint Polen diesen Druck nicht aushalten zu können. Aber wenn man ein Volk materiell und geistig unter so ungeheuren Hindernissen leben sieht, wenn man mit Interesse seinem Lebensgange und seine Geistesentwickelung folgt, die unter solchen Verhältnissen stattfindet, — so liegt nahe sich zu fragen, ob das Volk, dem man selbst angehört und dessen Lebenslos den Polen beneidenswert erscheint, die im Vergleiche himmlischen Bedingungen, unter denen es lebt, benutzt hat, wie es konnte und sollte? Und wenn man sieht, wie weit die Polen es bringen, so stutzt man angesichts eines Volkes wie des dänischen, das alles besessen hat, was den Polen mangelt und fehlt: Unabhängigkeit des Landes, Verfassung, Pressfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit, das Recht, sein Geld nach Belieben zu verwenden, die Staatsmacht in seiner Hand, das Heer in seinem Dienste, offner Zugang zum Meere wie zu allen Gütern der Freiheit — dass ein solches Volk ein so wenig reiches, ein verhältnismässig so inhalt- und formloses Leben geführt hat und sich so viele seiner besten Vorteile entreissen liess, ohne dass irgend ein Fremder die geringste Schuld daran trägt.

Wie sanguinisch auch das Temperament der Polen ist, so liegt doch das nach menschlichem Ermessen Aussichtslose ihrer Lage, wie ein Alp auf ihren Gemütern. Man erblickt ja keine andere Aussicht, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszukommen, als die äusserst unbestimmte, die sich in den Möglichkeiten eines grossen Krieges zwischen Russland einerseits, Deutschland und Österreich andererseits eröffnen könnte. Nicht,

dass man den Wunsch hegt, das russische Regiment mit dem deutschen zu vertauschen, obgleich dieses viel humaner ist — es erscheint zum Entgelt gefährlicher und unabschüttelbarer. Wenn die Hoffnungen eine bestimmtere Richtung annehmen, gründen sie sich eher auf die Errichtung einer grossen slavischen Macht unter Österreichs Führung, wobei den Polen in dem dazu gehörenden Teil ihres Vaterlandes eine Hauptrolle zufallen würde. Festere Formen können diese Zukunftsträume bei den Entwickelteren und Erfahreneren nicht annehmen.

Aber man irrt sich kaum in der Auffassung, dass bei der grossen Mehrzahl der Durchschnittsgebildeten der Glaube an die Wiedererrichtung des alten polnischen Reiches in einer nicht allzu fernen Zukunft noch immer wie eine Religion lebt.

VIII.

Kraszewski rief einmal während seiner Verbannungszeit aus: „O du Land, das, wenn wir sterben, so manche Erinnerung an uns birgt, o du schönes Land, unsere Mutter! Wenn wir unsern Freunden Lebewohl sagen, bleibt uns die Hoffnung, sie jenseits, im Himmel wiederzusehen. Aber nie, nie sollen wir deine geliebten Landschaften wiedersehen, deine Lindenalleen, deine kleinen Landhäuser, deine Bäche und Flüsse, nie deinen Frühling, der immer so jung war, keine all dieser Erinnerungen. Kann der Himmel wirklich so schön sein, dass er uns dies alles vergessen lässt, oder fliesst ein Lethestrom vor der Pforte des Paradieses?“

In diesen Worten eines kindlich Gläubigen, der auf ein Wiedersehen mit den Freunden hofft, aber doch nicht das Wiedersehen des Vaterlandes erwarten kann, liegt ein Empfinden, das, etwas vertieft, weit mehr als jene Worte umfasst.

Wie seltsam ist doch ureigentlich dieses hartnäckige, nationale Streben bei den Polen! Sie kämpfen bis zum Äussersten für die Erhaltung und Entwickelung ihrer Sprache und Volkseigenart, erdulden dafür tausend Qualen. Jeder einzelne von ihnen weiss, dass er sterben wird, aber er will das Bewusstsein

haben, dass die Sprache und das Volk ihn überleben, wenn er nichts mehr davon weiss. Selbst diejenigen unter ihnen, die an ein folgendes Leben glauben, bilden sich nicht ein, dass sie in dem anderen Dasein polnisch reden werden. Und die Nichtgläubigen, die für ihre Personen nicht die Vernichtung fürchten, fürchten sie für das ganze Volk, wovon doch jede einzelne Person sterben wird.

Dieses Gefühl gleicht der Schreckempfindung, welche die meisten Menschen ergreift, wenn sie zum ersten Male hören, dass sich der Erdball langsam abkühlt, und einst, in fernen Zeiten eine eiskalte Kugel sein wird, worauf kein Leben gedeihen kann. Sie haben immer gewusst, dass jeder Einzelne des Menschengeschlechtes sterben muss, aber sie wollen, dass das Menschengeschlecht nicht aussterben dürfe. Diese Vorstellung der erstarrten Kugeloberfläche zerstört alle ihre lieben Illusionen vom stets steigenden Kulturfortschritte, jener Religion des Fortschrittes, worin die meisten leben, die die offenbarten Religionen aufgegeben haben; denn noch haben nur wenige begriffen, dass das Ziel der Menschheit nicht in ihrem Ende und Tod liegen kann, falls ihr ein Ende bevorsteht, sondern in ihren höchsten Individualitäten liegen muss. Wenn auch das Menschengeschlecht einmal ausstirbt, ist die wahre Kultur darum nicht weniger wertvoll, nicht weniger des Kämpfens wert. Ihr Wert hängt nicht von der Dauer durch alle Ewigkeiten ab. Es kommt nicht darauf an, ob eine Symphonie lang oder kurz währt, sondern ob sie schön ist. Ihr Wert ist unabhängig von der Zeit, die sie ausfüllt.

Die Polen wissen, wie wir andern, historisch, dass Reiche und Völker in nicht geringer Zahl geblüht

haben und zu Grunde gegangen sind, aber sie wollen nicht glauben, dass das Los nun ihr Volk und ihre Sprache getroffen hat, wie stark sie auch von allen Seiten bedrängt werden. Sie wollen für das Leben kämpfen und dies ist, wie auch der Ausfall wird, ihre Ehre.

Bei vielen unter ihnen regt sich natürlich der Zweifel, ob es jemals gelingen wird, sich einer Oberherrschaft zu entreissen, die sich auf ungeheuere Heere stützt, ob jemals wieder eine polnische Staatsordnung errichtet und ein Reich gegründet werden kann aus einem Volke, dass nun fast seit einem Jahrhundert jeder Selbstregierung entwöhnt ist. Unumgänglich stellt man die Frage, die ich einmal (in einer Vorrede zu *Cherbulicz's Ladislaus Bolski)* so formuliert habe: Ist Polen ein Ideal oder eine Realität? Es konnte nicht betehen damals, als es bestand, kann es wiedererrichtet werden, nun, da es gefallen ist? Ist dieses Polen, wofür die Polen leben und in den Tod gehen, mehr als eine Abstraktion und ein Hirngespinst? Ist das Ziel der Aufopferungen wert? Oder sind es die Aufopferungen, die dem Ziele seinen Wert geben?

Das Ziel ist wie alle irdische Ziele, nur deutlicher, greifbarer, ein Ideal, d. h. eine Unwirklichkeit, die Vorstellung von einem Gute. Es beweisst seine Macht über die Gemüter durch die Stärke, womit es Geschlecht auf Geschlecht zwingt, geistige Güter über materielle zu setzen. Die Opfer, die diesem Ideal gebracht werden, beweisen zwar noch nicht seinen Wert. Aber es ist an und für sich wertvoll, insofern es Charaktere bildet und Talente entwickelt, und unzweifelhaft hat es hochsinnige Gedanken erweckt, heldenmütige Handlungen und eine sowohl reiche als bedeutungsvolle Litteratur hervorgerufen. Als Trieb-

kraft ist es eine civilisatorische Macht; denn es erzeugt stolze, freisinnige Menschen.

Wir sind nicht gewohnt, ein ganzes Volk in einem Streben aufgehen zu sehen, dem von allen Seiten entgegengearbeitet wird, und das gegen das historische Gesetz des Untergangs zu streiten scheint, einem Streben, das nicht nur kraft des Selbsterhaltungstriebes, sondern mehr oder weniger bewusst kraft des Grundgedankens geschieht, dass das Erdenleben mit jeder schwindenden Volksindividualität ärmer und einförmiger wird — ein Streben, das deshalb dennoch vergeblich sein könnte: Nur dass der Untergang Polens nicht gleichbedeutend wäre mit dem Untergange von Assyrien und Ägypten im fernen Altertume; denn politisch gesprochen bedeutet Polen gegenüber Russland und Preussen Freiheit, Gerechtigkeit, Vernunft, das heisst: die Frage, ob diese Mächte siegen oder unterliegen sollen. Polen — das ist die Frage, ob Waffenmacht oder Volkswille in der Weltgeschichte heutzutage das letzte Wort haben. Sollte es definitiv mit Polen aus sein, so würde dieses im Prinzip nicht weniger bedeuten, als dass es mit Europas Freiheit- und Freisinnskultur aus ist. Nach Polen würde ein unabhängiges Land nach dem andern fallen.

Gewinnt jedoch die Freiheitskultur Terrain, so muss auch der Druck, der auf Polen ruht, gehoben werden und die polnische Nationalität eine Gestaltung finden, worunter sie ihr eigenes Leben führen kann. Seit hundert Jahren ist sie nun von drei Grossmächten unterjocht worden, hat als Amboss gedient und ohne zermalmt zu werden die ungeheuren Hammerschläge ausgehalten. Es kann nicht noch einmal so lange Zeit währen, bis dem Hämmern Einhalt gethan oder

bis diese Kultur, die einmal Westeuropas Stolz war, auf immer vernichtet ist.

Wir können keiner Sache auf den Grund sehen. Unser Leben ist eine Erscheinung, wir sind von Erscheinungen und nur von Erscheinungen umringt: Wir sind einander nichts als Bilder. Wenn wir sterben, bleibt das Bild im Bewusstsein der andern zurück, weil es das einzige von uns war, was sich darin fand.

Wir wissen auch, dass die Ideale, die man in alten Tagen einem Orte beilegte und zu Eigenschaften einer übernatürlichen Persönlichkeit machte, die höchste Freiheit, die höchste Gerechtigkeit u. s. w. nur blosse Bilder sind, nirgendwo und zu keiner Zeit verwirklicht sind, auch niemals völlig verwirklicht werden; wir wissen, dass sie nur die Existenz haben, die unsere Denk- und Handlungsweise ihnen verleiht. Sie existieren nur, insofern wir sie lieben. Aber wir lieben sie nur, insofern wir für sie arbeiten.

Die höchste Liebe ist ein Schmerz, den wir lindern, indem wir für das, was wir lieben, leben und wirken.

Dass das ganze polnische Geistesleben sich um die Frage der polnischen Nationalität dreht, ist also nicht solch eine dürftige Bethätigung, wie es scheint; denn nach der geschichtlichen Entwicklung der Verhältnisse ist Polen mit dem Menschenrecht zur bürgerlichen und geistigen Freiheit, mit dem Rechte der Völker zur Unabhängigkeit identisch geworden. Polen ist mit unserer Hoffnung oder unserer Illusion vom Kulturfortschritte unseres Zeitalters verschmolzen. Seine Zukunft fällt mit dem Fortschritte der Civilisation zusammen. Sein völliger Untergang wäre gleichbedeutend mit dem Siege der modernen, militärischen Barbarei in Europa.

Dritter Eindruck.

(1894.)

I.

Wir reisten am Nachmittag von Warschau ab. Die Stadt siedete unter der glühenden Sonne; langsam gingen die Leute im Schatten der Häuser; alle, Militär, Fussvolk, Kosaken, Gendarmen waren in weisse Leinwand gekleidet.

Im Zuge trafen wir Bekannte, Polen, die von den Karpathen (Tatra) oder den böhmischen Badeorten zurückkehrten, andere, die auf Reisen gingen, und Sommerfrischler aus der Umgegend. In den Gängen bildeten sich Gruppen; man scherzte und lachte und die Zeit verstrich.

In K. erwarteten uns zwei Wagen, einer für unsere Gesellschaft, der andere für's Gepäck und fort ging's im Galopp durch den Sommerabend auf vortrefflichen alten Militärchausseen aus der Napoleonischen Zeit, auf tiefen, sandigen, beschwerlichen Wegen und zuletzt durch eine endlose Allee von turmhohen Pappeln.

Franciszek erzählte von dem Generalgouverneur von Polen. Gurko ist augenscheinlich als General bedeutender, denn als allgemein menschliche Intelligenz.

Er musste, nachdem er seinen apoplektischen Anfall gehabt hatte, nach dem Auslande reisen. Überall wo er abreiste, liess er ein Paar Stiefel stehen. Er war überzeugt, dass er nur unter dieser Bedingung wieder lebend an den Ort zurückkehren würde. Franciszek machte ihn darauf aufmerksam, dass, wenn auch das Zurücklassen von Stiefeln eine Hauptbedingung sei, um einen Ort wiederzusehen, dies Resultat zu erreichen doch höchst problematisch sei, wenn man die Stiefel mit Absicht stehen lasse. Gurko antwortete, dass seine Erfahrung unbedingt dafür spräche. So oft er sich in Lebensgefahr begeben, habe er ein Paar Stiefel zurückgelassen, und so habe er ringsumher in Russland, der Türkei und Asien nicht weniger als 112 Paar stehen lassen. — Vieles, was als reiner Heldenmut erscheint, erklärt sich vielleicht durch solch einen felsenfesten Stiefelglauben.

Wir fuhren und fuhren; es wurde finster und die Sterne kamen hervor. Wir fuhren durch elende Städte und elendere Dörfer. Weissgetünchte Fachwerkhäuser oder einfache Holzhäuser mit Strohdächern, und überall Scharen barfüssiger Kinder. Die Pferde wurden nicht müde und die Pappelallee erschien geradezu endlos. Soweit man blicken konnte, im Umkreise von Meilen keine Spur eines Herrensitzes. Ich begann zu behaupten, dass es gar kein Królewice gäbe, dass wir das Land wahrscheinlich im Kreise umfuhren und vermutlich gegen Morgen in sanftem Trab durch B. fahren und nach K. zur Station zurückkehren würden. Frau Jozefas grosse Augen funkelten lachend im Dunkel, und die zwei jungen Mädchen, die auch als Gäste geladen waren, stimmten mir bei und begannen so lang Geschichten zu erzählen, bis

sie in endloses Gelächter gerieten. Eine possierliche Geschichte rief die andere hervor, und während die Felder aromatisch dufteten und die Luft immer frischer und kühler wurde, fuhr der lachende Wagen vorwärts im durchsichtigen Dunkel der Sommernacht. Man hätte glauben können, dass lauter frohe Menschen darin sässen.

Endlich gewahrte man hinter grossen Baumgruppen etwas weisses. Bald unterschied man die Umrisse eines grossen weitläufigen Hofes und die Konturen eines mächtigen Gartens.

Der Wagen macht einen Schwung, fährt durch die offenstehende Gartenpforte und hält an. In dem hellbeleuchteten Flur ist das ganze Hofpersonal und die Dienerschaft in Gala versammelt, um die Herrschaft zu empfangen und nachdem jeder auf seinem Zimmer den Reisestaub abgeschüttelt hat, versammeln sich alle in später Abendstunde zum Mittagsmahl, das man so lange aufschieben musste. Es sah reizend aus; viele Blumen auf dem Tische, alles festlich zum Empfange bereitet, vortreffliche Speisen und polnischer Champagner, eigentlich französischer, den man halbfertig importiert und hier den letzten Zusatz giebt, da der Zoll sonst pro Flasche volle 2 Rubel 50 Kopeken beträgt. — — —

Seitdem habe ich mich hier eingelebt, ich kenne die Gegend nun recht gut und um so besser, als kein Hauch aus Europa meine Ruhe gestört hat. Es war mir nicht möglich, einen Brief, eine Zeitung seit meinem Hiersein zu erhalten. Alle meine Zeitungen sind zur Censur gesandt und meine Briefe werden in Warschau zurückgehalten. Ich weiss nichts von der Welt, d. h. von Dänemark, als was ich in den

Telegrammen der „Gazeta Polska“ finde, und das ist nicht üppig. Ich habe telegraphiert, Briefe geschrieben, auf die Post in Warschau geschickt; alles prallt an der russischen Bureaukratie ab. Ob es wohl irgendwo, selbst in der Türkei, eine solche himmlische Rechtlosigkeit giebt wie in Russland?

Verlässt man das schöne Gebiet des Gartens, so überblickt man die flache Landschaft. Sie ist reich, Kornfeld reiht sich an Kornfeld; sie ist auch anmutig, denn Schwarzpappeln und Birken, Weiden und Linden verleihen den Wegen Schatten; aber der schönste Schmuck der Landschaft sind augenblicklich doch die mächtigen Roggenschober, die auf eine bei uns unbekannte Weise aufgestellt sind, wie uralte Türme, rund mit niedrigen spitzen Dächern. Das Dach ist goldgelb, der Turm ist braun, weil man die Ähren nicht in ihrer Länge sieht, und in der Sonne bieten diese Schober einen ungemein belebten Anblick. Sonst wird die Flachheit der Landschaft nur von Windmühlen, Bäumen, und hie und da in weiter Entfernung von einer Kirche oder einem Wald unterbrochen. Rund umher gehen Mädchen mit hellen Kopftüchern und raffen das Korn zusammen.

Die Einrichtung des Hauses ist über alles Lob erhaben; es ist inmitten des Bauernlandes eine Oase der Civilisation. Alles entspricht einem ausgesuchten, wählerischen Geschmack, und das Herz wird besonders durch eine Bibliothek erfreut, die so enorm, so unterhaltend und so schön gebunden ist, dass man selten desgleichen in einer Privatwohnung irgend einer Hauptstadt finden wird. Jedes Zimmer hat seine Eigenart und an das Erdgeschoss schliesst sich ein ungeheures Palmenhaus.

Das Haus bildet keinen geringen Gegensatz zu den umliegenden Wohnungen. Wenn die Bauern Hilfe und Rat haben wollen, gehen sie nicht zum Priester, der übrigens ein braver junger Mann ist (er ist in Rom gewesen und spricht etwas italienisch), sondern zu „unserer Frau“ hier auf den Hof, und man muss gestehen, ihre Menschennatur ist so echt und ihre Entwürdigung so tief, dass sie stehlen, was man ihnen nicht schenkt. Sie stehlen alles, was man stehlen kann, von den Hühnern bis zu den Gartengerätschaften, sie fällen hunderte von Bäumen im Walde und stehlen um so leidenschaftlicher, als Frau Jozefa sie nicht darob bestraft. „Gleichviel,“ sagt sie, „sie sind so arm; das entschuldigt sie.“

Es ist warm hier, aber selten zu warm, und man findet reichlich Gelegenheit zum Baden. Nur Fliegen und Mosquitos belästigen etwas. Man hat sich jedoch gegen sie durch die sinnreiche Einrichtung geschützt, dass der Innenteil der Doppelfenster des Hauses, nur aus einem feinen Strahldrahtnetz besteht, so dass man während des ganzen Tages bei offenen Fenstern sitzen und frische Luft schöpfen kann, ohne dass ein Insekt in die Stube dringt.

Ich habe nie, nicht einmal in Holland eine Reinlichkeit, wie sie hier herrscht, gesehen. Sie bildet wohl den schärfsten Kontrast zwischen den höheren und den Volksklassen in Polen. Das ganze Haus wird jeden Tag gereinigt, ja, ich glaube ein paar Mal des Tages; gleichzeitig werden drei bis vier Bedienstete in ein Zimmer dirigiert um es herzurichten, so dass in einer Viertelstunde alles in Ordnung ist.

Häufig erhalten wir Gäste: Gestern waren ein Paar polnische Maler da, die in München leben und

frischen Bier- und Kunstgeruch aus dem grossen Kunstdorfe mitbrachten; heute kommt der Redakteur einer grossen Warschauer Zeitung.

Die russische Herrschaft hat sich, seit ich das letzte Mal hier war, ganz überwältigend entwickelt. Damals konnte man noch eine Zeitung unter Kreuzband erhalten, ohne dass sie die Censur passierte, falls sie in einer Sprache geschrieben war, die man dort nicht verstand. Nun wird sie zur Prüfung nach Petersburg geschickt, falls sie hier nicht verstanden wird. Wir erhalten den *Figaro* mehr als acht Tage nach dem Erscheinen, und grosse Teile sind geschwärzt. Selbst eine klerikale und konservative Zeitung wie der *Figaro* wird häufig ganz konfisziert. In *La vie parisienne* wird das Unpassende geschwärzt, und das ist ein ganzer Teil.

Zur Zeit ist in Lemberg eine polnische Industrie- und Kunstausstellung. Die Regierung hat das Gebot erlassen, dass niemand aus Russisch-Polen etwas ausstellen dürfe. (In verschiedenen Fällen ist es dennoch unter der Hand geschehen.) Nun entstand aber die Frage, ob die Blätter über diese Ausstellung berichten dürften. Im ersten Monat war es unbedingt verboten, sie nur zu erwähnen. Später liess man die Zeitungen wissen, dass jede vier Korrespondenzen aus Lemberg bringen dürfe, doch keine über hundert Zeilen, und nur über die ausgestellten Industriegegenstände, jedoch kein Wort über die Kunst. Zwischen jedem der Briefe sollte ein Zwischenraum von vierzehn Tagen liegen.

Es wird von einem Redakteur erzählt, dass er im Winter zum Polizeidirektor gerufen wurde, der ihn mit einer vor Zorn zitternden Stimme frug, was es

bedeuten solle, dass er an einer Stelle seines Manuskripts die polnischen Buchstaben geschrieben habe, die der Benennung S. M. des Kaisers entsprechen. *(J. C. M., d. h. Jego Cesarska Mosc.)* Was bedeutet J. C. M.? — Natürlich Seine Majestät, das ist ja eine allgemein angewandte Verkürzung. — Aha! — Sie unterstehen sich, den Titel Seiner Majestät des Kaisers zu *verkürzen?* Sie haben in Ihrer Zeitung keinen *Platz* für seinen ganzen Titel? In diesem Falle können Sie sicher darauf rechnen, dass er für Sie einen *Platz* finden wird — woran Sie keinen Gefallen finden werden. Nun können Sie vorläufig 600 Rubel Geldstrafe für Ihre schlechte Absicht bezahlen.

Ich sah in Warschau schlimme Beispiele der polizeilichen Brutalität. Beim geringsten Anlass schlagen und stossen die Polizisten mit der Säbelscheide die armen Droschkenkutscher, die mit den auf dem Rücken hängenden Nummern wirklichen Sklaven gleichen. Hier auf dem Lande ist das Volk durch den Druck gebrochen. In der Dorfschule unterrichtet man nur auf Russisch, das die Bauern nicht verstehen. Da jedoch der Unterricht nicht obligatorisch ist, gehen nur äusserst wenig Kinder in die Schule. In Rechtssachen bedient man sich auch des Russischen und alles geht durch den Dolmetscher, so dass in kriminellen Sachen der Angeklagte seine Aussage nicht kontrollieren kann. Das ganze offizielle Bestreben geht darauf aus, den polnischen Bauer gegen die Wohlhabenden aufzuhetzen und in allen civilen Rechtsstreitigkeiten giebt man ihm Recht. Ein Gutsbesitzer dieser Gegend überrumpelte mit seinem Jäger vier Wilddiebe, die unter seinem Wild ein Blutbad angerichtet hatten und bei seinem Hinzukommen im

Begriffe standen, die Beute auf den Wagen zu laden. Sie entschlüpften, aber es gelang ihm, sich eines Mantels zu bemächtigen, den er als Beweismittel vorlegte. Die Diebe wurden freigesprochen, da gegen ihr Leugnen nicht bewiesen werden konnte, dass das Wild, womit sie den Wagen beladen hatten, Eigentum des Klägers war. Er wurde hingegen zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wegen „Raub eines Mantels“.

So wacht die Gerechtigkeit allerwärts und man hat nur den Trost, dass wie toll es auch zugeht, es immerhin noch schlimmer gehen könnte. Und man freut sich, dass das Schlimmere noch nicht eingetreten ist. Man findet in Polen, wie anderwärts, immer Grund zur Dankbarkeit. Ein Mann sah in die Höhe, als eine Schwalbe über seinen Kopf flog und etwas auf seine Nase fallen liess. — „Welches Glück,“ sagte er, „dass die Kuh keine Flügel hat!“

Man ist hier in Polen inmitten seiner Pein sorglos. Man lebt, wie ein Amputierter lebt, der beweist, dass man einen Arm, ein Bein, ein Auge entbehren und doch Mensch sein kann. Man ist wie jener Josias Rantzau, der obgleich er nur noch einige Körperteile besass, sich gleichwohl seinen Mut und seinen Humor bewahrte. Man lebt, beraubt alles politischen Lebens, aller socialen Aufgaben, jedes direkten Strebens für nationale Zwecke und man lebt um so intensiver das Leben, das einem gelassen ist. Man denkt und empfindet so voll wie anderswo, und man begnügt sich damit, mündlich das auszudrücken, was nicht geschrieben oder gedruckt werden kann.

In diesem Augenblick ist der Himmel so klar, wie an einem Sonnentag im Süden, und der Blick, der sich dem Auge hinter dem Fensternetz bietet, ist

voll friedlicher Schönheit. Vor mir liegt ein grosser Rasenplätz mit zahlreichen Beeten voll von hochstämmigen Rosenbäumen und leuchtenden roten Pelargoniumblumen. Schön wirkt darunter ein Busch mit funkelnden weissen Blättern. Ringsum gruppieren sich die hohen alten Bäume des Parkes. Ein Wagen mit vier Pferden bespannt, hält vor der Pforte und führt uns zum Besuch nach dem nächsten Hof.

Kurz, das Leben ist schön, so lange es währt.

Mérimée pflegte seine Lebensauffassung so auszudrücken: Harlekin fiel aus dem Fenster der fünften Etage. Als er an der dritten vorüberkam, frug ihn einer, wie er sich befinde: „Ganz gut,“ antwortete er, „vorausgesetzt, dass es weiter so bleibt.“

Wir wissen allesamt, wie der Fall endet; aber so lange man in der Luft schwebt, geht es einigermassen gut.

II.

Gegen sieben Uhr, wenn die glühende Tageshitze nachlässt, kommen meist die verschiedenen Bewohner des Hauses aus ihren Zimmern. Der eine macht einen Spazierritt, andere gehen über die Felder, einige der Älteren begnügen sich mit einem Spaziergang im Garten. Gestern abend, als unser Wirt am Rasenplatz vor der Veranda vom Pferde stieg und Fräulein Helene nach einem langen Gespräch im Garten über die Zukunft des Menschengeschlechts, über Religion, Moral und Liebe ins Haus kam, zeigte ich unserer Wirtin das Heft der *Revue de Paris,* worin ein Hauptteil der Hymne an Apollo (Musik und Text) abgedruckt ist, die man so glücklich gewesen, in Delphi zu finden, und bat sie, die Hymne zu spielen und zu singen. Sie sang und rief verwundert: *Wagner!* Das ist der reine Wagner! Ich sagte ihr, dass diese Musik genau den gleichen Eindruck auf den französischen Gelehrten gemacht habe, der sie veröffentlicht hat, und wir ergingen uns in Betrachtungen darüber, welche Ehre es für Wagner sei, dass man in jenen unter der Erde verborgenen Melodien aus dem alten wunderbaren Schönheitslande schlagende Analogien seiner Kunst finde. Hätte Nietzsche diesen Fund erlebt, so würde es auf ihn einen tiefen Eindruck ausgeübt haben, und seine Wagnerkritik wäre eines Stützpunktes beraubt

worden. Denn künstlerische Decadence in Griechenland im fünften Jahrhundert v. Chr. — das ist unstreitig ein hartes Wort.

Von altgriechischer Musik kam das Gespräch auf altgriechische Vasenmalereien; ich zeigte die Abbildung der merkwürdigen Malerei, wo Eos die Leiche ihres Sohnes tragend so vollständig der Darstellung der christlichen *Mater dolorosa* vorgreift. Wir sprachen von dem Satyr mit dem Stelzbein, der auf einer alten Vase gemalt uns beweist, wie weit das Altertum die Kunst verstand, ein Bein zu amputieren und es durch ein künstliches zu ersetzen — bis wir Griechenland verliessen, um von Polen zu sprechen; statt von griechischer Malkunst plauderten mir über Wiwiorskis Decken- und Wandgemälde. Wir liessen dann auch Unglück und Sorgen der Griechen fahren, um uns mit näherliegendem, polnischem und modernem Elend zu befassen.

Die Cholera hat ringsum in den Dörfern um sich gegriffen. Sie wütet in B., in K. überall; von zehn Erkrankten sterben in der Regel sofort mindestens fünf. Zum Unglück werden in diesem Monate sehr viele Kirchenfeste abgehalten. In einer Woche findet auch hier in der Kirche eine sogenannte Vergebung statt (die Franzosen sagen *Pardon*); hierzu versammeln sich die Bauern in hellen Haufen, um fröhlich zu leben und sich ihres Daseins zu erfreuen. Im Mittelalter hatte diese Art von Festlichkeit einen vernünftigen Sinn. Dazumal legte die Kirche Söndern und Sünderinnen strenge Strafen auf, jede Art von Busse (sie durften z. B. fünf Jahre hindurch kein Fleisch essen, mussten jahrelang Busshemden tragen u. s. w.). Mitunter gab es eine allgemeine Verzeihung, die natürlicherweise mit

Freude und Wildheit gefeiert wurde. Heutigen Tages sind die strengen Strafen und Bussübungen fortgefallen, und nur die Kirmessen sind noch erhalten. Aber unter den jetzigen Verhältnissen ist damit keine geringe Gefahr verbunden. Die Bauern schwelgen in Obst, essen sogar viele unreife Früchte und trinken dazu grosse Massen Bier. Wir haben uns an den Priester gewandt, haben ihn gebeten, an den Erzbischof behufs Aufschub des Festes zu schreiben; aber da dieser auf das gleiche Gesuch einer Nachbarkommune abschlägig geantwortet hat, ist wenig zu hoffen.

Vorige Woche fuhr ich einen Tag nach Warschau und erhielt Audienz bei seiner Excellenz, dem Censurpräsidenten, Herrn *Jankulio*, ein schöner Mann von gemischter Abstammung; denn in seinen Adern fliesst, sagt man, griechisches, jüdisches und russisches Blut. Er steht der Gurkoschen Familie nah, ist eine Zeitlang Sekretär beim Generalgouverneur gewesen und hat schnell Carrière gemacht. Er empfing mich äusserst höflich, versicherte, dass man durchaus nicht die mir zugesandten Drucksachen zurückhalte, u. a. aus dem Grunde, weil man in der hiesigen Censur gar kein Dänisch lesen könne; ich solle unvorzüglich alles zugeschickt bekommen u. s. w. Nichtsdestoweniger erhalte ich jetzt erst nach einer Woche eine dänische Zeitung vom 31. Juli, die mit einer Stempelmarke der Petersburger Censur mir am 12. August zugeschickt wird. Se. Excellenz, die doch einige Untergebene hereinrufen und Bericht erstatten liess, war demnach schlecht darüber unterrichtet, was in seinem eigenen Büreau geschieht; die Beamten, die kein Dänisch verstehen, haben einfach alles nach

Petersburg geschickt, wo immer genug Finnländer in der Censur sind, die die Sprache verstehen. Man nimmt keine weitere Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Lesers, wenn es sich darum handelt, die fremde Presse zu überwachen. Ganze Revue-Artikel werden ausgeschnitten; in einer französischen Revue wurde ein ganzer Aufsatz über die Geschichte des Anarchismus ausgemerzt; alles, was aus politischen, moralischen oder religiösen Gründen missbilligt werden kann, wird so geschwärzt, dass kein Buchstabe lesbar ist.

Man kann es nicht leugnen, die Russen verstehen zu regieren. Die Maschine arbeitet bis zur Vollkommenheit, lautlos, in Todesschweigen, aber wirksam. Längst ist z. B. die Zeit vorbei, wo politische Prozesse eine gewisse Öffentlichkeit trugen. Nun geht es ganz anders und unstreitig weit verständiger zu. Eines Morgens wird der Betreffende sehr früh von einem Paar höflicher Gendarmen in einem Wagen abgeholt. Und von diesem Augenblick an *ni vu, ni su*. Unmöglich das geringste, das aller geringste über ihn zu erfahren, bis er wiederkommt, *falls* er wiederkommt. Auf einem Nachbargute wurde eines Morgens ein junges zwanzigjähriges Mädchen verhaftet. Auf die verzweifelte Frage der Eltern *weshalb* keine Antwort, die Gendarmen hatten nur ihre Befehle, wussten nichts. Die Eltern liessen anspannen und kamen fast gerade so schnell als der andere Wagen in Warschau an, stürzten zu den Autoritäten; diese wussten nichts, nur dass das junge Mädchen nicht mehr in Warschau war. Nach Verlauf eines halben Jahres kam sie von der Petropavlovsk Festung bei Petersburg zurück. Ein Vetter von ihr war als Besitzer einer Menge verbotener Bücher verhaftet worden. Auf die Frage,

woher er jedes einzelne erhalten habe, hatte er nicht geantwortet, bis endlich das ständige Aufwecken zur Nachtzeit und die übrigen angewandten Mittel seinen Mund öffneten. Er gestand, dass seine Cousine ihm eins dieser Bücher verschafft habe. Da sich nichts anderes gegen sie anführen liess, liess man sie damals frei. Aber als dieses Jahr die wahnsinnige Trauerprozession junger Männer und junger Mädchen durch die Strassen von Warschau an dem Tage stattfand, wo der Aufstand von 1794 losbrach, wurde sie als Teilnehmerin wieder gefangen genommen. Es nützte den Anstiftern nichts, dass sie die Jugend durch einen Anschlagezettel zusammengerufen hatten, der lautete: Es ist eine Dame gestorben (hier stand ein erdichteter Name) voll grosser Tugenden und Anlagen. Sie war unsäglich von ihren Kindern geliebt, die nur ihrem Andenken und in der Hoffnung ihrer Auferstehung leben. Die, welche sie gekannt haben, mögen sich zu ihrer Ehre an dem (so und so bestimmten) Tage versammeln! Man hatte die Absicht, die Kränze vor das Haus des Schuhmachers zu legen, aus welchem damals das Volk zum Aufstand gerufen wurde, aber die Polizei umringte alle Teilnehmer und nahm sie gefangen, ungefähr 300 an der Zahl; sie sind alle deportiert und das junge Mädchen ist darunter. Man glaubt, dass sie an verschiedenen Orten isoliert sind.

Ein Student, der vor einigen Jahren als Anführer einer socialistischen Gruppe verhaftet wurde, ist nach der Verhaftung so spurlos verschwunden, dass sein Bruder trotz vielfacher Gesuche und Bittschriften, nicht einmal das erfahren konnte, ob er erhenkt oder noch am Leben sei. Die Zeiten sind längst vorbei, wo die Exekutionen noch öffentliche waren. Sie

finden heimlich in den Gefängnissen statt und man meint, dass in Petropavlovsk nicht einmal Buch über sie geführt wird. Sie gehen dort so leicht vor; es fliesst so viel Wasser um die Insel.

Das muss man den Russen lassen, sie verstehen als regierende Kaste keinen Spass. Hier wurden vier Gardeoffiziere verhaftet, die ihre Stellung missbraucht und unter ihren Untergebenen nihilistische Propaganda getrieben hatten. Eins der vorgefundenen meuterischen Bücher war eine Schrift, im Auslande gedruckt, wovon ein vorgefundenes Billet angab, dass sie einem der Offiziere von einem Verwandten, einem Friedensrichter, geliehen war. Dieser wurde verhaftet und befragt, weshalb er sich das Buch angeschafft habe. Er antwortete, und wie es schien, mit Recht, das er es aus Neugierde habe lesen wollen, aber ganz und gar nicht die Ideen teile, die darin entwickelt waren. Die vier Offiziere wurden natürlich erschossen; aber überraschender wirkt, dass der Friedensrichter gehenkt wurde.

Das System hat das Vortreffliche, dass es Eitelkeit als Motiv zu politischen Verbrechen unmöglich macht. Keine Zeitung darf auch nur den Namen des Verbrechers nennen, geschweige seine Verhaftung erwähnen, noch weniger etwas berühren, von dem gedacht werden könne, er würde es zu seiner Verteidigung sagen. Er verschwindet lautlos, und nie mehr wird sein Name in irgend einem Blatte gesehen. Falls dieses System in Italien und Frankreich angewandt würde, verminderte sich wahrscheinlich sehr bedeutend die Anzahl der anarchistischen Mörder. Man kann indessen nicht leugnen, dass andererseits das System gewisse Unannehmlichkeiten hat.

Man ist in den letzten Jahren hinsichtlich verbotener Bücher unendlich viel strenger geworden, als man früher war. Es ist unmöglich geworden, sich solche anzuschaffen; kein Buchhändler wagt jetzt sie zu beziehen. Z. B. ist nicht eins der Bücher, die ich seit meinem letzten Hiersein in den Weltsprachen herausgegeben habe, über die Grenze gelangt. Früher konnte man sie immer buchhändlerisch verschreiben.

In merkwürdigem Gegensatze zu dieser Strenge steht die Liebenswürdigkeit und der gute Ton der hiesigen russischen Offiziere. Man glaube nicht, dass man jemals bei einem russischen Gardeoffizier — in Warschau liegt nur Garde — das Selbstgefühl und überlegene Auftreten beobachtet, das den preussischen Offizierstand bezeichnet. Höflichkeit, fast Bescheidenheit und vollendetes weltmännisches Auftreten sind die Kennzeichen des russischen Offiziers. Und diese Humanität ist nicht nur äusserlich. Die zwei russischen Offiziere, die infolge ihrer Stellung hier das Schlimmste thun könnten, der Chef der Gendarmerie, General Brock, und der Chef der Polizei, General Kreigels, sind geradezu geliebt von der polnischen Bevölkerung. Sie geben immer den möglichst milden Rapport. Die Härte, die man erweist, wird gegen ihren Wunsch erwiesen. Aber sie müssen den Befehlen, die sie erhalten, gehorchen.

In dem Offizierstande selbst hat man auch keine Neigung, die Polen als erobertes Volk zu behandeln. Man hält ihnen gegenüber streng auf gentlemenmässiges Benehmen. Man gab davon kürzlich ein eklatantes Beispiel. Ein Sohn des Generalgouverneurs, der hier Gardeoffizier war, sah bei einem Kameraden ein verbotenes Buch und fragte ihn, wie er es sich

verschafft habe. Der Offizier gab ihm den Namen eines Buchhändlers an. Der junge Lieutenant ging zum Buchhändler und frug, ob er das Buch habe. — Nein, es sei verboten. — Ob er es ihm nicht verschaffen könne? — Er dürfe es unter gewöhnlichen Umständen nicht, aber für den Sohn des Generalgouverneurs gelte wohl das allgemeine Verbot nicht. — Einige Wochen später hatte der Lieutenant sein Buch und gab darauf sofort den Buchhändler an, der verhaftet wurde. Unmittelbar darauf reichten sämtliche Offiziere des Regiments ein Gesuch ein, dass Lieutenant Gurko von der Offiziersliste gestrichen werden müsse; andernfalls erbaten alle ihren Abschied. Sie bekamen keine Antwort, hielten aber hartnäckig ihre Forderung aufrecht. Die Folge war auch, dass Lieutenant Gurko seinen Abschied erhielt; er wurde allerdings gleichzeitig zum Generalstab versetzt.

Vorüber ist nun die Zeit der erdrückenden Hitze wo das grosse Sturzbadgebäude im Parke der Haupttrost war. Nie trete ich dort ein, ohne mich des ersten Aktes der Walküre zu erinnern. Denn es ist um mächtige Baumstämme gebaut, die vier an der Zahl, durch das Haus emporwachsen wie der grosse Baum im Hause der Mutter Siegfrieds. Jetzt ist die Temperatur derart, dass man sich umschauen und den erhaltenen Einladungen folgen kann. Dies geschieht infolge der schlechten Wege immer so, dass man vier Pferde vor den Wagen spannt; sonst kommt man gar nicht vorwärts. Und ringsumher auf den Nachbargütern findet man nicht wenig originelle Männer und bemerkbare Frauen.

III.

Hier herrscht solch tiefe Ruhe, wie man sie nur in Meilenentfernung von Eisenbahnstationen und Städten finden kann. Nicht ein Laut unterbricht die Stille der Nacht; nur das Tuthorn des Wächters meldet jede Viertelstunde, dass er wacht. Aber ich höre es nie, wenn ich mich zu Bett gelegt habe. Man schläft ruhig in dieser Stille, und darum bin ich immer wach, wenn Wladislaw mir des Morgens meine Kleider bringt, die Läden meiner Fenster aufschlägt und sie öffnet. Wladislaw ist aus Lithauen, ist 30 Jahre alt und der Diener des Hauses, der mir beigeordnet ist. Er ist eine Perle von einem Menschen, klein, geschickt und stark, voll polnischer Gewandtheit in allen Gliedern und unglaublich intelligent. Er spricht sehr gut französisch und italienisch; denn er ist mit einem polnischen Grafen fünf Jahre in Florenz gewesen, und war mit Franciszek zwei Jahre in Paris. Er drückt sich nicht immer richtig in der französischen Sprache aus, aber stets sehr anschaulich. Er sagt z. B.: *Il mouche fort aujourd'hui;* damit meint er: „Heute giebt's viele Fliegen." Er spricht polnisch wie seine Muttersprache, versteht Lithauisch und Russisch. Im Vergleiche zu ihm bin ich ein ungelehrter Teufel. Freilich kann ich Deutsch; aber er kann rasieren. Zwar kann ich etwas Englisch; aber er kann meinen *Tub* steifen Arms

tragen. In Paris würde er Dolmetscher, oder Friseur oder Kellner werden können, je nach Bedürfnis. Mit etwas weniger Gutmütigkeit wäre er der reine Figaro.

Es thut wohl, wenn man beim Erwachen so schöne Rasenplätze und Bäume vor Augen hat. Je länger man verurteilt war in einer Stadt zu leben, um so eindringlicher empfindet man das Zusammenleben mit der Natur. Wenn ich hier in der Gegend umherfahre und ich an dem starken, süssen Duft merke, dass wir uns einem blühenden Kleeacker nähern, lasse ich die Pferde im Schritt gehen, um nichts von diesem Wohlgeruch zu verlieren. Wenn man nicht gewohnt ist, auf Feldwegen umherzustreifen, wird jede Vogelfeder, die man auf der Wanderung trifft, interessant und man betrachtet die Pflanzen wie ein botanisierender Schuljunge. Des Vormittags treibe ich mich allein umher, weil es den andern zu heiss ist. Aber gegen Abend gehen wir alle zusammen aus und jeden Tag einen anderen Weg. Das immer gleiche Schauspiel, der Sonnenuntergang, die Dämmerung, im Horizont der Aufgang des roten Mondes und seine Verwandlung in leuchtendes Gold, ist täglich dasselbe und täglich neu. Die Stimmung und die Gespräche sind jeden Tag verschieden, je nachdem man die eine oder die andere Gefährtin zur Seite hat. Gestern rührte sich kein Lüftchen, es dunkelte schnell; die gemähten Äcker dufteten nach dem Regen, und der Vollmond schien mit fast hypnotisierender Wirkung. Das junge Mädchen, das neben mir ging, sagte ein Gedicht von Kistemaekers vor sich hin, dessen erste Strophe lautet:

J'aime la nuit,
la nuit des rêves
aux heures brèves,

quand l'astre luit
sur champs et grêves,
j'aime la nuit.

Quand la nuit dort
dans le silence,
la lune lance
sa clarté d'or,
qui se balance,
quand la nuit dort.

Diese Verse vermählten sich überraschend mit der Sommernachtsstimmung.

So gleiten die Tage hin, eintönig, Tage, die nur eine Reihe von Naturschauspielen und Gesprächen sind, Tage, von denen man nicht weiss, ob sie Dienstag oder Freitag heissen, Wochen, wo nur der Sonntag kenntlich ist, weil die Glocken dann zur Mittagsstunde mit starken Schlägen zur Messe rufen.

Diese Kirchenglocken! Jeden Abend um 9 Uhr schlagen sie einige wenige Schläge, die alsbald fast ängstlich verstummen. Den Behörden hat man über die Bedeutung dieser wenigen Glockenschläge eine offizielle Erklärung gegeben. In Wirklichkeit läuten sie zur Erinnerung der Polen, die während der Revolution für die Freiheit des Vaterlandes fielen. Nur wenige Schläge, und gedämpft, und wie ein heimlicher Appell zur Erinnerung. Aber keine Sturmglocke könnte mahnen, wie sie mahnen, über das ganze Land hin, in der Hauptstadt wie in der geringsten Dorfkirche.

Man spinnt sich gleichsam in diese Eintönigkeit ein, in diese Stille und in die gute reine Luft. Die Cholera wütet in unserer Nähe in S., aber erreicht uns nicht. Und man sehnt sich gar nicht nach Warschau, wo die Epidemie so guten Boden gefasst

hat. Das einzige, was reizt, ist das Theater. *Marcello* spielt, und ich habe sie dieses Mal noch nicht gesehen.

Als Polens grösste Schauspielerin, Frau Modrzejewska, nach Amerika auswanderte und nur in englischer Sprache spielte, beherrschten vor noch wenigen Jahren die zwei jungen Künstlerinnen *Wisnoska* und *Marcello* das Warschauer Theater. Nun ist Marcello (ihr rechter Name ist Chrasczewska), die dunkle Schönheit, Alleinherrscherin. Ihre blonde Rivalin ist nicht mehr. Viele erinnern sich gewiss noch durch Zeitungsberichte, wie diese arme Wisnoska ums Leben kam. Ein russischer Gardeoffizier, mit dem sie befreundet gewesen und der sie lange durch seine Eifersucht gequält hatte, kam eines Abends zu ihr und verlangte, dass sie alles und alle um seinetwillen aufgeben solle. Anderenfalls käme sie nicht mit dem Leben davon. Als sie ihm erklärte, dass er ihr gleichgültig sei und sie ihre Freiheit bewahren wolle, zog er seinen Revolver und beging nun die Grausamkeit, die ganze Nacht hindurch, während er sprach und trank, das junge Weib unter der Pistolenmündung zu halten. Sie begriff endlich, dass sie ihm nicht entschlüpfen könne, und von Viertelstunde zu Viertelstunde schrieb sie auf Blätter, die sie ihrem Notizbuche entriss, ihre verzweifelten Klagen nieder, rollte die Blätter zusammen und warf sie auf dem Boden umher, damit man sie nach ihrem Tode finden könne. Gegen Morgen erschoss er sie, kehrte in die Kaserne zurück, rief seinen Kameraden zu: „Ich habe die Wisnoska erschossen!“ und wurde verhaftet, als die Offiziere, die ihm zuerst nicht geglaubt, die Sache untersucht und die Leiche gefunden hatten. Er wurde von dem Gericht erster und zweiter Instanz, wie von dem

nicht appellierbaren Senatsgericht zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Der Kaiser fand jedoch, dass er hier Anlass habe, sein Begnadigungsrecht anzuwenden. Er sprach den Offizier von jeder Gefängnisstrafe frei und verurteilte ihn nur zur Degradation. Er wurde also zum Soldaten degradiert, acht Tage darauf zum Sekondelieutenant, wieder acht Tage später zum Premierlieutenant befördert, und so geschah sowohl der Gerechtigkeit als der Gnade Genugthuung.

Arme Wisnoska! Ihre Haare waren so voll und blond, ihre Augen so blau und ihr Lächeln so hell. Ich sehe sie vor mir neben Marcello in der ersten Reihe des grossen Rathaussaales, an einem Tage, als Vorträge über polnische Litteratur dort gehalten wurden. Sie klatschte aus allen Kräften mit den Händen, die klein und mit feinen, hellgrauen Handschuhen bekleidet waren. Sie war wohl nicht so schön wie Marcello, aber als Künstlerin völlig so talentvoll. Sie ist vermisst, nicht vergessen.

Wir brauchen nicht nach Warschau zu reisen, um Menschen zu sehen. Wir haben genug Nachbarn, wenn wir nur einige Stunden fahren, Nachbarn mit langen drolligen Namen auf *wicz* und *ski*. Fast alle Gutsbesitzer in dieser Gegend sind sehr wohlhabend; sie besitzen nicht nur bedeutendes Grundeigentum, das sie und ihre Söhne mit grosser Tüchtigkeit betreiben; meist ist ausserdem das Gut mit einer Rübenzuckerfabrik, zuweilen auch mit einer Alkoholfabrik verbunden. Neben den Kornfeldern liegen unüberschaubare Runkelrüben- und Kartoffelfelder.

Die Bildung, die die ältere Generation besitzt, hält noch an demokratischen und antiklerikalen Idealen fest. Bei den alten Herren ist der Priesterhass aus-

geprägt, besonders der Abscheu und die Furcht vor Jesuiten. Ich errege immer Erstaunen, wenn ich, wie ich zu thun pflege, von den Jesuiten mit einer gewissen Wärme und bedingter Bewunderung spreche. Die meisten Gutsbesitzer sind aus Einem Guss und verstehen derartige Abstufungen nicht. Sie lesen viel, finden aber meist an solchen groben populären Büchern Gefallen, die wider religiöse und politische Vorurteile geschrieben sind. Sie sind feurige Patrioten und spähen eifrig am politischen Horizonte nach Zeichen besserer Zeiten für Polen.

Die jüngere Generation ist praktisch thätig und denkt in der Regel wenig an Politik. In der älteren Generation sind die Männer interessanter, als die Damen, in der jüngeren ist es umgekehrt. Obgleich alles, was man im sonstigen Europa unter Emanzipation versteht, hier der Frau untersagt ist, kann die Selbstständigkeit ihres Gedankenganges sehr gross sein, ist durchschnittlich nicht geringer als im Norden, und das Kulturniveau liegt höher, weil die Masse der Kenntnisse grösser ist, ganz zu schweigen von der Weltbildung. Die jungen Frauen sprechen ausser Polnisch Französich und Englisch, nicht wie man eine fremde Sprache spricht, die man gelernt hat, sondern völlig wie Eingeborene, und sie kennen die Litteraturen sehr gut, da sie alle ihre Musestunden zum Lesen verwenden, ebenso kennen sie die Länder durch und durch, weil sie mindestens ein Drittel ihres Lebens auf Reisen verbringen.

Natürlich findet man unter ihnen alle Arten, auch die Gansart, sogar die recht anspruchsvolle Gans, die weiss, dass sie schön ist und von einem hochadeligen Gänserich abstammt; aber ich habe nur

ein einziges Exemplar dieser Art gesehen. Dagegen sah ich ein Paar Edelfalken, einen Schwan, eine Sphinx . . . . .

Nicht weit von hier befindet sich ein junges Mädchen, das gerade nicht schön ist, aber so graziös, dass es jeden Augenblick schön wird. Sie lacht nie, und ihr Gesicht ist ohne Lächeln, sogar ohne Höflichkeitslächeln; sie spricht nur im Zwiegespräch und schweigt wie eine Mauer, wenn man im Gartenzimmer oder am Tische versammelt ist; aber sie weiss auf ein Haar, welchen Wert jeder Mann und jeder Kreis in Warschau hat, und obgleich nur 24 Jahre alt, ist sie in ihrem Gedankengang so selbständig und vorurteilsfrei wie ein wohlbegabter vierzigjähriger Mann; sie hat alle die kühnen Bücher gelesen, die in den letzten zwanzig Jahren geschrieben sind.

Und ein paar Meilen weiter weilt auf einem alten Herrensitz mit ehrwürdigem Hausrat und sieben schnurgeraden Alleen, die auf den kleinen Rasenplatz vor dem Hause münden, ein junges dreissigjähriges Weib, das so eigenartig ist, dass sie in jeder Hauptstadt bemerkt werden würde. Sie ist dunkel wie eine Italienerin, hat die Gestalt einer Florentinerin, ihr ganzes Wesen entfaltet aber slavische Anmut und slavischen Zauber. Ihr Gesicht fesselt, weil man nie ein ähnliches Gesicht gesehen hat. Besonders der Mund ist wie bei den grossen Schauspielerinnen überraschend ausdrucksvoll. Sie erinnert an stark glühenden Purpur, an eine Mohnblume mit betäubendem Wohlgeruch, und sie hat die denkbar melodischste Stimme. Ihr Wesen ist aristokratisch, äusserst ruhig und beherrscht. Andere Frauen sehen nichtssagend neben ihr aus; aber sie scheint sich ihres Wesens als

Ausnahmemensch nicht bewusst zu sein. Von ihr entstrahlt, was man im russischen Polen von südländischem Feuer, slavischer Grazie, geheimnisvoll reizendem, inneren Leben findet.

Denn das ist sicher: Obgleich Russich-Polen unterdrückt und gemartert ist, wie weder die preussisch-polnischen Provinzen, noch das österreichische Galizien, so schlägt doch hier allein das Herz Polens und hier allein kann man das polnische Wesen in seiner besten und seltsamsten Eigenart studieren.

In Posen und Ostpreussen ist der polnische Gutsbesitzer verarmt; in den meisten Fällen hat er sein Eigentum verkaufen müssen; die Deutschen haben mittels Unterstützung von Staatsmitteln und schlauer Verbote jeglicher Art, mit den hundert Millionen Mark des Staates im Rückhalt und mit der ganzen Leidenschaft der deutschen Propaganda das Terrain Zoll für Zoll aufgekauft. In Preussen wird der polnische Bauer gezwungen, Unterricht zu erhalten, dadurch wird er dort reinlicher und wohlhabender als anderwärts. Aber das polnische Gepräge der Bevölkerung ist dort gemischt. Der Adel ist auf deutschen Schulen und Universitäten erzogen. — Galizien ist ein armes Bergland, ist als österreichische Provinz *negativ* (gleich Island und den westindischen Inseln Dänemarks). Die Bevölkerung geniesst volle nationale und bürgerliche Freiheit. Man singt polnische Lieder, und man hält polnische Reden in übergrosser Zahl in Österreichisch-Polen. Aber die Parteien bekämpfen sich gegenseitig mit unauslöschlichem Hasse. Krakau ist der Hauptsitz der klerikalen Mehrheit, Lemberg die Stätte der freidenkenden Minderzahl. Obgleich frei, ist die galizische Presse trotzdem schlechter als

die russisch-polnische, denn ihr Inhalt besteht zum grossen Teil aus den rein persönlichen Injurien, die der Parteikampf mit sich führt.

In Russisch-Polen ist die Presse so gebunden, dass es ihr z. B. durchaus unmöglich war, die Jugend vor den sinnlosen und in ihren Folgen so tragischen politischen Demonstrationen zu warnen, wozu diese Jugend, besonders von den Frauen aufgewiegelt, immer wieder zurückgreift. Die Presse durfte diese Demonstrationen nicht mit einem Worte erwähnen. Und doch ist, wie gesagt, die Presse hier besser, als die polnische in Österreich.

Die Lebhaftigkeit des polnischen Geistes und die geistige Anmut hat ihre wahre Heimat im Königreiche Polen, vielleicht weil hier allein die höheren Klassen die materiellen Bedingungen haben, ein modernes Leben zu führen, das eine Fortsetzung ihres Lebens während der Renaissance bildet. Es giebt in Europa wohl kaum ein reicheres Kornland als Russisch-Polen. Hier ist jeder Flecken Erde fruchtbar. Der Adel ist hier bisweilen sehr reich; die grossen Banquiers noch viel reicher. Ich habe ihrer zwei getroffen, die jährlich mehr als eine Million Rubel Einnahme haben. Und man freut sich hier seines Geldes; man gönnt sich den Luxus und geniesst ihn. Ein Schwarm von Dienern und Dienerinnen gehört bekanntlich zu jedem wohlhabenden polnischen Haus; man hat hier auf dem Lande so reichlich Platz, dass man immer drei, vier Personen von einem Nachbargut beherbergen kann, falls sie übernachten wollen. Man kleidet sich gern schön und abwechselnd. Ich habe noch keine Dame, nicht einmal die Damen hier im Hause zweimal dasselbe Kleid tragen sehen, kaum den gleichen Morgenanzug.

Die Damen kleiden sich täglich zwei bis dreimal um, und wenn sie auf einige Zeit zum Besuch kommen, so führen sie eine Garderobenbagage wie Sarah Bernhardt mit sich. Unsere Damen hier im Hause, die alltäglich niemand haben, für den sie sich schmücken müssten, haben sich jede vielleicht in 50 Toiletten gezeigt; keine wusste, als ich eines Tages frug, wieviel Kleider sie habe. Doch drolliger ist, dass die Herren fast so häufig den Anzug wechseln. Unter ein paar Dutzend vollständigen und neuen Anzügen birgt wohl keiner von ihnen in den Schränken seines Landhauses. Und dazu ein Dutzend Mäntel und Überzieher, ferner Jagd- und Reitanzüge u. s. w. In diesem Punkte leben sie wie zu Pan Sopliças Zeit.

Niemandem von ihnen würde Bourget durch den Schrank voller Stiefelpaaren imponieren, womit Casal in seinen Romanen den Snobs Ehrfurcht einflössen soll. Sie haben sicher alle gerade so viel Paare Stiefel wie er.

Zwischen den drei Teilen, in die das alte Polen geteilt ist, und die durch Sprache und Erinnerungen so fest verknüpft sind, findet man politisch keinerlei Zusammenwirken. Sie können nie, ohne Ausnahme nie, in Gemeinschaft handeln. Sie haben nicht einmal gemeinsame Münze oder Mass, keine Briefmarken, keine Gerichtsordnung gemein, nichts gemeinschaftliches. Es giebt nicht einmal einen Mann, der in allen drei Ländern als Politiker populär ist. Ja, selbst in der Litteratur vereinigt eigentlich nur ein Name alle Stimmen; *Sienkiewicz* ist nach und nach die Perle in Polens Krone geworden. Und er ist doch weit entfernt, ein Geist ersten Ranges zu sein.

Es geschieht nichts Reelles für das Zusammen-

halten der Landesteile. Rein ideell thut man, was man kann. Besonders in der älteren Generation giebt es eine Gruppe von patriotischen Idealisten, wackere Träumer, naive und hoffnungsvolle Seelen, die stets in den getrennten Landesteilen umherreisen, und durch Gespräche, Verabredungen und Übereinkünfte unschuldiger Art das heilige Feuer lebendig erhalten. Die grosse polnische Ausstellung in Lemberg ist ein Erzeugnis dieser ihrer Bestrebungen. Aber es kann nicht verschwiegen werden, dass nur allzuviele von den Besten der jungen Generation, sowohl junge Frauen als junge Männer, alle nationalen Hoffnungen aufgegeben, sich ganz entwöhnt haben, nach Lichtpunkten auszuspähen, die sie von vorn herein als Irrlichter betrachten, und darum mit offen ausgesprochener Skepsis, ja mit halb verborgener Geringschätzung als melancholische Zuschauer zu den Agitationen jener Älteren dastehen.

IV.

„Gestehen Sie zu, dass die polnische Küche vortrefflich ist,“ sagte Frau Halina.

„Das gebe ich zu, ich glaube, sie ist die beste der Welt.“

„Dass alle unsere Gerichte originell sind!“

„Zugestanden, sie schmecken gut, und man weiss in der Regel nie, was man isst.“

„Gestehen Sie zu, dass unser Boden fruchtbarer als anderer Boden ist, dass unsere Landschaften Stil und Anmut und den weitesten Horizont haben.“

„Zugestanden, selbst die Flachheit ist hier grandios.“

„Geben Sie zu, dass unsere Sprache biegsam und schön ist, geschmeidig und weich, wohlklingend und üppig, wenn sie auch nicht den wechselnden Gesang des Russischen besitzt.“

„Zugestanden, ihr Klang gewinnt Herzen.“

„Gestehen Sie zu, dass niemand so tanzt, wie wir tanzen. Giebt es einen Tanz wie unsere Mazurka?“

„Ich bin zwar nicht ganz kompetent, aber ich bin geneigt, von der polnischen Tanzkunst das Beste zu glauben. Man findet nicht leicht ein ähnliches Ballett wie das in Warschau.“

„Gestehen Sie zu, dass unsere Frauen schön sind!“

„Schön und wohlgekleidet. Wer zweifelt daran?“

„Gestehen Sie zu, dass unsere Männer intelligent und gastfrei sind?"

„Das sind sie, aber was wollen Sie mit all diesen Zugeständnissen?"

„Gestehen Sie zu, dass uns von der Natur alle Bedingungen eines glücklichen Volkes verliehen sind. Wir sind lebensfroh, leichtlebig und haben allesamt einen Funken von Phantasterei — warum sind wir denn das unglücklichste Volk der Erde geworden? Oder hat jemals in der Weltgeschichte ein so unglückliches Volk, wie das unsrige, existiert?"

„Ich bezweifle es, es sei denn, dass man des jüdischen Volkes gedenkt, das nicht mehr ein Volk ist."

„Ist es nun nicht unglaublich, unmenschlich, dass das ganze Europa das Interesse an uns verloren hat, dass niemand, niemand unseretwegen einen Finger rührt. Von den Teilungsmächten ist nicht zu reden. Aber ist es nicht eine Schmach, Frankreich vor unseren Tyrannen auf dem Bauche zu sehen, Frankreich, das wir verehrt, wofür wir gekämpft und geblutet haben?"

Bei jedem Polen und bei jeder polnischen Frau findet man diesen Schmerz über die unterthänig-enthusiastische Haltung Frankreichs Russland gegenüber. Nirgends kennt man Frankreich besser als hier; man ist französisch erzogen, spricht französisch als zweite Muttersprache, liest und schätzt französische Bücher mehr als die aller anderen Länder. Die Selbstdemütigung Frankreichs vor Russland hat gerade deshalb so tief verletzt.

Kein Volk der Welt hat ähnlich an Frankreich geglaubt und sich für Frankreich geopfert wie das polnische. Man lese Henri Houssaye's „1814". So oft es zum Äussersten kommt, sobald es einen

verzweifelten Angriff oder die persönliche Rettung des Kaisers betrifft, müssen die polnischen Lanzeniere herbei. Sie und die alte Garde sind immer die letzte Hoffnung; sie versagen nie.

Eine polnische Frau, sogar eine Frau, die Napoleon nicht gewonnen, sondern überrumpelt hatte, und deren Bewunderung nie zur Liebe wurde, war die einzige, die ihn nach seinem Fall auf Elba besuchte.

Jetzt ist Polen von dem französischen Volk so vergessen, dass sein Name nie genannt wird. Man weiss nichts von den Polen, und es ist unmöglich, nur einen Artikel über ihre Leiden in einer französischen Revue aufgenommen zu bekommen. „Voll wie ein Pole" (soûl comme un Polonais) ist die einzige Erinnerung an Polen, die heutigen Tages als Redensart übrig geblieben ist; sie entspricht der deutschen Redensart „polnische Wirtschaft".

Wir haben erlebt, dass wir in den französischen Blättern anlässlich der häufigen Ministerwechsel lasen: „Was müssen unsere Freunde, die Russen, von uns denken, von diesen Ministerien, die jedes Jahr wechseln, ja mehrere Male im Jahre! Dort bleiben die Minister ununterbrochen 20 und 30 Jahre." Würden die Franzosen nur ein halbes Jahr wie Russisch-Polen regiert, so würde dies unzweifelhaft ihre russischen Schwärmereien ein wenig beruhigen.

Was würden Franzosen sagen, wenn in allen Schulen Frankreichs unbedingt verboten wäre, französischen Unterricht zu erteilen! Oder wenn allen Schulkindern aufs Strengste verboten wäre, sogar in den Schulpausen oder auf der Strasse sich mit einander in ihrer Muttersprache zu unterhalten! Das ist aber gerade den polnischen Kindern verboten.

Oder wenn in dem geschichtlichen Unterrichte

der Name des Vaterlandes nie genannt, seine Geschichte als nicht gewesen betrachtet und alle Kraft und Anstrengung angewandt würde, die unendlich idealisierte Geschichte eines fremden Volkes den Kindern einzuprägen! Falls Elsass und Lothringens Los, nur hundertmal verschlimmert, das Los von ganz Frankreich würde!

Man hat in diesem Sommer hier allen jungen Leuten, die über die Grenze wollten, den Pass verweigert. Was würde eine französische Dame sagen, wenn sie mit ihrem kleinen Sohne nicht über die Grenze kommen könnte? Wäre sie Polin, so müsste sie, wie eine mir bekannte junge Mutter, schön zu Hause bleiben. Man fürchtete hier, dass die Jugend zur Ausstellung nach Lemberg reisen, Zeuge politischer Demonstrationen werden, polnische Reden und Lieder hören würde, und man verhinderte dies einfach durch Passverweigerung. — Was würde wohl ein Franzose sagen, wenn ihm der Zutritt zu allen Ämtern und einträglichen Stellungen, zum Heere und der Marine und der höheren Administration verschlossen wäre; wenn ihm der Staat nie eine höhere Stellung als bis zu 1000 Rubeln gäbe. Das ist hier der Fall. Kein Pole erhält irgend eine bessere Anstellung.

Als der Staat kürzlich die privaten Eisenbahnen in Polen ankaufte, wurde das ganze polnische Personal ohne Ausnahme verabschiedet; hunderte von Familien wurden brotlos. Und im Postetat hört wie überall das Avancement des Polen bei dem Gehalte von 1000 Rubeln auf.

Was würden die Franzosen sagen, wenn jede Zeile, die bei ihnen für eine Zeitung geschrieben, erst zur Prüfung auf eine Regierungscensur wandern müsse,

und wenn die Schriftsteller für das, was sie zu schreiben beabsichtigt hatten, aber was nie gedruckt wurde, zu Strafen verurteilt würden! Und das ist hier der Fall.

Was würden sie sagen, wenn sie ein für allemal in ihren Theatern darauf verzichten müssten, sowohl Sommer- wie Winterrevuen zu sehen! Aber hier sind keine „Revuen“ möglich oder denkbar. Die Ereignisse des Jahres durchzugehen! Was sollten das für Ereignisse sein? Es giebt keine öffentlichen Persönlichkeiten mit Ausnahme der Beamten, und ihre Namen dürfen nicht genannt werden, an ihr Thun darf nicht gerührt werden, nicht einmal in einem Zeitungsartikel, viel weniger auf der Bühne. Reichstag, Versammlungen, Zusammenkünfte und dergleichen, die Stoff zum Scherz geben, existieren ja nicht. Das einzige, was man behandeln dürfte, wäre vielleicht der rein private Skandal, aber man ist hier nicht gemein, und eine Zeitung, entsprechend den dänischen „Witzblättern“, giebt es in Polen nicht, nicht einmal in Galizien, wo die persönliche Polemik doch in Blüte steht.

Was würden die französischen Arbeiter sagen, wenn es ihnen unbedingt verboten wäre, irgend einen Verein zu gründen, irgend eine Verbindung zu haben? Wenn nicht nur ein Strike eine bisher undenkbare Sache, sondern, wenn es ihnen unmöglich wäre, jemals über ihre Interessen zu beratschlagen. Aber gerade das wäre ihnen unmöglich, wenn sie russisch regiert würden. Und es würde ihnen wenig nützen, wenn sie im Namen der Versammlungsfreiheit protestieren wollten: denn die Versammlungsfreiheit ist ein Ding, das man hier nicht kennt.

Was würden endlich die gläubigen Katholiken in Frankreich sagen, wenn sie unter die Herrschaft des russischen Zar-Papstes kämen? Wenn ab und zu (wie in diesem Frühjahr im Dorfe Kroze) eine Kirche, die man russifizieren will, umringt wird und die Bauern, die sie nicht aufgeben und sie nicht verlassen wollen, von den Kosaken und dem Militär niedergeschossen werden, wenn ferner über die Überlebenden die Knute geschwungen wird und das Blut fliesst, so geht diese Nachricht ein paar Tage lang durch die europäischen Blätter und man giebt sich damit zufrieden, dass solche Zustände eine Ausnahme sind.

Aber die tägliche, unverdrossene Plackerei wird nie erwähnt. Krasinski hat seiner Zeit Polen das Land der Gräber und der Kreuze genannt. Eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten der polnischen Landschaft sind die hohen Holzkreuze, die überall errichtet und eingezäunt sind. Es sind keine Kruzifixe wie in Italien und Tirol, sondern einfache Kreuze. Wenn nun solch ein Kreuz zerfällt oder zerbröckelt, glaubt man da, dass man es wieder herrichten darf? Nicht ohne Erlaubnis der Regierung, und darauf kann man warten. Vor zwei Jahren schlug hier auf dem Felde der Blitz in solch ein Kreuz. Nun steht es schon zwei Jahre zerbrochen dort, man darf es nicht reparieren lassen, weil man in den Regierungsbureaux in Petersburg noch nicht die Bewilligung dazu ausgefertigt hat. Ja, wenn es ein Andreaskreuz wäre! Aber jenes wird als ein römisch-katholisches Symbol aufgefasst. — Selbst die Kreuze scheut man unter diesem Regiment und fürchtet sie als Aufruhrszeichen.

Das Land der Kreuze und der Gräber! Beschränkt man auch die Zahl der Kreuze nach Kräften, so

gestattet man wenigstens den Gräbern, sich frei zu vermehren. 1831 lautete das russische Bulletin: *L'ordre règne à Varsovie.* Nun herrscht nicht mehr die Ordnung, sondern die Cholera, freilich nicht in den russischen Bulletins. Die Regierung denkt pädagogisch, giebt die Zahl der Kranken und Toten je nach Gefallen an, so dass man sich im Auslande und Europa darüber beruhigt.

Um zwei kleine Städte dieser Gegend hat man einen Militärkordon gezogen; niemand kommt aus noch ein, und die Eingeschlossenen sterben wie Fliegen. Am Umfange des Unglückes trägt nicht nur die Armut der Bevölkerung, sondern noch mehr ihre Unwissenheit die Schuld. Sowie die Cholera kommt, ist es unmöglich, dem Proletarier mit Vernunft zuzusprechen, ja es ist unmöglich, ihm Medizin einzugeben. Es ist unmöglich, die Bauern oder die Domestiken vom Obstgenuss abzuhalten. Die Cholera ist ein *Schicksal,* sagen sie, der, dem sie bestimmt ist, bekommt sie. Und es ist zu dieser Zeit unbedingt unmöglich, irgend einem Erkrankten, was ihm auch fehlen möge, einen Tropfen Arznei einzuflössen. Sie bilden sich ein, dass man sich der Kranken schnell entledigen wolle und sind überzeugt, alles sei Gift, was ihnen von fremder Hand gereicht wird. Keine Überredung kann diese Vorstellung verdrängen.

Aber wer trägt die Schuld all dieser Unwissenheit? — — — —

Vor einem Menschenalter ruhte die Hoffnung der Polen auf Frankreich. Diese Zeit ist gründlich vorüber. Damals bestand die Politik der Polen auch in Österreich und Preussen in einer ganz unfruchtbaren Opposition. Was die Regierungen auch vorschlugen,

die polnischen Deputierten sagten nein. In Österreich änderte sich zuerst dieser Zustand. Die Polen erhielten Rede- und Handlungsfreiheit, begegneten Sympathien, erhielten nach und nach auch Macht und fühlten sich nun zufrieden. In Preussen beharrte man dagegen beim alten System. Als die Polen unter Wilhelm I. mit Sicherheit auf Unwillen und Unterdrückung der Regierung zählen konnten, beschränkte sich ihre Wirksamkeit im deutschen Reichstage natürlich in der Abstimmung immer auf „nein". Sie sprachen fast nie, da sie die Nutzlosigkeit wohl erkannten, ausserdem waren sie schlechte Redner. — Erst als *Josef Koscielski* Mitglied des Reichstages und Herrenhauses wurde, veränderte er diese Taktik. Er unterhielt in Berlin freundschaftliche Beziehungen zu der Bismarckschen Familie und ertrug die Unzufriedenheit, die er darüber bei seinen Landsleuten erregte. Er trat im Reichstage als Redner auf und gewann durch seine Beredsamkeit das Ohr der Kammer. Nach Bismarcks Sturz wurde er vielleicht noch beliebter bei dem jungen Kaiser, als früher im Bismarckschen Hause. Er und seine junge Frau wurden zum Mittagessen allein mit dem Kaiser und der Kaiserin eingeladen, und selbst jetzt, nach seinem Zurücktreten vom politischen Schauplatze, ladet die Kaiserfamilie ihn und die Seinigen zu sich ein.

Koscielski kam den Wünschen des Kaisers entgegen, soweit es ihm nur möglich war, und bewog die polnische Partei mit ihm zu stimmen. So hat er für die Marinebewilligungen gestimmt und hierdurch den Kaiser in solchem Masse verpflichtet, dass dieser ihm zum Dank einen hohen Orden schickte. Dagegen erhielten die Polen, wie bekannt, grosse Zugeständnisse

doppelter Art in Bezug auf ihre Sprache und ihre Kirche. Zum ersten Male nach langer Zeit wurde ein Erzbischof nach ihrem Herzen ernannt. Und dafür hatten sie Koscielski zu danken. Es konnte darüber kein Zweifel sein, dass seine gewinnende Persönlichkeit und sein politischer Takt ihnen mehr Terrain erobert hatte, als sie seit Friedrich Wilhelm IV. Tage gehabt hatten, während ihnen die Bewilligung einiger Schiffe zur Flotte nicht den geringsten Schaden verursachte.

Doch Taktiker sind die Polen nie gewesen, und Koscielski erntete durch seine Taktik statt Popularität Geringschätzung. Er hiess in der Folge nur noch Admiralski. Das war ein Spitzname, den jeder verstehen und dessen Witz jeder begreifen konnte. So oft er später für eine Regierungsvorlage stimmte, verdächtigte man ihn. Er hat, wie alle Polen, eine gewisse Liebe zum Glanz und er war vielleicht nicht ganz unempfindlich für die Artigkeiten, die ihm am Hofe erwiesen wurden. Die Polen liessen ihn immer wieder hören, dass nur seine persönliche Eitelkeit in seinem Berliner Wirken Nahrung finde und dass er die Interessen Polens den seinen opfere. So legte er im Frühjahr sein Mandat nieder.

Er hatte richtig eingesehen, dass die Polen, seit sie nichts mehr von Frankreich zu hoffen haben, in Güte versuchen müssen, Zugeständnisse von Deutschland zu erhalten.

V.

Heute ist Vergebungsfest in der Kirche. Vom frühen Morgen an Glockenläuten und Herbeiströmen von Bauern aus meilenweitem Umkreise. Vor der Kirche von Królewice hatten die Verkäufer in Eile kleine Buden und Baracken errichtet, wo alle möglichen kirchlichen Gegenstände feilgeboten werden, Heiligenbilder, Rosenkränze, kreuzförmige Schmucksachen und etwas Spielzeug für die kleinen Kinder, die die Mütter mitnahmen, alles so unbeschreiblich, unsäglich ärmlich, dass kaum in allen Buden ein Gegenstand von mehr als zehn Pfennigen Wert war. Niederschlagend wirkte der Anblick der Heiligenbilder, die unter dem Schutzdache eines grossen alten Schuppens zum Verkauf ausgehängt waren. Öldrucke nach den allerschlechtesten und abgeschmacktesten Gemälden, nach Schmierereien, die in ihren Darstellungen der süsslichen Marien und pomadisierten Heilande fast blasphemisch wirkten. Und sah man genauer auf diese Fabrikarbeit, so bemerkte man verwundert auf vielen nicht nur das Zeichen *Paris*, sondern auf den meisten das Zeichen *New-York*.

Die unverdrossenen Yankees sitzen als brave Protestanten jenseits des Weltmeeres und verdienen Geld durch die Fabrikation hunderttausender von Heiligenbildern für die Katholiken im alten Europa. Ist es

wunderlich, dass die Bilder schrecklich sind? Selbst ein Öldruck nach dem widerlichsten Carlo Dolci würde darunter wohlthuend wirken.

Die Kirche ist übervoll, die Thüren sind weit geöffnet und eine grosse Kolonne von Männern und Frauen steht zusammengedrängt vor dem Eingange, um von der Predigt aufzuschnappen, was sie vermag. Aber auf dem Kirchenplatze steht, sitzt und kniet noch eine ganze kleine Bevölkerung, andächtig mit entblösstem Haupte. Ringsumher liegen Bettler hingestreckt, ihrer achtzehn sind in einem überdachten Wagen gekommen, abscheuliche Krüppel mit entblösstem Arm oder umwickeltem Bein, die ganze Schar der Gichtbrüchigen, an denen der Menschensohn vor alten Zeiten seine Wunder verrichtete. Gegen die Kirchenmauer hat der Maurermeister, der jetzt gerade eine Ausbesserung der Kirche vornimmt, zum Beweise seines frommen Gemütes, eine Kapelle mit grossem Holzkruzifix errichtet, die ein wahres Ungetüm von Geschmacklosigkeit ist.

Jeder Kunst- und Schönheitssinn ist in dem niederen Volke erloschen. Wie lebhaft war früher der Schönheitssinn bei ihm entwickelt, wie schön und kleidsam war die Nationaltracht, die von den Russen nun aufs strengste verboten ist. Wie schön sind jetzt noch die galizischen Bauern in ihren weissen rotbesetzten Röcken und mit den grossen Filzhüten gekleidet. Hier trägt der Bauer nun die schrecklichste Mütze und einen Anzug ohne Schnitt und Charakter, während die Frauen und Mädchen, denen man die kleidsamen und schönen Nationalkostüme genommen hat, sich mit Vorliebe in schreiendes Gelb und grelles Grün drapieren.

Sie gingen umher, besahen sich die ausgestellten Gegenstände und feilschten; kauften sich auch hier und dort etwas Backwerk und etwas von dem trotz des Verbotes ausgebotenen Obste. Die Anziehung der verbotenen Frucht ist ja hier wie anderwärts nicht die schwächste. Vom Gute war indessen eine Bude errichtet worden, wo gratis Flaschen mit gekochtem Wasser verabreicht wurden, das man durch einen Zusatz von Pfefferminzsaft oder Branntwein wohlschmeckend gemacht hatte; man wollte das gefährliche Wassertrinken verhindern, und die Bauern liessen es sich wider Erwarten schmecken.

Unsere Damen hatten trotz der Wärme und der schrecklichen Luft schon mehrere Stunden in ihren Kirchenstühlen ausgehalten. Wir Männer gingen erst zu allerletzt hinein, um „die grosse Messe" zu hören. Die Kirche bot, vom Altare aus besehen, einen äusserst bunten Anblick dar. Nächst dem die Messe lesenden Dekan sassen die vornehmen Damen, einzelne mit ihren Männern, von den umliegenden Gütern; sie waren festlich gekleidet, aber ihre Andacht erschien nicht gross. Dann folgten die Bauern, Männer, Frauen und Kinder, Kopf an Kopf, so viel die Kirche fassen konnte; in dem künstlichen Lichte von Lampen und Kerzen, das sich mit dem Tageslichte vermischte, drängten sich weisse, gelbe, hellrote Kopftücher und dazwischen braune Männergesichter mit dickem, langem Schnurrbart, alle auf den Knieen, bald erhoben sie sich, dann senkten sie wieder die Köpfe, um auf die Knie zu sinken, neigten sich wie Ähren auf dem Felde vor einem Windhauche. Über ihnen brauste der Kirchengesang, eines der ältesten polnischen Sprachdenkmäler; die einfachen Textworte und die Melodie aus dem

Ende des zehnten Jahrhunderts: Heiliger Gott! Mächtiger Gott! Befreie uns von der Pest, von Hungersnot und von Krieg, Gott, der du die Macht bist!

Das Lied stammt aus der Zeit, als Polen zum ersten Male von der Pest heimgesucht wurde, und es hat jetzt neue Aktualität erhalten.

Die Predigt war nicht übel, prägte ein, dass es nicht auf Andachtsübungen und Kirchenbesuch ankäme, sondern auf die Lebensführung und die Handlungsweise; dagegen war der Priester, der die Messe hielt, mit seinem stumpfen Blick, den dicken Backen und seinem Fett grotesk, und seine lateinische Aussprache klang sehr bäuerisch. Schneidend geschmacklos waren alle Kunsterzeugnisse in der Kirche, die Wandmalereien, die Bilder auf den vielen Kirchenfahnen, die über der Gemeinde wehten; aber schön war die lebende Dekoration der Kirche mit Blumen und Grün um die Pfeiler und grossen, blühenden Oleandern in Blumentöpfen vor dem Altare.

Unser eigener kleiner Priester brauchte weder zu predigen noch die Messe zu lesen. Er war Wirt und zumeist erfüllt von dem grossen Mittagessen für vierzig Personen, das er nach dem Gottesdienste geben sollte. Er kniete mit den anderen vor dem Altare, aber ich las seine Gedanken. Er spricht nie über seinen Glauben, aber aus seinem Sprechen ersieht man, dass er ungefähr wie wir anderen denkt. So geht es immer mit den Priestern, die einige Jahre in Rom studiert haben. Der dortige Aufenthalt ist für die Kultur fördernder als für den Glauben. Dieser ist am heissesten bei den Bedauernswerten, die unmittelbar von den polnischen Seminarien die Predigtkanzel betreten. Die armen Priester hatten übrigens einen harten Tag. Nicht

weniger als 400 Bauern meldeten sich zur Beichte und nur 13 Priester konnten die Beichte entgegennehmen. Sie sanken vor Müdigkeit um. Zum Glück trösteten sie sich später.

Man kann sich keinen schärferen Kontrast vorstellen, als das Verhältnis der russischen und der polnischen Bauern zur Religion und ihren Verkündern. So orthodox der russische Bauer auch ist, immer ist der Pope für ihn, wie überhaupt für jeden Russen, ein sehr untergeordnetes, halb komisches, halb verachtetes Wesen. Ihm zu begegnen ist von schlechter Vorbedeutung. Der Pope unterscheidet sich in der Bildung nicht sehr von dem Bauer, da er aber mehr Geld hat, ist er in der Lage, sich öfters betrinken zu können, und sein Leben und Wirken auf dem Lande besteht in Wirklichkeit darin, dass ein Rausch den anderen ablöst. Der polnische Bauer hat dagegen Ehrfurcht vor seinem Priester. Ja, die Autorität des katholischen Priesters ist das einzige, was sich durch alle Zeiten in Polen unbedingt, unbestritten erhalten hat. Der Priester hat die Macht, den Sinn der Bauern nach seinem Willen zu lenken. Das zeigt sich jedesmal nach Abhaltung der Beichte. Nicht selten, wenn ein Diebstahl begangen ist, kommt der Priester und bringt das Gestohlene zurück. Der Bauer bringt es nicht selbst, aber in seiner Angst giebt er es dem Priester zur weiteren Besorgung an den Besitzer.

Die Religiosität des russischen Bauern schliesst eine gewisse Juristerei nicht aus, und in seinem Verhältnis zu den Heiligen liegt eine bedeutende Schlauheit. — Ein russischer Bauer war mit Pferd und Wagen auf Eis geraten, das dem Bersten nahe war, und in seiner Not gelobte er St. Nikolaj den Wert

des Pferdes, falls er mit seinem Fuhrwerk lebend das Land erreichen würde. Das geschah, und all sein Sinnen ging nun darauf aus, wie er sich aus der Sache ziehen könne, ohne dem Heiligen das gegebene Wort zu brechen. Das Pferd war mehr als hundert Rubel wert und diesen Verlust wollte er ungern tragen. Endlich fand er einen Ausweg. Er ging mit seinem Pferde zum Markt, fand auch einen Käufer. Was verlangst du fürs Pferd? frug dieser. — 5 Rubel, war die Antwort. — 5 Rubel, du scherzest wohl, aber das gebe ich natürlich. — Gut, sagte der Bauer, aber ich habe beschlossen, es nicht ohne diese Henne zu verkaufen, die ich auf dem Rücken trage. — Und was kostet sie? — 95 Rubel. — Sie einigten sich, und der Heilige erhielt seine 5 Rubel. — Der polnische Bauer steht zu seinen Heiligen in einem naiveren Verhältnisse. Er hat nicht das Feuer der italienischen Bauern, noch ihren Fanatismus im Anrufen, aber er liegt im Gebet versunken vor den Bildern. Das konnte man gestern deutlich sehen.

Nach dem Gottesdienste fand bei unserem jungen Priester das grosse Mittagessen statt für alle die anderen Priester und Gutsbesitzer und Honoratioren der Gegend. Es waren, wie gesagt, vierzig Personen. Da unser Priester nur 150 Rubel jährliches Gehalt hat und mit allen Sporteln es nicht auf mehr als 6—700 Rubel bringt, kann er selbst nicht solche Mittagessen geben. Aber es ist auch Sitte, dass man ihm vom Gute alles schickt, Essen und Trinken, Tischgedecke, Schüsseln, Teller und Gläser. Die Sache war gestern besonders schwierig, weil das Kirchenfest auf einen Freitag fiel und folglich kein Fleisch gegessen werden durfte. Unsere Wirtin liess in Warschau vier, fünf

verschiedene Arten von Fisch kaufen, zwei bis drei Sorten Schaltiere, und schon am vorhergehenden Tage war auf dem Gute alles in Wirksamkeit. Unser Koch, der seine Kunst in Paris studiert hat und der ausserdem Bäcker und Konditor ist, übertraf sich selbst. Die Lachse und Hechte mächtigen Umfanges lagen auf schweren Schüsseln, der Wein wurde in Fässern aus dem Keller gerollt, und vom frühen Morgen an gingen in beständiger Prozession alle Bedienstete des Gutes hin und zurück, trugen Schüsseln und Körbe mit allerlei Herrlichkeiten die tausend Schritte hin, die uns vom Pfarrhofe trennen.

Da sassen nun die dreizehn Priester und die übrigen feinen Leute, bald in zwei geräumigen Stuben untergebracht, und feierten den Fasttag. In der Predigt war gesagt worden, dass die wahre Religion nicht finster und verdriesslich, sondern stets fröhlich sei; und über dieses Wort hielten die braven Geistlichen manche muntere Tischrede. Doch das muss man ihnen lassen, sie assen mehr als sie sprachen, und tranken mehr als sie assen. Bordeaux und Burgunder und weisser Ungarwein verschwanden mit solcher Geschwindigkeit hinter den geistlichen Westen, dass alle Augenblicke ein Eilbote nach dem Gutshofe abgeschickt wurde mit einem Zettel, worauf bald dieses, bald jenes aus dem Keller requiriert wurde. Sie tranken reichlich wie gute Polen, und doch sagte niemand ein Wort zu viel; denn die jüngeren Priester wollten sich in der Nähe ihrer Vorgesetzten keine Blösse geben, und diese vergassen nicht, sich in Respekt zu halten. Aber meinen Freund Franciszek am Tischende diesem geistlichen Mittagessen präsidieren zu sehen und als Festgeber gepriesen zu hören, als Patron der Kirche, als grössten

religiösen Wohlthäter der Gegend, — was kann nicht alles aus einem Weltkinde werden, wenn es wohlhabend, geistreich und verschwenderisch ist.

Wahrscheinlich waren verschiedene der Priester nicht gläubiger als er. Die begabteren unter ihnen hatten alle die römische Schule durchgemacht. Aber die niedere Volksklasse erschüttert in ihrem Glauben keine Erfahrung. Das vernunftwidrigste, grausamste Ereignis erhöht nur noch ihren Glauben an die Vorsorge der Vorsehung. Man höre nur die folgende polnische Volkssage, die Sienkiewicz meisterhaft in seinen Novellen behandelt hat.

Ein Bauernknabe ging eines Tages an einem hohlen Baum vorüber und bemerkte, dass jemand im Baume war. Er trat näher und sah, dass der Tod fest schlafend darin sass. Schnell schlug er einen grossen Pfropfen in das Loch, und als der Tod erwachte, war er gefangen. Von nun an herrschte Jubel in dem Dorfe. Es gab keine Tote mehr, keine Begräbnisse; niemand trauerte. Aber die Freude war nicht von langer Dauer. Denn da niemand starb, war alles bald überfüllt, und die Erde gab nicht genug Nahrung für so viele. Man war also genötigt, den Pfropfen wieder aus dem Baume zu ziehen. Der Tod wurde frei, eilte sofort zu Christus und bat um Geheiss, wen er zuerst mähen solle. Christus nannte einen Namen. Es war eine Mutter von fünf Kindern, und als der Tod zu ihr kam, erschreckte sie sehr, mehr der kleinen Kinder als ihrer selbst willen. Sie warf sich auf die Knie, flehte den Tod an und sagte: „Du siehst selbst, dass es eine Grausamkeit ist, mich fortzunehmen. Was soll denn aus meinen fünf Kleinen werden, denen ich täglich die Nahrung schaffe, wenn

ich fort bin und nicht mehr für sie sorgen kann. Sie werden jämmerlich umkommen. Ich bitte dich, kehr' wieder um!" — Da eilte der Tod, trotz des erhaltenen Gebotes, wiederum zu Christus und legte ihm die Sache vor und frug um Befehl. Christus gab zuerst dem Tod zwei kräftige Ohrfeigen für seinen Ungehorsam — hier verspürt man die Erfahrung des Bauern — und sagte dann: „Fliege über den Ozean, tauche unter, wo er am tiefsten ist, und bringe mir den kleinen weissen Stein, den du dort findest." Der Tod tauchte unter, fand den Stein und brachte ihn. — Christus sagte: „Knacke ihn mit deinen Zähnen." — Es war hart für die fleischlosen Kinnbacken des Todes, aber er wurde geknackt und in seinem Innern lag ein kleiner lebender Wurm (!). Da sagte Christus: „Nun siehst du, ich wusste, dass in dem kleinen Steine, der auf dem Meeresgrunde verborgen lag, sich ein Wurm befand, sollte ich, der das weiss, nicht bedacht haben, wie es den fünf Kindern ergehen würde, die durch mein Gebot mutterlos werden. Vorwärts! und töte sofort die Mutter!"

Ein solcher Glaube ist für das Volk erforderlich, damit es in einem Lande und unter einem Regiment, wo man das Eingreifen der Vorsehung gerade nicht mit besonderer Deutlichkeit verspürt, hinsichtlich der Pläne der Vorsehung nicht unsicher werde.

VI.

Der Hochsommer ist vorüber und die Schriftsteller, Dichter und Journalisten kehren nach Warschau zurück. Man kann sich in keinem Restaurant zeigen, ohne mit Umarmungen und Männerküssen auf beiden Wangen überhäuft zu werden, und dabei immer die gleiche Wendung: Welcher Verrat, zu einer Zeit hierher gekommen zu sein, da alle Menschen fort waren! Und nun öffnen sich die Schleusen der Unterhaltung, und der so lange Vereinsamte wird mit einem Schlage in alle die litterarischen Verhältnisse eingeweiht, in hundert Familiengeschichten, in Dutzende von politischen Unglücksfällen und Intriguen und in all das internationale Gewäsch über Honorare und Verleger und Rivalitäten. Und eine Menge halbvergessener, halbverwischter Gestalten und Geschicke, Dutzende halbvergessener Namen tauchen wiederum in der Erinnerung auf und man glaubt zuletzt nur ganz kurze Zeit fortgewesen zu sein, und doch sind es sieben Jahre.

Das neueste Ereignis ist die Verhaftung eines ganz jungen Arztes. Um vier Uhr morgens kamen zwei Polizeikommissäre mit ihren Untergebenen und nahmen bei ihm eine Haussuchung vor, durchsuchten alles, bemächtigten sich all seiner Papiere, schnitten sogar den grünen Bezug seines Schreibtisches auf, um

zu sehen, ob sich darunter keine Papiere befänden, und führten ihn dann nach der Citadelle. Die zwei Kommissäre sind seither in seiner Wohnung geblieben, errichteten eine Falle und verhafteten in den ersten Tagen alle, die hinkamen, seine Kranken, seine Freunde und Bekannte, alle, um sie ins Verhör zu nehmen.

Niemand weiss weshalb; aber man fürchtet, dass er etwas Geld für die jungen Studenten und jungen Mädchen gesammelt hat, die aus Anlass jener Prozession zur Erinnerung des Aufstandes von 1794 verbannt wurden. Diese Hausuntersuchungen finden immer bei Nacht statt. Zuweilen haben sie einen Anstrich von Humor, wenn man nämlich auf falscher Fährte und nichts zu finden ist, wie es bei einem meiner Freunde, dem Schriftsteller G. der Fall war, wo man nach einigen Manuskriptblättern suchte, um sie mit dem Manuskript eines russisch-feindlichen Artikels aus einer Krakauer Zeitung zu vergleichen, in dessen Besitz die Polizei unbekannter Weise geraten war. G. blieb während der ganzen Untersuchung im Bette liegen, während sein kleiner Diener draussen in der Küche über alle Besucher des Hauses kreuzverhört wurde; ab und zu kam der Kommissär in sein Schlafzimmer und bat um eine Cigarette: dann und wann kam ein Unterbeamter und sagte ihm, er könne ruhig sein, die Untersuchung ergebe durchaus nichts Schlimmes. Zuletzt erhielt dieser Mann drei Rubel und die Gesellschaft trollte ab, nachdem der Kommissär sich ein Blatt von G.s Manuskripten „zur Erinnerung" ausgebeten hatte. — Als ob irgend jemand hier so dumm wäre, nach Krakau einen Artikel in seiner eigenen Handschrift zu schicken!

Dieses Mal ging die Untersuchung nicht in so

milden Formen vor sich. Sie erstreckte sich sogar auf einen Studenten, Stefan B., der auf demselben Flur gerade gegenüber wohnt. Nachdem man bei diesem bis 8 Uhr morgens gesucht und nichts gefunden hatte, näherte sich ihm der Polizist und sagte: „Wie heissen Sie eigentlich?“ Er nannte seinen Namen. „Stefan, sagen Sie? Nein, Stanislaw.“ — „*Ich* heisse Stefan.“ — „Ja, dann bitte ich um Entschuldigung. Der Untersuchungsbefehl lautet auf den Namen Stanislaw.“ — Das war natürlich nicht wahr, aber auf diese Weise verhüllte man seinen Ärger über das vergebliche Suchen. Wenn man die eigentliche Ursache dieses Suchens bedenkt — so steigt das jammervollste Bild des polnischen Elends tragikomisch auf. An jenem Tage ging alles von einer Dame aus, die ältlich und hässlich, wie sie ist, um jeden Preis, selbst um den höchsten, erwähnt werden will, und die sich deshalb auf den Patriotismus geworfen hat. Sie fasste die Idee, eine Trauermesse mit Prozession zu veranstalten. Ihr Sohn ist Student, und es kommen viele Studenten ins Haus. Einer derselben ging zu einem Priester, um eine Messe zu kaufen. Der Priester ahnte nicht, was im Werke war. Er und seine geistlichen Mitarbeiter, die nun alle deportiert sind, waren so unschuldig wie Kinder. Erst als er sich während der Messe zur Kirche wandte und sie voll von Menschen sah, darunter zwei- bis dreihundert Studenten in Uniform, wurde er unruhig und ahnte, dass er in eine Falle geraten war. Die Dame hatte Leute geworben und war äusserst erbittert über die „Feigheit“ derer, die ihr erklärten, zu Hause bleiben zu wollen.

In den Zeitungen hatte man nicht im Text, sondern unter den Annoncen bekannt gemacht, dass die

Messe zum Dank für die wunderbare Rettung eines kleinen Mädchens gehalten werde, mit Zusatz des Namens, aber dieser Name, der dem Annoncencensor nicht auffallend war, denn zu Censoren dieser Sachen nimmt man nicht die begabtesten, fiel Kennern der polnischen Geschichte auf, denn dieses Kind wurde im Jahre 1794, als der Aufstand losbrach, durch einen Zufall von einer ganzen Eskadron Kosaken überritten und unverletzt unter den Pferden hervorgezogen. Die Leser begriffen also, dass es sich um ein historisches Erinnerungsfest handelte, und darum war die Kirche überfüllt.

Von der Kirche ging dann die Prozession zum historischen Hause des Schuhmachers Kilinski auf dem Alten Markte. Vor diesem zogen alle ehrerbietig die Hüte. Aber damit dieser elenden Parodie einer politischen Handlung kein Element fehlen sollte, war das Haus, worin der Schuhmacher vor hundert Jahren wohnte, nun ein Jungfrauenkloster unzweideutiger Art geworden. Die Mädchen, die den Aufzug kommen sahen und die Grüsse beobachteten, glaubten an irgend ein jugendliches Possenspiel, lagen an den Fenstern, warfen Kusshände und lachten. Nun begann die Polizei ihre Razzia und fing alle ein.

So unsicher fühlen sich trotz allem noch die Russen, dass diese thörichte und wehmütig-lächerliche Demonstration sie in Unruhe versetzte. Als Gurko im Auslande davon hörte, geriet er ausser sich wie ein Verzweifelter. „Das beweisst,“ rief er aus, „dass meine ganze Arbeit von zehn Jahren vergebens gewesen ist.“ Und er fuhr fort: „Man wird genötigt, mit äusserster Strenge vorzugehen.“ „Um so mehr,“ fügte einer seiner Söhne hinzu, „als Polen unsere

Vormauer gegen Europa ist." — „Ihr solltet Eure Vormauer ein gutes Stück Weges zurückschieben," erwiderte ein anwesender Fremder dem jungen Manne. Er erhielt keine Antwort.

Und all dies anlässlich eines öffentlichen Kompliments vor einem öffentlichen Hause! Wie sich in diesem unglücklichen Polen das Lächerliche mit dem Heroischen vermischt! Ich musste an das Auffinden der Leiche Josef Poniatowskis in der Elster denken. Möglich, dass der General annähernd so aussah, wie auf der Reiterstatue von Thorwaldsen, wenn er auch hier bedeutend verjüngt ist. Aber als die Leiche gefunden wurde, konnte sie niemand erkennen. Alles war an Poniatowski unecht gewesen. Sein Haar war eine Perücke, sein Schnurrbart falsch, seine Augenbrauen angeklebt, und da er in Wahrheit die Haltung eines Greises hatte, schnürte er sich in ein Korsett. Er wurde nur durch eine kostbare Uhr, die er immer trug, wieder erkannt. Vor einigen Tagen sah ich das kleine Landhaus, das er bei Belvedere bewohnte. Die Aussenseite besteht ganz aus verborgenen Thüren und geheimen Eingängen. Er war ein Pascha von vielen Pferdeschweifen, aber ein guter Soldat; zugleich lächerlich und heroisch.

Wenn die heimgekehrten Schriftsteller uns hier auf dem Lande besuchen, so haben wir unsere Not mit ihnen. Denn länger als einen einzigen Tag halten sie es nicht leicht auf dem Lande aus; sie vermissen allzusehr Warschau und ihre dortigen Freundinnen, die kleinen Schauspielerinnen. Aber wenn man Einen von Samstag Abend bis Montag Morgen genossen hat, ist man meist befriedigt; er erzählt in dieser Zeit alles, was er im Augenblick weiss.

Die Maler haben mehr Freude am Landaufenthalte. Wir haben mit einem Male eine ganz kleine Kolonie bei uns; drei männliche und eine weibliche; sie halten es eine Zeitlang ununterbrochen aus hier zu sein.

Wir sprechen bei Tisch nicht viel, weil die Diener Französisch verstehen; aber beim Kaffee in der Bibliothek oder auf der Veranda, oder bei Regenwetter im Wintergarten, wo es wie in dem Treibhause bei Zola duftet, und wo nicht einmal ein Eisbärenfell fehlt — da erzählen die Besucher die Erlebnisse des Sommers.

Der Maler Witold sagt: Sie haben von den andern erzählen hören, wieviel Geld ich in den letzten Jahren durch offizielle Bestellungen verdient habe. Es ist wahr, ich habe grosse Einnahmen gehabt, aber ich habe sie teuer erkauft. Ich war in Paris und hatte zum ersten Male in meinem Leben in Petersburg ausgestellt, ein grosses historisches Soldatenbild aus dem Anfang dieses Jahrhunderts — Sie wissen, ich male nie andere — da erhielt ich ein Telegramm, ich sollte mich sofort dort einfinden, da die Ihnen bekannte hochstehende Person mich sehen wolle. Ich kam an, man kaufte mein Bild für 12,000 Rubel, und man bestellte ein Schlachtengemälde aus dem russisch-türkischen Kriege; das Schlachtfeld war in Rumänien. Ich reiste dahin, leider ohne viel Nutzen, denn das Schlachtfeld war nur eine ganz gewöhnliche Wiese mit einigen Anhöhen weit im Hintergrunde. Ich legte mein bestes Können in das Bild und lieferte es ab. Neues Telegramm: Die hochstehende Person war zufrieden, wünschte aber weit mehr Soldaten auf dem Gemälde zu sehen. Ein Einwand war unmöglich. Ich musste das ganze Bild ummalen, um noch mehr

Soldaten hineinzupacken, und künstlerisch taugt es nun sehr wenig. Darauf neue Bestellung: Suwórows Übergang über die Alpen. Dieses Zeitalter kenne ich aus und ein und ich bete es an; ich kenne jede Begebenheit und jeden Knopf an jeder Uniform. Ich studierte die Landschaft, malte das Bild und schickte es ein. Suwórow hatte ich naturgetreu, auf einem einfachen Kosakenpferd reitend, dargestellt; er ritt nie andere und wechselte jeden Tag. Das Pferd war braun, weil es sich zum hellen Hintergrunde am besten ausnahm. Neues Telegramm: Man verlangte mich zu sehen, wünschte Änderungen. — Zuerst Besuch eines Generals, der fragen sollte, warum Suwórow auf einem braunen Pferde sass, und nicht der Tradition gemäss auf einem Schimmel? — Ich antwortete, weil die Tradition falsch ist; er hatte keinen Schimmel und ritt Kosakenpferde. Das Pferd ist braun, weil das mit der Farbenharmonie des Bildes stimmt. — Audienz, erneute Anfrage, dieselbe Antwort. Befehl, Suwórow auf einem Schimmel anzubringen. Ich führe den Befehl aus, obwohl es sich verwünscht ausnimmt. — Neue Bestellung: Eine türkische Schanze wird 1878 gestürmt. — Ich führe sie aus, bringe die Schanze im Vordergrunde zur Rechten an, äusserst malerisch, Turbane, Feze, Kanonen, seidene Fahnen, Verwirrung. Russische Kolonnen im Sturmschritt im Hintergrunde. Ich schicke das Bild ein. — Telegramm. Man will mich sehen. — Ich komme an, man ist zufrieden, verlangt doch eine Änderung, die Russen im Vordergrunde, die elenden Türken im Hintergrunde, mit anderen Worten: ein ganz verschiedenes Bild. Ich habe es auch gemalt, 15,000 Rubel dafür erhalten, aber es taugt leider nichts.

Der Schriftsteller Olgerd wendet ein: Glaubt nur nicht, dass er darüber betrübt ist. Er ist wie unsere Maler in München; sie lassen die Kunst laufen und verdienen Geld. Sie malen eine lithauische Jagd in einer Schneelandschaft. Der Kunsthändler sieht, dass das Bild gefällt und kauft es sofort vierzehnmal für Amerika. Für jedes Exemplar erhalten sie 5000 Mk. und malen das ganze Jahr durch dieselbe lithauische Jagdpartie in einer Schneelandschaft.

Ja, es lässt sich gewiss nicht leugnen, dass es sich so verhält, sagt Frau Jozefa, ich erinnere mich dessen deutlich aus meinem langen Münchener Aufenthalt, und das verdenke ich unseren Malern, sowohl in München, als anderwärts.

Sie sollten stille sein, Frau Jozefa, erwidert der Maler Witold, während wir malen, machen Sie nichts anderes, als immerzu Kleider bei ihren Schneiderinnen bestellen.

Gewiss, und das macht mir geradezu Ehre. Merken Sie wohl, nie dasselbe Kleid. Ihr andern komponiert ein Gemälde, ein Buch. Wir Damen können das nicht. Aber wir sind auf unsere Manier auch Künstler nach schwachen Kräften. Wir komponieren für uns selbst immer wieder neue Trachten. Das ist nicht nur eine Beschäftigung, es ist freie Dichtung. Wir verwenden all unsere Sorgfalt auf Komposition und Farbenzusammenstellung und die Harmonie des Ganzen, und wir wiederholen uns nie, nicht einmal nach dem Verlaufe von Wochen.

Olgerd kehrt sich zu mir: Sie sahen mich kürzlich, als Sie in Warschau waren, im Café Europeiski mit meinem Redakteur und einem bärtigen Herrn frühstücken. Wissen Sie, wer das war? Es war der

russische Censor, der die Aufsicht über unser Blatt hat. Ich hatte ihn zum Frühstück geladen, musste ihn einladen. Was sagen Sie dazu? Soweit sind wir gekommen, so tief sind wir gesunken. Der polnische Löwe, der einst so gefürchtet war, ist ein Pudel geworden, der apportiert.

Als Sie zum letzten Male hier waren, fuhr der junge Dichter Mikolaj fort, durften wir auf den Redaktionsbureaux noch alle Zeitungen nach Wunsch halten. Nun giebt es eine Liste der erlaubten, und sie ist kurz. Es ist unbedingt verboten, irgend eine galizische Zeitung zu halten, noch strenger verboten, daraus einen Artikel abzudrucken. Findet man in einem an uns gerichteten rekommandierten Briefe, den man öffnet, einen solchen Ausschnitt, so erhalten wir eine gewaltige Geldstrafe, selbst wenn wir die Zusendung nie verlangt haben. Nicht der Absender, sondern der Adressat wird bestraft. Geschieht es — und es geschieht — dass einer unserer Korrespondenten in Galizien, anstatt uns irgend eine rein faktische Neuheit mit eigenen Worten mitzuteilen, dieselbe aus Faulheit in Ausdrücken wiedergiebt, die er gerade in einer galizischen Zeitung gelesen hat, so werden wir für sein Versäumnis und seine Gleichgültigkeit aufs Strengste bestraft. Man vergleicht den Text seines Briefes mit dem des österreichisch-polnischen Blattes, findet Übereinstimmung und lässt den Donner über uns rollen. Für dieses Versehen giebt es 1000 bis 1500 Rubel Geldstrafe. — Und es kann stets schlimmer werden, wir können den Tag erleben, wo man uns vollends verbietet, polnisch zu schreiben, wie es schon verboten ist, kleinrussisch zu schreiben, und wie es in Lithauen, Podolien und Wolhynien verboten

ist, auf der Strasse polnisch zu reden. Schon jetzt wird in der Taubstummenanstalt nur russischer Unterricht erteilt. Und sehen Sie, wie unsere Schriftsteller ermatten. Sie kennen so gut wie ich unseren grossen Freund Aleksander P. mit den lyrischen Augen und dem radikalen Mund. Vergleichen Sie seinen heutigen Stil mit seinen Arbeiten von vor sieben bis acht Jahren, und Sie werden den Rückgang merken. All unser Hoffen ruht auf dem grossen Kriege, der so lange auf sich warten lässt.

Lasst uns nicht vom Kriege sprechen, sagt Olgerd, wir glauben, dass er kommt, aber er kommt vom Reden nicht schneller. Wir sind ein Land geworden, das nicht mehr in der Gegenwart lebt, sondern teils in der fernen Vorzeit, teils und stets in dem kommenden Tag. Ich habe in einem Roman eine Familie geschildert, die so lebt, nie in der Gegenwart, sondern in einer ewigen Zukunftserwartung. Die Familie ist das polnische Volk. Wir sind nicht matter geworden, wie Mikolaj behauptet, aber wir sind mehr denn je genötigt, in Umschreibungen und Allegorien eine Zuflucht zu suchen. Sie haben das neue Buch gesehen, das Aufsehen erregt hat und so schön illustriert ist: *Die polnischen Legenden über die heilige Jungfrau.* Es hat viel Glück. Sicher nicht, weil irgend etwas Konfessionelles in dem Buche steckt. Aber Sie kennen unsere alte Benennung der heiligen Jungfrau: *virgo mater, regina Poloniae.* Die heilige Jungfrau in diesem Werke ist Polen selbst. Und das haben alle, ausgenommen die Censoren, verstanden. Man muss vorsichtiger als je vorgehen. Voriges Jahr wurde eine Oper von Moszniuszko aufgeführt, worin der Text einer Arie ungefähr lautete: „Ich habe meine Mutter

mehr als irgend ein anderes Weib geliebt. Seit sie gestorben ist, zieht mich nichts mehr an.“ Die Censoren behaupteten, dass die Zuhörer bei dem Worte *Mutter* an das Wort *Vaterland* denken würden, verlangten, dass es durch *Tante* ersetzt werde, und setzten ihre Forderung durch. Man sang dann: Ich habe meine Tante mehr als irgend ein anderes Weib geliebt u. s. w. — Im Winter wurde hier Sudermanns *Heimat* gespielt, aber die Censur verlangte, dass der Titel geändert werde. Da das Wort Heimat (Oiczysna) *Vaterland* bedeuten kann, musste es in *Familiennest* geändert werden.

Durch diese Kleinlichkeit werden wir langsam zu Tode gemartert, ertönt es vom Winkel unter den Palmen her, wo Fräulein Helene auf einer Chaiselongue ausgestreckt liegt, und sie zeigt durch die Glaswände nach dem Sternenhimmel und spricht den kleinen französischen Vers vor sich hin:

L'immensité,
Vierge de flamme
Berce mon âme —
Félicité!
Mon âme clame
L'immensité.

VII.

Eine an sich unbedeutende Begebenheit, die wir gestern Abend erlebten, wirft für mich das stärkste Licht auf die Lage des Teiles der Bevölkerung, deren Mut zu brechen für die Russen von Interesse ist, und beleuchtet gleichzeitig das Verhältnis der Bessergestellten zum Volke in vielen Gegenden.

Wir folgten einer Einladung und fuhren zum Abendessen nach P. Wir waren vierzehn zu Tisch, die alten W., der Sohn und seine junge englisch aussehende Frau, deren Schwester und Brüder, die Töchter des Hauses und noch ein Paar geladene Gäste. Bei Tische geschah es, dass einer der Diener, der die Teller aufsetzen sollte, sie vor jedem Platz in solch lärmender Weise schwang, dass die Gespräche dadurch unterbrochen wurden. Einige meinten, dass er zuviel getrunken habe, andere glaubten, dass er in naiver Art dafür Sorge trug, dass das vergoldete W. auf allen Tellern gerade vor den Gast zu stehen komme — darauf hatte er nämlich geachtet — bald sprachen wir auch von anderen Dingen. Aber kaum waren wir von Tisch aufgestanden und in das Nebenzimmer gegangen, so hörten wir entsetzliches Geschrei. Der Diener war, augenscheinlich in einem Anfall von Alkoholismus, plötzlich toll geworden, hatte in der

Küche ein langes Messer ergriffen und warf sich damit über den Thürhüter. Man nahm ihm das Messer, aber er fuhr fort zu rasen, zu schreien und zu lärmen, lief hin und her in dem grossen offenen Vestibüle, blieb nur ab und zu stehen, um sich eine Cigarette anzuzünden, schrie und drohte dann von neuem und begann die Anwesenden auf Russisch auszuschimpfen. (Er hatte früher in einem russischen Hause gedient.) Sein Auftreten war so unheimlich, und es schien so unvernünftig, ihn die Nacht im Hause zu behalten, dass man sich darüber einigte, nach der Polizei zu schicken. Allerdings ist auf dem Lande das nächste Polizeibureau oft weit entfernt, und selbst im scharfen Trabe konnte es erst nach Verlauf einer halben Stunde erreicht werden. Es währte auch volle zwei Stunden bis der Polizist ankam.

Es wurde notwendig, im Hausflur hin- und herzugehen, um auf den Tollen Acht zu geben, der uns übrigens durch seine Unruhe viel zu schaffen machte, indem er von einem Zimmer ins andere lief. Ich machte einen der jungen Herren darauf aufmerksam, dass der verrückte Mensch sich einem Schranke nähere; er erwiderte, dass es der eigene Schrank des Dieners sei, und er beobachtete ihn deshalb nicht genügend. — Ah, sagte er, da nahm er einen Revolver aus dem Schranke; er gehört meinem Bruder, der Bursch muss ihn aus der Tasche seines Überrockes gestohlen haben; sagen Sie es aber nicht den Damen!

Diese sahen jedoch bald selbst, dass der Tolle mit dem geladenen Revolver in der Hand hin- und herfuhr, und einige waren sehr ängstlich. Plötzlich fiel ein Schuss, und bleich wie Leichen stürzten zwei Dienstmädchen in das Zimmer und riefen: Er hat ge-

feuert! Alle eilten aus dem Zimmer, einige, um ihn anzuhalten, andere, um Deckung zu suchen.

Es wurde aufgeklärt, dass der betreffende Diener, der überhaupt erst einen Monat und sechs Tage im Dienste war (vom 1. August ab), nicht nur jetzt zügellos, sondern überhaupt ein gefährlicher Mensch war. Die Mädchen erzählten, dass er am vorigen Sonntage, als die Herrschaft fort war, den anderen Dienern entwickelt habe, dass man das Gut anstecken und wenn möglich die ganze Familie verbrennen müsse. Immer wieder war er auf solche Äusserungen zurückgekommen.

Der Herr des Hauses hatte nach nicht weniger als fünf seiner Bauern geschickt, damit sie sich des Burschen bemächtigen sollten. Aber sie wollten keinen Finger dazu rühren. Sie sahen unheimlich feindselig und gehässig aus. Sie werden in der letzten Zeit sehr stark von Agitatoren bearbeitet; man hetzt sie gegen die Gutsherren und deren Familie auf, und so oft es diesen schlimm ergeht, sehen sie mit wahrer Schadenfreude zu. Die Russen benutzen diese Stimmung und schüren sie auf jede Weise. Man braucht nur einen Spaziergang auf dem Lande zu machen, um die Gesinnung der Bauern zu bemerken. Alle älteren Bauern grüssen höflich und murmeln die Formel: *Niech bendzie pochevalowy,* d. h.: Er (Christus) sei gelobt, worauf die Antwort folgt: *Na wieki,* (in alle Ewigkeit); die jüngeren Bauern grüssen niemals. — Schon vor vielen Jahren, wenn man unter jungen Dänen die Möglichkeit einer Revolution in Russland erwog, sagte ich: „Eine schöne Revolution, die daraus bestehen wird, dass die Bauern die Häuser über den Köpfen der freisinnigen Gutsbesitzer anstecken werden.“ — Meine Ansicht wurde aufs neue bestätigt.

Der Vorschlag, dass wir uns selbst des Verrückten bemächtigen sollten, erweckte eine unwillige Verwunderung, die sehr lehrreich für mich war. Dann wird die Polizei Partei gegen uns nehmen und wir, nicht er, werden arretiert.“

Da er jedoch wieder feuern wollte, warf sich der Kutscher, der mehr Energie als die Herren hatte, über den Kerl, und obgleich ihn sechs Männer nur mit Anstrengung hielten, konnte man doch seine Arme auf den Rücken binden. Dann brachte man — aus Angst vor der Polizei — eine gute, weiche Bettdecke, worauf er gelegt wurde, während er unablässlich wütete und schimpfte.

Eine Pause, Wagengerassel; der russische Polizist kommt an. Unmilitärische Gestalt in Uniform, Brille, langes, schwarzes, zurückgestrichenes Haar, im Gesichtsausdruck liegt Stumpfheit, Verschlossenheit, Kleinlichkeit, Pedanterie. Er beginnt damit, die Zeugen verhören zu wollen. Aber aus Angst vor der Rache des Dieners, wenn er wieder loskommt, will keiner zeugen. Der Thürhüter weiss nicht, dass er mit einem Messer überfallen wurde, die Mädchen haben den Tollen nie Drohungen ausstossen hören. Den Revolver hat er weit hinaus in die Büsche des Gartens geschleudert; die Waffe kann im Finstern nicht so schnell gefunden werden. Es zeigt sich schon, dass die Herrschaft, die den Knecht hat binden lassen, der einzig schuldige Teil sei.

Man bietet dem Polizisten Geld, aber weil man es so unvorsichtig und ungeschickt thut, dass andere es hören, schlägt er tugendsam die Bestechung ab. Man schreitet nun zur Untersuchung der Sachen, die man bei dem Gebundenen gefunden hat. Ein Notizbuch

voller Visitenkarten auf den Namen einer russischen Baronin (Diener stehlen hier gerne Visitenkarten, um sich auf den Namen der Herrschaft Waren bei den Kaufleuten holen zu können); ausserdem ein Gerät zum Giessen von Kugeln. Der Polizist befiehlt, dass man die Stricke des Gefangenen lösen soll. Dieser erhebt sich und demonstriert. Er will das Haus nicht verlassen, ehe er den Lohn von drei Monaten ausbezahlt bekommt — obwohl er nur einen Monat und sechs Tage gedient hat, und der Augenblick, wo er wegen Messerstich und Revolverschuss arretiert wurde, nicht gerade dazu geeignet erscheinen sollte, von der Löhnung zu sprechen. Der Polizist unterstützt sein Verlangen und will mit ihm fortfahren.

„Er hat gute Gründe, ihn wohlbeschlagen mit Münze zu wissen," sagt mein Wirt zu mir; „sobald sie nun auf dem Wagen sind, beginnen sie darüber zu parlamentieren, wieviele Rubel der Polizeibeamte haben soll, wenn er den andern aus dem Wagen springen und im Dunkel der Nacht verschwinden lasse. In einer halben Stunde kann er zurück sein und die Vorwerke in Brand stecken, falls er sich nicht gleich heraufwagt."

Um dieser sofortigen Flucht vorzubeugen, heuchelte man eine grosse Angst für das teuere Leben des Polizisten, falls er mit dem losgebundenen Verbrecher allein auf dem Wagen wäre, und man gab ihm — zum Schutze — einen der zuverlässigsten Männer des Gutes mit.

Dies schliesst natürlich nicht aus, dass er heute trotzdem schon entwichen ist.

Endlich rollte der Wagen fort, und ich glaubte diese Episode, die auf so unangenehme Weise unseren

Abend gestört hatte, beendet und schnell vergessen. Aber als ich in den Saal zurückkam, las ich zu meiner Verwunderung in den Gesichtern der Damen die tiefste Niedergeschlagenheit. „Weshalb trauern Sie jetzt, da das Ganze doch glücklich überstanden ist?“ „Nichts ist überstanden,“ sagte die junge Frau W. „Sie können leicht mutig sein, Sie reisen in einigen Tagen nach Hause. Meine Eltern fahren in einem Monat nach Warschau, eine meiner Schwestern nach Paris, die andere nach Deutschland. Dann bleiben mein Mann und ich hier allein zurück. Ganz sicher wird sich der Knecht dafür rächen, dass wir ihn binden liessen. Er wird uns töten oder Feuer anlegen. Sie rächen sich immer. Auf dem Nachbargute fand mein Schwager voriges Jahr zwei Pferde auf seinem Acker. Er brachte sie in seinen Stall, und als der Bauer sie den nächsten Tag abholen wollte, sagte er: Das kostet 50 Kopeken Geldstrafe. Der Bauer begann zu lamentieren, er sei ein armer Mann, könne es nicht bezahlen. — Du wirst die Geldstrafe bezahlen, sagte mein Schwager, sie ist gering genug, und du bist kein armer Mann, du hast acht Pferde und vorigen Monat schicktest du vier deiner Pferde auf meine Weide. Der Bauer bezahlte, aber denselben Abend schlich er sich mit einer Heugabel hinter meinen Schwager und schlug ihn hinterrücks mit einem Schlage tot. Er kam fast ohne Strafe davon.“

„Ja, die Umgebungen, worin wir leben, sind gefährlich, wir sind von allen Seiten eingeschlossen,“ sagte der Besitzer von S., „ich musste im Frühjahr einen Diener fortjagen, der mich bestohlen hatte; später wurde auf meinem Gute zweimal Feuer angelegt. Jeder kennt den Urheber; aber ich kann nichts beweisen.“

Wir fuhren erst um zwei Uhr in der Nacht fort. Aber die schwere Stimmung schwand keinen Augenblick.

Als ich auf dem Heimwege die Ereignisse des Tages Revue passieren liess, konnte ich unmöglich den Eindruck abwehren, wie stark die durch die allseitige Unterdrückung hervorgerufenen politischen und socialen Missverhältnisse sich in diesem erbärmlichen Vorfalle spiegeln. Ich musste mich des Zustandes in Galizien im Jahre 1846 erinnern, als die Bauern, an welche die Herren sich kehrten, um sie zur Teilnahme an dem nationalen Aufstande zu bewegen, verführt durch die lügenhaften Aussagen österreichischer Abgesandter, sich wie ein Mann erhoben und ihre Raserei über den polnischen Adel ergossen, der ihrer Ansicht nach die Ausführung der kaiserlichen Bestimmungen zu ihrem Wohle verhindert hatte. Freilich muss der Adel mit viel alter Schuld gegen den Bauer belastet sein, sonst wäre solches damals nicht möglich gewesen, und sonst existierte der Hass nicht noch heutzutage. Doch die heutigen Gutsbesitzer sind teils so national, teils so human, dass nur die Unwissenheit des Volkes, der von den Russen erhaltene tierische Zustand die Schuld an dem Elend und dem Hasse trägt.

Unter dem hiesigen Drucke wird alles, selbst das Missverhältnis zwischen den Klassen, zur Karikatur der Zustände des übrigen Europa.

Und so sonderbar es klingt: Trotz der Missstimmung gegen die höheren Klassen, ist das Volk hier in Polen (wie vielleicht in keinem anderen Lande) tiefer von der nationalen als von der socialen Frage ergriffen.

Es wäre undenkbar, dass der Klassenkampf des ganzen Zeitalters Polen unberührt gelassen hätte.

Aber der Unwille gegen die Russen ist im Volke dennoch hundertfach stärker, als der Argwohn gegen den Herrn. Der Russe ist als Nicht-Katholik verachtet. Das schlimmste Schimpfwort des Bauern ist *Moskal* (Moskovit).

Zwischen den Wohlhabenden und dem Volke giebt es hier nur den ökonomischen Abstand, aber zwischen dem Polen und dem Russen steht als scheidende Macht die Religion, und die Religion ist hier die Hauptmacht.

VIII.

Unser junger Priester besuchte mich gestern und war so aufmerksam, mir den lithographischen Kommentar zum alten Testamente mitzubringen, wonach er auf dem Seminar in Rom unterrichtet wurde. Er ist lateinisch, von einem Jesuiten verfasst, keineswegs unverständig oder ohne Scharfsinn, natürlicherweise aber ganz unwissenschaftlich, da die Beweisführung stets darauf ausläuft, der Orthodoxie Recht zu geben. Der Kommentar ist nicht im Handel erschienen, und es war lehrreich zu sehen, nach welchen Prinzipien der Unterricht vor sich geht. So jung der Pater ist, hat er doch schon genug getäuschte Hoffnungen begraben. Er sieht es als ein Unrecht, als eine Kränkung an, dass er hier als Landpriester angestellt wurde; sein Ehrgeiz war, Professor an der Priesterschule in Warschau zu werden, und wahrscheinlich wird er es zuletzt auch. Er ist fein und intelligent genug dazu; wenn er nur nicht *zu* intelligent ist.

Wir sprachen über alles Mögliche. Über die hiesigen Zeitungen. Man hatte mir gestern die letzten litterarischen Artikel von *Casimir Zalewski* und *Boguslawski* vorgelesen, den einen aus Anlass einer Lobrede Henri Becques über Sardou im „Figaro“, den anderen anlässlich eines Feuilletons von Sarcey über den Nutzen der Kritik geschrieben. All’ diese abstrakte,

veraltete Ästhetik in den Zeitungen ist eine Folge der Unterdrückung.

Wir sprachen von der wahnsinnigen Administration hier auf dem Lande: dass wir täglich nach der vier Meilen fern liegenden Stadt schicken müssen, um die Post zu erhalten; dass man dem Boten nie einen rekommandierten Brief ausliefern will, sondern dem Knaben nur einen Schein giebt, dass dort ein Brief für mich liegt; dass ich selbst hinfahren muss, um ihn zu holen; und ich führte die Antwort des Postmeisters auf meine diesbezügliche Beschwerde an: „Es ist ja nie jemand von Królewice gekommen, *um meine Bekanntschaft zu machen.*“

Wir sprachen dann über die Taxe für Überbringung von Telegrammen; 2 Rubel 20 Kopeken für jedes Telegramm, d. h. mehr, als das Abschicken kostet, und man bringt sie Tag und Nacht. An Frau Jozefas Geburtstag wurden wir die ganze Nacht hindurch herausgeklingelt, und Franciszek musste 70 Rubel für empfangene Depeschen zahlen, deren interessanter Inhalt lautete: Herzlichen Glückwunsch!

Wir schritten über die Felder, setzten uns unter einen hohen Pappelbaum, hörten den Wind durch die Blätter säuseln und unser Gespräch gewann einen ernsteren Charakter. Von den kleinen Plagen erhob es sich zum grossen Volksmartyrium, von dem täglichen Entbehren der Freiheit und des Rechts zu dem grossen historischen Unrecht, das täglich senie giftige Frucht von neuem absetzt. — Der alte Feldmarschall Moltke sagte eines Tages zu Koscielski, dass ihm in einem gewissen Buche über Polen der Satz am besten gefallen habe: „Man liebt Polen nicht, wie man Deutschland oder Frankreich oder England, sondern wie man die

Freiheit liebt"; eine recht bemerkenswerte Äusserung in seinem Munde, da man ihn gerade nicht für einen besonderen Freund der Freiheit halten sollte. Ich fühle es recht gut, dass die in jenen Worten ausgesprochene Grundanschauung meine Ansicht über Polen von Anfang an bestimmt hat. Wer die Freiheit unbedingt, fast fanatisch liebt, muss notwendigerweise der unterdrücktesten Bevölkerung Europas einen Platz in seinem Herzen einräumen. Er übersieht gern ihre Fehler, und ihre Vorzüge gewinnen sein Herz.

Doch was nutzt es, das *Plusquamperfectum* zu suchen! Kein Mann mit entwickeltem, psychologischem Sinn kann die Eigenschaften übersehen, welche die Schwäche der Polen ausmachen, und deren Wachstum durch das Ausschliessen jeder Bethätigung am öffentlichen Leben gefördert wurde. Was die Feinde ihre Falschheit nennen, ist jedoch nicht gerade Falschheit, sondern wurzelt in einem Leben der Unwirklichkeit. Die Polen haben die Neigung, sich und anderen Verhältnisse vorzuspiegeln, die nur halbwegs wirklich sind. Es ist hier nicht von der groben Phantasterei der Südfranzosen die Rede, sondern von einem Leben, wo man mit Worten, statt mit Thaten vorlieb nimmt. Ein Zeitungsredakteur, der nie einen Artikel geschrieben hat, und der kaum sein Blatt liest, noch weniger als dessen Leiter betrachtet werden kann, hat eine naive, innige Freude daran, sich stets Redakteur betitelt zu hören und spricht, in vollem Ernste und ohne lügen zu wollen, von seiner grossen Arbeit mit der Zeitung, seinem Kampf mit der Censur u. s. w. Eine kleine Schar von Patrioten kommt nun seit zwölf Jahren alle vierzehn Tage zusammen, befreit das Vaterland jeden Montag durch

sinnreiche Pläne und Verabredungen und bemerkt selbst kaum, dass alles beim alten bleibt.

Ich sagte zum Priester: „Die Polen sind vielleicht das einzige Volk der Erde, die sich die gesunde Vernunft nicht als Nationaleigenschaft beilegen. Franzosen, Engländer, Italiener, Deutsche, Dänen sind davon überzeugt, dass die gesunde Vernunft bei ihnen ihren Sitz hat. Die Polen glauben es nicht. Sie wissen zu gut, dass sie nie verstanden haben, aus irgend einer geschichtlichen Situation praktischen Nutzen zu ziehen. Es fehlt ihnen nicht an Selbsterkenntnis."

Er antwortete: „In diesem Volke scheinen wunderlicherweise die Frauen wesentlich verschieden von den Männern. Sie sind keineswegs Phantasten. Hier auf dem Lande stehen sie nicht hoch; die Bauernfrauen stehen dem Naturzustande nur allzu nah. So lange sie unverheiratet sind, haben und gebrauchen sie ihre Freiheit in vollstem Masse; jeder Familienzuwachs wird mit Zufriedenheit begrüsst, denn ein Kind bringt ja vom sechsten Jahre Geld ein. Erst wenn die Bauernmädchen verheiratet sind, betrachten sie sich als gebunden, denn dann ist ihre Ehre die des Mannes."

„Soweit ich urteilen kann," sagte ich, „haben die Frauen der höheren Stände viel Selbstbeherrschung, in der Regel wenig Temperament. Die Charakteristik ihrer Kälte, die Edmond About einmal in Versen gegeben hat, als er vergebens eine Polin anschmachtete, passt noch heute auf sie. So sonderbar es klingt: Die Engländerin Maud in Paul Bourgets *Cosmopolis*, die ruhige, warmherzige Frau, die durch keine Gemütsbewegung aus dem Gleichgewicht gebracht wird, ist ein Typus, der in Polen durchaus nicht selten vor-

kommt." — (Ihr polnischer Mann, der im Roman den unmöglichen Namen *Gorka* führt — es sollte Górski heissen — ist in seiner unsteten Leidenschaftlichkeit ein richtiger Pole.)

Im Laufe des Gesprächs wurde mir klar, dass hier gleichwohl öfters als im Norden Damen der höheren Gesellschaft sich durch Leidenschaften hinreissen lassen, so dass sie entweder auf die schiefe Ebene geraten, die zur Demimonde führt, oder zu Verbrecherinnen werden. Erst vor zwei Jahren wurde die alte Mutter des ausgezeichneten Malers W., eine ehemalige Schauspielerin, die recht vermögend war, durch einen Keulenschlag von einer Dame ermordet, die den besten Kreisen Warschaus angehörte. Die Dame hatte einen jungen Liebhaber, der viel Geld gebrauchte und verlangte. Ihr Mann hat noch nicht den Beweggrund des Raubmordes begriffen. Er behauptete bis zuletzt, dass sie den Mord aus Liebe zu ihm begangen hatte, er schickte ihr täglich Blumen ins Gefängnis, und zuletzt brachte er mit seinen Kindern Blumen in den Eisenbahnwagen, der sie nach Sibirien führte.

Wenn eine Frau hier zur Demimonde herabsinkt, ist es meistens die Schuld ihrer Mutter. Es giebt hier im höheren Bürgerstande Mütter mit schönen Töchtern, die den Gedanken nicht ertragen können, dass diese jungen Schönheiten an einem Orte verbleiben sollen, wo ihre Eigenschaften nie wie in einer Weltstadt glänzen können. Man sieht sie dann ihren ganzen Besitz zu Geld machen und von Warschau nach Paris übersiedeln. Sie kommen dort mit einem kleinen Vermögen von z. B. 50,000 Frcs. an, richten sich mit polnischem Leichtsinn so üppig ein, dass die Hälfte der Summe im ersten Jahre draufgeht

und machen die Bekanntschaften, die den Ausländern offen stehen. Nach Ausgang des ersten Jahres sind die Töchter umworben, am Ende des zweiten ist die Kasse leer, und das fein erzogene, warmfühlende junge Mädchen sieht keinen anderen Ausweg, als den durch einen wohlhabenden Freund eröffneten. Wenn er ihrer müde wird, fällt sie dem nächsten in die Arme, und in Wirklichkeit trägt daran die falsche Situation, welche die Mutter herbeigeführt hat, die ganze Schuld. Die Heldin des feinen und wertvollen Romans *Passagère* von *Paul Bonnetain* ist ein vortreffliches Bild solch einer jungen polnischen Frau, die unter ihren Stand gesunken ist, ohne übrigens zu sinken. —

Während wir unter dem Baume sassen, gewahrten wir Franciszek, Frau Jozefa und Frau Halina, die sich näherten, sich neben uns ins Gras setzten und am Gespräche teilnahmen. Es erging sich über folgendes:

Da es in Polen keine polnischen Offiziere, polnische Politiker oder höhere polnische Beamte giebt, ergiesst sich alle Frauengunst, die in anderen Ländern im allgemeinen den Männern zu teil wird, die auf irgend eine Weise hervorragen, fast ausschliesslich auf die Schriftsteller und Künstler. Fast in jeder Stadt der Welt giebt es ja einige Männer, die von all' den Frauen geliebt werden, die keinen anderen zum Lieben haben. Ein solcher Mann ist eine Art Versatzhaus für Frauenherzen. Sie werden bei ihm unterbracht, wenn sie ledig sind. Ein solches Versatzhaus ist in Polen ein Schriftsteller von grossem Ruf. Obgleich fast fünfzig Jahre alt und nicht elegant, ist er durch die Bewunderung, die seine Schriften gewonnen haben, der Mann, von dem die Frauen träumen. Es ist um so merk-

würdiger, weil er nie eine Verszeile geschrieben hat. Aber wenn er in einem der polnischen Badeorte in dem Tatragebirge ankommt, oder wenn er in einen Gesellschaftssaal in Warschau eintritt, fangen alle Frauen an zu girren, von den Grossmüttern bis zu den Backfischen, die noch zur Schule gehen. Er kommt ihnen übrigens wenig entgegen.

Nicht einmal ein tragikomisches, eheliches Unglück hat sein Prestige besonders verringert. Er verheiratete sich zum zweiten Male mit einem achtzehnjährigen Mädchen aus der feinsten Aristokratie. Man setzte alles ins Werk, um diese Hochzeit zu einem Ereignis zu gestalten. Das Paar wurde in der Krakauer Domkirche von einem Kardinal getraut; der Papst sandte ein Glückwunschschreiben; der höchste Adel von ganz Polen war in der Kirche versammelt. Aber nur zwei Wochen nach der Hochzeit floh die junge Frau von dem Manne zu ihrer Mutter und will nicht mehr zurück. Alles Femininum in Polen verurteilt ihr Betragen.

Doch mehr als jede Schwärmerei für Personen tritt einem die begeisterte, leidenschaftliche Vaterlandsliebe bei den Frauen entgegen. Keine ihrer Empfindungen ist so ernst. Sie sind imstande, patriotischen Zwecken die grössten Opfer zu bringen, und sie beweisen es unablässig durch die That.

Eines Abends hier auf dem Gute liess sich jüngst bei einer Gesellschaft ein in England erzogener polnischer Gutsbesitzer im Laufe der Unterhaltung zu der Äusserung hinreissen, dass es heutigen Tages ungemein an Patriotismus in Polen fehle. Die Männer widersprachen ihm, aber die Damen — es war ein reines Schauspiel sie zu sehen. Mit flammenden Augen,

glühenden Wangen umringten sie ihn, und ihre Stimmen zitterten vor Zorn, als sie ihn widerlegten. In voller Wut rief eine der jüngsten Damen: „Ich habe Ihnen versprochen, dass Sie in meinem Wagen nach Hause fahren sollen. Nun können Sie zu Fuss gehen.“

Wir wurden bald darüber einig, dass, wenn diese Flamme nicht in der Seele der Frauen brannte, so würden Polens Feinde seit langer Zeit gewonnenes Spiel haben. Denn kein Volk der Welt hat solch einen Druck zu tragen, solch eine vielartige Verfolgung auszustehen. Es lebt ja in einem Zustande, worin jede Massregel, die gegen es ergriffen wird, durchführbar ist, und jede schlechte Persönlichkeit, die feindliche oder niedrige Pläne gegen es schmiedet, für ihre Wirksamkeit ein offenes Feld findet. Sehr selten wird, wie vor einem Jahre, ein solcher Anschlag aufgedeckt, so dass man einen Einblick darüber erhält, was sonst stets ungestraft vor sich geht.

Ein Student, der seit anderthalb Jahren an der hiesigen Universität war, und der den kühnen Entschluss gefasst hatte, um jeden Preis und unter Benutzung der vorliegenden Verhältnisse Carriere zu machen, begann hier ein wenig für Zeitungen zu schreiben und ging dann mit guten Empfehlungen nach Krakau. Er war sehr schön, sehr gewandt, einer der Schurken, die in der wirklichen Welt immer leichtes Spiel haben, weil naive Leute sich einbilden, dass sie nur in schlechten Romanen vorkommen. Er trat in Krakau als ein politisches Opfer der Zustände in Russisch-Polen auf, begegnete allerwärts Sympathien und verheiratete sich nach nur einmonatlicher Bekanntschaft mit der schönen und wohlhabenden Tochter eines patriotischen Professors. Aber sofort

nach seiner Ankunft hatte er eine Korrespondenz mit den Polizeibehörden in Petersburg eingeleitet, hatte erklärt, in ihre Hände Beweise gegen alle bedeutenderen und leitenden Männer in Warschau spielen zu können, indem er ihnen andeutete, dass diese Beweise mehr seiner eigenen Schlauheit, als irgend einer Unvorsichtigkeit oder einem Komplott seitens der Betreffenden zu danken seien. Man kam ihm willig entgegen. Mit einem falschen Pass machte er nun mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise nach Petersburg — anscheinend reiste er südwärts — hatte Audienz bei den Chefs der geheimen Polizei und bereitete in Verbindung mit ihnen alles Erforderliche vor.

Sobald er zurückkehrte, besuchte er eifrig die Bergwerksarbeiter in Galizien, anscheinend aus Interesse für die Arbeiterbewegung, in Wirklichkeit, um sich Dynamit zu verschaffen. Er gelangte in den Besitz eines für seine Zwecke genügenden Quantums. Er machte nicht weniger als 150 kleine Pakete voll Dynamit, adressierte sie an 150 namhaft gemachte Männer in Warschau, die ihm von den russischen Behörden bezeichnet worden waren; diese kleinen Pakete nähte er in den Mantel eines Mannes ein, den er bezahlte, damit er sie über die Grenze bringe.

Unterdessen war die österreichische Polizei auf das sonderbare Benehmen des Studenten aufmerksam geworden. Sie wusste, dass er südwärts gereist war und sich unmittelbar darauf nach Petersburg begeben hatte; sie kannte und bewachte seine Besuche in den Bergwerken und beschloss einzugreifen. Sein Abgesandter mit dem Dynamit wurde gefangen genommen, ehe er die russische Grenze erreichte. Eine Hausuntersuchung bei ihm brachte einen ganzen Haufen Briefe und

Depeschen aus Petersburg ans Licht, die, obgleich vorsichtig abgefasst, doch das zärtliche Verhältnis des politischen Märtyrers zu seinen Verfolgern verrieten. Es kam zu einem grossen Prozess. Nur fünf Wochen nach der Hochzeit erfuhr seine Frau, wen sie geheiratet hatte. Die Russen verleugneten ihn natürlich, stellten während des Prozesses jedes Einvernehmen mit ihm in Abrede. Der Märtyrer wurde in Galizien zu drei Jahren Zuchthausstrafe verurteilt und sitzt noch. Es war ein Meistercoup, der dort fehlschlug.

Es ist unzweifelhaft, dass der Kaiser keineswegs immer darüber unterrichtet ist, wie das Regierungssystem in Polen fungiert; das zeigte sich, als das Morden und Knutenschlagen anlässlich der russischen Eroberung der Kirche in Kroze stattfand. Eine russische Prinzessin, die darüber im Auslande Mitteilungen in fremden Zeitungen las, sandte einen Ausschnitt in einem Brief an den Czaren. Dieser, der nicht an die Wahrheit des Berichtes glauben wollte, schickte seinen damaligen Günstling, den Fürsten *Kantakuzen*, zur Untersuchung der Sache hin. Aber nun traf es sich, dass der Generalgouverneur des Distriktes, worin Kroze liegt, *Orzewski*, ein alter Freund und Jugendkamerad von Kantakuzen war. Die beiden verbrachten ein paar vergnügte Tage zusammen, worauf der Fürst mit der Nachricht nach Petersburg zurückkehrte, dass die ganze Angelegenheit lächerlich aufgebauscht war; alles beschränke sich darauf, dass ein paar Bauern, die der Polizei nicht weichen wollten, einige blutige Nasen bekommen hatten. Damit war die Sache erledigt. Aber dieselbe Prinzessin, die der Widerspruch irritierte, verschaffte dem Czaren Beweise für die Wahrheit der Darstellung,

die sie ihm zugeschickt hatte. Orzewski erhielt seinen Abschied und Kantakuzen wurde aus Russland ausgewiesen. Er ging nach Paris, wo er jetzt gestorben ist.

Es war ein schöner Abend. Die Sonne ging hinter einem Vorhang dunkler Wolken im Horizonte unter und hinterliess eine leuchtende Goldborte über den Wolken. Kein Laut auf den Feldern, ausser dem ängstlichen Geschrei der jungen Ackerhühner, wenn die zwei jungen Pudel von Frau Jozefa, Karo und Finka, sie in ihrer dummen Heftigkeit in die Höhe jagten. Es war mein letzter Abend und ich liess den Blick um die Gegend herum schweifen, die ich sobald nicht wiedersehen sollte.

Franciszek sagte: Komme bald wieder! Komme nächsten Sommer wieder zu uns! Du kannst dich in einer Bibliothek mit 8000 Bänden nicht langweilen und sage, was du im nächsten Jahre lesen willst, dann will ich es anschaffen.

Frau Jozefa sagte: Vergessen Sie uns nicht, kommen Sie wieder! Wir kennen einander nun zehn Jahre und unsere Freundschaft, die schon alt ist, hat stets an Stärke gewonnen. Kommen Sie nicht um der Bücher, sondern um der Menschen willen wieder. Sie haben nirgendwo bessere Freunde!

Der junge Priester sagte lächelnd: Kommen Sie wieder, und wir werden von neuem die Jesuiten verteidigen, wenn der alte Gutsbesitzer vom Nachbarhofe sie angreift, und wir werden wiederum das Buch Kohélet mit einander erörtern und darüber einig werden, dass es doch etwas giebt, was nicht eitel ist.

Frau Halina sagte: Vergessen Sie uns nicht!

Und der Wind, der durch den hohen Pappelbaum

sauste, sagte: Vergiss uns nicht! Vergiss uns nicht! Ganz Europa hat uns vergessen. Vergiss nicht dieses Volk, das so reizend und so reich ist, dass so tief empfindet, so stark träumt und so leidenschaftlich liebt. Vergiss nicht diese Erde, die so viel edles Blut getrunken hat, nicht dieses Land, das von Göttern verlassen und von Menschen verhöhnt ist. Vergiss es nicht!

Die romantische Litteratur Polens

im neunzehnten Jahrhundert.

Die polnische und die dänische Litteratur haben wenig Berührungspunkte.

Man findet in der polnischen Buchwelt einen kleinen ganz lehrreichen Beitrag zur dänischen Kriegs- und Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, nämlich die Lebenserinnerungen von *Jan Chrysostom Pasek*. Als Führer einer polnischen Heeresabteilung, die den Dänen Beistand gegen Karl Gustav von Schweden leistete, war dieser Edelmann in den Jahren 1658 und 59 in Dänemark, nahm Teil an der denkwürdigen Eroberung der Insel Alsen durch Reiter, die über den Alssund mit den Pistolen hinter dem Kragen und dem Pulverhorn um den Hals schwammen, und beteiligte sich an dem Sturm auf Koldinghus und der Einnahme von Fridericia. Er beobachtet und schildert das Wesen und die Sitten des Bauernstandes, verliebt sich in die Tochter eines dänischen Gutsbesitzers, die zu ihm eine glühende Liebe hegt, reisst sich aber von der Geliebten los, kehrt in sein Vaterland zurück und führt dort zwei Dinge ein, die niemand zuvor in Polen gekannt hatte: dänische Holzschuhe und lange dänische Reiterstiefel.

Das dänische Volk findet er wohlgestaltet, die Frauen schön, aber allzu blond. Was die Einrichtung der Häuser betrifft, fällt ihm auf, dass die Schlafstätten häufig wie Wandschränke eingerichtet sind. In Betreff der Sitten und Gebräuche ist er verwundert,

dass jeder, auch die Frauen, splitternackt schläft, und dass sich niemand schämt, sich in Gegenwart eines andern an- oder auszukleiden. Als die Polen dies als unschicklich tadelten, gaben die Frauen zur Antwort, dass sie sich nicht ihrer Glieder zu schämen hätten, die Gott geschaffen habe. Bezüglich der Lebensweise widert ihn das viele Wurstfleisch an, das als Leckerbissen verzehrt wird, und in Betreff der Kleidung erinnert er sich der Eigentümlichkeit, dass die Frauen, die sich sonst mit Geschmack anziehen, nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten in Holzschuhen gehen, „womit sie auf dem Steinpflaster solches Geräusch verursachen, dass man kaum ein Wort verstehen kann“.

Im allgemeinen bemerkt er über die dänischen Frauen, dass sie in ihren Neigungen nicht so zurückhaltend wie die polnischen sind. „Denn obgleich sie im Anfange ausserordentlich verschämt sind, verlieben sie sich doch nach einer einzigen Zusammenkunft so übertrieben und leidenschaftlich, dass sie ihre Gefühle nicht verbergen können, sondern bereit sind, ihre Eltern und eine reiche Aussteuer zu verlassen, um mit ihrem Liebhaber in die weite Welt zu gehen.“ Von seiner Geliebten führt er einen Brief an, dessen Echtheit jedoch den Gelehrten heutzutage nicht glaubwürdig vorkommt.

Er lautet: „Hochwohlgeborener, gnädiger Herr! Personen, die unserm Herzen lieb sind, wünschen wir mit Worten zu ehren und mit unsern Augen zu sehen. In welch hohem Grade mein Vater Liebe zu Deinem berühmten Volke und Deinen ritterlichen Streitbrüdern gefasst hat, beweist er, indem er so oft Deinen Namen erwähnt. Es ist sein fester Entschluss, Dich nicht nur als einen angenommenen, sondern als einen leiblichen Sohn

zu betrachten. Aber wenn der Vater Dich liebt, so liebt Dich die Tochter nicht weniger; eine unveränderliche Liebe wird stets in ihrem Herzen für Dich blühen. O, könntest Du in meinem Herzen die Bestätigung meiner Gefühle lesen! Ich bekenne nun offen, was ich so lange verborgen gehalten habe, dass mein Herz nie für einen andern Mann, als für Dich schlagen wird ...... Ich gehe, wohin mich das Schicksal und das Herz führt. Meine Familie darf sich zur Seite der edelsten Geschlechter in Polen stellen. Ist mein Charakter auch nicht fehlerfrei, so hast Du ihn doch gelobt. Meine Religion schändet mich nicht; ich glaube an die heilige Dreieinigkeit. Die Äusserung meines Vaters, dass er sein Vermögen nicht in ein fremdes Land verschicken werde, ist kein Hindernis. Mein Vater macht das Gesetz, aber Du kannst es frei auslegen, Du wirst frei über sein Vermögen gebieten können. Du hast zu gebieten, ich zu gehorchen u. s. w. u. s. w.

Eine Zeitlang fühlte Pasek, angesteckt durch die Leidenschaft des jungen Fräuleins, sich versucht, bei ihr in Dänemark zu bleiben, aber eine doppelte Furcht, für seine Verwandten in Polen wie tot zu sein und der ewigen Seligkeit verloren zu gehen, falls er sich überreden liesse, Lutheraner zu werden, bewog ihn, den Rückmarsch mit den übrigen polnischen Truppen anzutreten. In seiner Heimat wurde er ein Günstling zweier Könige und starb endlich im Jahre 1700 im hohen Alter. Erst 1836 wurden seine vortrefflichen Memoiren gefunden und herausgegeben.

Fügt man zu jener Erwähnung der Dänen der damaligen Zeit hinzu, dass *Lelewel* ein Buch über *Edda Skandinawska* geschrieben hat, und dass in verschiedenen romantischen Dichtungen Polens, z. B. in Krasinski's

Irydion, hie und da phantastische Schilderungen Dänemarks aus dem heidnischen Altertum zu „König Odins“ Zeiten gegeben werden, so sind hierdurch wahrscheinlich alle Eindrücke aus Dänemark erschöpft, die man im Kultur- und Geistesleben Polens findet.

Da hat die Existenz Polens doch tiefere Spuren in der dänischen Litteratur hinterlassen. Besonders haben die kritischen Perioden der polnischen Geschichte in diesem Jahrhundert, die Revolutionen von 1830—31 und 1863 die Aufmerksamkeit auf dieses Land geleitet und Teilnahme erweckt, freilich eine flüchtige Teilnahme, aber eine aufrichtige.

Zwischen den Jahren 1830 und 1840 entstanden in Dänemark, wie anderwärts, schöne und gefühlvolle lyrische Poesien über polnische Stoffe (wie Paludan-Müllers *Ruf an Polen*, Aarestrups *Eine polnische Mutter*) und 1839 erschien Hauchs bekannter grosser Roman *Eine polnische Familie* mit den eingelegten schönen Liedern, wovon das eine, von Gade komponierte: *Warum schwillt der Weichselfluss?* zu den besten und meist gesungenen der dänischen Litteratur gehört.

Dieser Roman hat Interesse, als der einzige grössere Versuch eines Dänen, sich in polnisches Seelen- und Gesellschaftsleben zu versetzen. Als Roman ist er dennoch ein Werk untergeordneten Ranges, die Charakterschilderung ist schwach und abstrakt. Es war gänzlich eine Folge des Zeitgeistes, dass Hauch sich nicht einfallen liess, nach eigener Anschauung zu schildern. Er unternahm keine Reise nach Polen, bemühte sich nicht einmal ein paar polnische Familien an Ort und Stelle zu studieren, ehe er so weitläufig eine Familie darstellte, aber er lebte sich mit grosser Sorgfalt in die übersetzten polnischen Volkslieder ein,

bearbeitete oder gestaltete sie in Dänisch um, und so ist in den Tönen von Wehmut, Entsagung, Vaterlandsliebe und katholischer Religiosität, die durch den Roman klingen, ab und zu etwas angeschlagen, das wie ein polnischer Accord klingt.

Selbst der erwähnte Gesang, der gewissermassen, der in knappeste Form gebrachte Geist des ganzen Buches ist, und der unter Tanz in einer der Hauptscenen des Buches gesungen wird, ist ganz auf Motiven polnischer Volkslieder gebaut, die noch heutigen Tages beim Krakowiaktanze gesungen werden.

Die Volkslieder bestehen immer aus zweizeiligen Strophen, wovon die erste Zeile ein Bild, die zweite dazu eine Parallele oder Erklärung abgiebt.

Die Gesamtkomposition in Hauchs Gesang steht hoch über der Wirkung jener Strophen der Volkslieder, aber der polnische Ausdruck ist kürzer, hat mehr Nachdruck und Energie.

Obgleich die Ereignisse im Jahre 1863 verschiedene mehr oder weniger beredte und wohlüberlegte Äusserungen in der dänischen Journalistik veranlassten, haben sie im Norden gewiss keine andere Produktion von Wert hervorgerufen als vier bis fünf schöne Gedichte von dem ausgezeichneten schwedischen Lyriker, dem Grafen Snoilsky, die zuerst in einer dänischen Zeitung erschienen. Späterhin hat man in Dänemark Polen kaum viele Gedanken geschenkt; man hat die letzte Empörung den Todeskampf der Polen genannt und die polnische Nation als tot betrachtet.

Aber „noch ist Polen nicht verloren“, obgleich dieses bedauernswerte Polen am meisten einer feinen und schutzlosen Frau ähnelt, worüber alle herfallen

und die alle mit Füssen treten. Schon in den Dreissigern betrachteten die Freunde Polens seine Geschichte als abgeschlossen. 1831 hatten die Ungarn in einer Adresse an den Kaiser von Österreich angeboten, auf eigene Kosten ein Heer von hunderttausend Mann zur Hilfe der kämpfenden Polen auszurüsten. Der Antrag wurde natürlich abgelehnt; aber 1832, als alles vorbei war, sagte ein Mitglied des ungarischen Landtages, Polocsy, diese Worte: „Falls Könige und Kaiser sich als Mitglieder einer grössen Familie betrachten und Trauer tragen, wenn einer von ihnen stirbt, so sollte weit eher der Untergang eines Volkes alle anderen Völker zur Trauer veranlassen, nur dass die Völker die Trauer, welche die Könige um den Hut oder den Arm tragen, im Herzen haben.“ Das sind schöne Worte, aber so wenig wie Polen in den Dreissigern eine Leiche war, so wenig ist es jetzt als getilgt aus der Zahl der Völker zu betrachten.

I.

Die polnische Litteratur der ersten drei Viertel dieses Jahrhunderts bietet das gleiche Bild wechselnder Grundrichtungen wie die übrigen mir bekannten europäischen Litteraturen. Die Rahmen sind überall die gleichen: Ein zu Anfang des Jahrhunderts veralteter und bald überwundener Klassicismus, eine den grössten Teil des Jahrhunderts und des Interesses einnehmende Romantik und ein in den siebziger und achziger Jahren hervorbrechender Realismus.

Dies ist gemeinsam europäisch. Aber bei jedem Volke nehmen diese Richtungen einen verschiedenen Charakter an je nach den geschichtlichen Voraussetzungen und geschichtlichen Verhältnissen des Volkes. Ganz zu geschweigen von den dem Volkscharakter entstammenden Eigenschaften, hat die polnische Litteratur dieses Jahrhunderts ihr eigentümliches Grundgepräge schon dadurch, dass sie in einem Land entsteht, das kürzlich auf gewaltsame Weise aufgehört hatte als selbständiger Staat zu existieren. Die Litteratur und in dieser besonders die Poesie müssen dadurch geradezu alle die Organe eines Volkslebens vertreten, die durch die Teilung des Staates verloren gegangen sind. Sie gewinnt hierdurch ein erhöhtes inneres Leben, verliert jedoch notwendigerweise gleichzeitig an Mannigfaltigkeit.

Zum Verstehen der Poesie des gegenwärtigen Jahrhunderts ist ein kurzer Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte der letzten Jahrhunderte erforderlich.

Die Erschütterungen, die das Reformationszeitalter in den europäischen Hauptländern verursachte, liessen Polen ziemlich unberührt. Während sich das verwandte Böhmen in dem Sehnen nach einer grossen socialen und kirchlichen Reform in den Hussitenkriegen verzehrte, den ganzen zweihundertjährigen Zeitraum hindurch vom Tode des Hus und bis zur Schlacht am Weissen Berg (1620), und während es dann wieder ein paar Jahrhunderte hindurch nach der grossen Überanstrengung förmlich wie aus der Geschichte geglitten war, stand die römisch-katholische Kirche verhältnismässig unangefochten in Polen; das Land blieb von einer tiefergehenden religiösen Zwietracht verschont.

Das Zeitalter, das im allgemeinen als die Renaissance bezeichnet wird, war für Polen eine Zeit der Grösse und führte das erste Goldalter der poetischen Litteratur herbei. Seine grösste Gestalt ist *Jan Kochanowski* (1530—84), ein Verehrer von Horaz und Virgil, ein Zeitgenosse und Bekannter von Ronsard, der als Dichter in der lateinischen Sprache anfängt, bald aber zur polnischen übergeht, deren grösster damaliger Meister er wird, und der im Geiste der Antike und der Renaissance, kühl dem Christentume gegenüber, warm empfindend für die Republik, ein heidnischer Theist, sich in allen Dichtarten versucht und in allen Männlichkeit, Freisinn und Menschlichkeit an den Tag legt. Die besten seiner *Treny*, einer Reihe schöner und einfach ergreifender Elegien über den Tod einer

geliebten Tochter, sind so wertvoll, dass sie nicht einmal von den so viel späteren, bewunderungswürdigen Gedichten Victor Hugo's, die ähnlichen Inhalts sind, übertroffen werden.

Die zwei poetischen Hauptrichtungen, die in diesem Zeitraume gedeihen, sind die Idylle und die Satire, *die Idylle*, weil das Mitgefühl einzelner Dichter den Ring durchbrechend, den der Szlachta, der polnische Adel, der in der Republik alles ist, um sich gezogen hat, sich dem niederen, unterdrückten Volke nähert, das in Hirtengedichten verherrlicht wird; *die Satire,* weil der scharfe kritische Sinn anderer Dichter sich gegen die herrschende Adelskaste wendet und die Vorstellung angreift, dass Adel ein zufälliges Geburtsvorrecht ist. Gerade dann, um das Jahr 1600 wird der Szlachta entschieden fortschrittsfeindlich und klammert sich an die Privilegien seiner Machtstellung.

Die in Deutschland durch die Unterdrückung des Bauernaufstandes und die Vernichtung der Wiedertäufer gebrochene sociale Bewegung jener Zeit, wird von dem polnischen Adel mit grossen Anstrengungen im Kriege gegen die Kosaken überwunden. Die geistige Wiedergeburt, die in Deutschland, als der Humanismus vom Lutheranismus aufgehoben und verschlungen wurde, in einer Mittelmässigkeit innehielt, einer bürgerlich-kirchlichen Zwischenform, die breit und stark genug war, um dem Drucke langer Zeiten zu widerstehen, wurde in Polen sofort in ihrem Wachstum aufgehalten, weil sie ganz im Gegensatz zur Reformationsbewegung von einem Humanismus aufgehoben und verschlungen wurde, wofür nur die am feinsten Gebildeten der höheren Klassen empfänglich waren, und der daher mit Leichtigkeit

überwunden wurde, sobald die religiöse Kontrarevolution mit dem Jesuitismus an der Spitze ihren Anlauf nahm.

Der polnische Protestantismus nahm die Form einer ketzerischen Philosophie an, welche die Kirchenlehre mit samt ihrer Moral verwarf, ohne irgend eine selbständig positive Moral bilden zu können, nur von der polemischen Tendenz erfüllt, alles früher Verbotene gutzuheissen (sowohl die Heirat zwischen leiblich Verwandten, als auch freie geschlechtliche Verbindungen) und von der Lehre über die Notwendigkeit der Einziehung des Kirchengutes begeistert. Da der protestantische Adel jedoch der Religion bedurfte, um das Volk in Schranken zu halten, da sein eigener Humanismus den Massen unverständlich war und da er für seine Privilegien jenes Prinzip der freien Untersuchung fürchten musste, das ursprünglich jedem Protestantismus zu Grunde liegt, so bedurfte es nur des Auftretens und der Agitation einiger grosser, aristokratisch-priesterlicher Talente, um diesen protestantischen Adel zum Abfall und einen nach dem andern zur Rückkehr in den Mutterschoss der katholischen Kirche zu bringen. Ein solch grosses, oratorisches Talent war *Orzechowski* (1515—66), der dem Adel bewies, dass nur die Geistlichkeit imstande war dem Könige Angst einzujagen, den Eid zu brechen, womit er immer dem Szlachta Beobachtung seiner Privilegien zuschwören musste.

Ihm folgt ein weit grösseres und berühmteres oratorisches Talent, der Priester *Skarga* (1536—1612), ein Jesuit, der ein glühender polnischer Patriot war, ein Wiedererrichter des gesunkenen Katholizismus, der alle Gefahren der Adelsanarchie voraussah und in

einer seiner Reichstagspredigten sogar die Teilung Polens vorausgesagt hat. Man höre seine Worte:

Ein äusserer Feind wird über Euch kommen, Euern innern Zwist benutzen und sagen: Ihre Herzen haben sich gespalten; nun werden sie zu Grunde gehen. Diese inneren Streitigkeiten werden Euch in Gefangenschaft bringen, während deren alle Eure Freiheiten verloren gehen und zu Schanden werden. Grosse Länder und Fürstentümer, die vereint mit der Krone waren, werden abfallen und zerrissen werden, und Ihr, die Ihr einmal andre Völkerschaften regiertet, werdet wie eine verlassene Witwe zum Gespött und Spielzeug Eurer Feinde werden. Ihr legt Euer Volk und Eure Sprache öde, das einzig freie Volk unter allen slavischen; Ihr zerstört, was von diesem so alten und so weit verbreiteten Volke erhalten ist und werdet verschluckt von andern Völkern, die Euch hassen. (Die dritte Reichstagspredigt.)

Auf dem berühmten Gemälde von Matejko ist Skarga, diese Rede an den Reichstag haltend, dargestellt.

Von seiner Zeit bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrscht der Jesuitismus in Polen und bestimmt dessen Geistesleben. Noch mehr aus christlichen als aus politischen Gründen unternimmt Sobieski im Jahre 1683 seinen Feldzug nach Wien gegen die Türken; aus Eifer für die Erhaltung des katholischen Glaubens beruft die katholische Geistlichkeit den Jesuitenorden und legt nach und nach das ganze Unterrichtswesen in die Hände der Jesuiten. Die einzige geistige Produktion, die unter ihrer Herrschaft gedeiht, ist die Beredsamkeit, die sowohl auf lateinisch, wie auf polnisch eine ausserordentliche Höhe erreicht. Doch wird es gleichzeitig Sitte, die beiden Sprachen zu einem makaronischen Brei zu vermischen, den nur die Geschmacklosigkeit geniessen konnte.

Diese jesuitische Bewegung wird von der Strömung abgelöst, die von den philosophischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich ausgeht. Insofern

diese Ideen politisch reformatorisch waren, beeinflussten sie erst die Geister, als der polnische Staat schon unheilbar in die Brüche ging. Lange glückte es der konservativen Adelskaste, jeden Reformversuch als reaktionär zu stempeln, als Kränkung der kostbaren persönlichen Freiheit, dieser Freiheit, die allerdings durch das *Liberum veto* zur Anarchie und zum Verkauf der Krone an den Höchstbietenden geführt hatte. Nun reisten junge Polen nach Frankreich, um bei dessen berühmtesten Denkern Rat in Bezug einer neuen Verfassung für ihr mit Zersetzung bedrohtes Vaterland zu holen. Wielhorski wandte sich an Rousseau als Verfasser der *Contrat social* und erhielt von ihm seine *Considérations sur le Gouvernement de la Pologne,* dann an den Abbé Mably und erhielt von ihm *De la situation politique de la Pologne.* So haben sich in unserer Zeit japanische Abgesandte an Professor Gneist in Berlin mit dem Ansuchen, dem er Folge leistete, gewandt, ihrem Lande eine Verfassung zu schreiben.

Rousseau betrachtete die Frage als rein apriorisch. Aus Widerwillen gegen den Absolutismus empfahl er Teilung der Staatsmacht, riet zu einer Bundesregierung, hielt an der Königswahl fest, wollte auch nicht das *Liberum veto* abschaffen, nur dessen Anwendung einschränken, und empfahl Demokratie in Formen, die für Polen nicht passten; seine Ideen dienten später den Anarchisten, den von Russland beschützten Landesverrätern von der Konföderation in Targowice, als Vorwand. Mably, der mehr politischen Sinn bewies, riet zur Einführung einer erblichen konstitutionellen Monarchie.

Die erste Teilung Polens im Jahre 1772 machte diesen Beratschlagungen mit Fremden ein Ende, aber

von 1788 an hielten die Polen der nationalen Partei energisch Rat untereinander über die Grundlegung einer neuen Ordnung der Reichsverhältnisse und einigten sich definitiv in der vortrefflichen Verfassung des 3. Mai 1791, die man den Adelsbrief der Polen unter den Völkern Europas genannt hat. Ihr folgte die zweite und, nachdem Kosciuszko's Aufstand niedergeschlagen war, die dritte Teilung.

Einer der hervorragendsten Männer jener Zeit, das Haupt der rationalistischen Klassicisten, *Jan Sniadecki,* dessen Beschränktheit gegenüber der aufkeimenden Romantik keineswegs grossen und scharfen Blick auf andern Gebieten ausschloss, hat der Stimmung jener Zeit den treffenden Ausdruck gegeben, dass nach dem Untergange des Vaterlandes als Staat sich die Polen gleichsam verurteilt fühlten, alle die Gemütsbewegungen in sich zu unterdrücken und auszurotten, die durch die Erziehung, die Lebensgewohnheit und jenes Verlangen nach Förderung des Allgemeinwohls erzeugt worden, welches die Seele ihrer geistigen Kräfte und Fähigkeiten gewesen war. „Jetzt," sagt er, „muss der Pole sich selbst überleben, sich eine neue Seele schaffen und seine Empfindungen in die engeren Grenzen des Privatlebens verschliessen. Es kann denn niemand wundern, dass eine mehrjährige Pause in den Äusserungen der allgemeinen Geistesentwicklung zwischen dem Aufhören des Reiches und dem Anbrechen der neuen romantischen Litteraturbewegung eintritt.

Während dieser Pause findet das Revolutionszeitalter und Napoleons Umkalfatern der europäischen Zustände statt.

Sofort nach dem Blutbade in Praga liessen die

Sieger einen Teil der ersten Männer Polens gefangen nehmen; viele verschwanden in preussische und österreichische Festungen, andere wurden nach Sibirien, ja einige polnische Generäle wurden bis nach Kamschatka geschickt. Diejenigen, welche entwischten, emigrierten nach Frankreich, Italien oder der Türkei.

Natürlich sympathisierten die Polen, deren Republik gerade im Kampfe mit drei erblichen Monarchien unterlegen war, während der Kriege der französischen Republik mit dieser, und in der Hoffnung, dass sie sich ihrer Sache annähme, kämpften sie legionenweise zur Seite der französischen Truppen. Immer wieder täuschten die Republik und Bonaparte sie in ihren Hoffnungen; immer wieder gab Napoleon ihnen Zusagen, die er nie zu halten gedachte. Immer wieder opferten die Polen in Scharen, ja in Heeren ihr Blut für ihn. Noch auf der einsamen Schlittenfahrt Napoleons während des Rückzuges von Russland wurde er von Smorgoni bei einer Kälte von 28 Grad Réaumur von hundert polnischen Lanzenieren begleitet, die am Abend freiwillig ihre Eskorte anboten und von denen am nächsten Morgen nur 36 übrig waren.

Kosciuszko glaubte Napoleon nicht; er schlug aut das bestimmteste ab, seine Landsleute aufzufordern, unter ihm zu kämpfen. „Und wenn man Sie mit Gewalt dorthin führte?“ frug der Herzog von Otranto ihn als Unterhändler. „So würde ich laut und deutlich erklären, dass ich nicht frei bin, und an nichts teilnehme.“ — „Gut, wir können Sie entbehren,“ antwortete Fouché. Man konnte es bis zu einem gewissen Punkte, weil die Polen darauf bauten, dass Napoleon als Grundleger einer neuen Dynastie genötigt war, Krieg gegen

die alten Königsgeschlechter zu führen, welche Polen geteilt hatten. Und doch verschmähte Napoleon nicht, wie oben erwähnt, vor seinem russischen Feldzuge eine mit Kosciuszko's Namen unterschriebene Proklamation an die Polen zu erlassen, worin er sich selbst mit der tiefsten Bewunderung erwähnt. Der Anfang lautet: „Unter dem Waffenlärm, wovon Polen widerhallt, begiebt sich Kosciuszko zu Euch. So wollte es Napoleons hohe Bestimmung, er, der Könige vernichtet und schafft, der die feindlichen Völker mit seinem Blitzstrahl fällt ... Der Mann des Schicksals richtet seine Augen und Gedanken auf Euch.“

Bei allen Gelegenheiten missbrauchte, opferte und betrog Napoleon Polen. Aber dieses Volk, das seit dem Untergange des Staates geweiht schien, wider Hoffnung zu hoffen, liess ihn deshalb nicht fahren. Im Gegenteil. Sofort nach des Kaisers Fall beginnt, wie wir sehen werden, in Polen ein Napoleonkultus, in Vergleich mit welchem derjenige anderer Länder und anderer Litteraturen gering zu schätzen ist.

Alexander I. war in seiner ersten Periode milde gegen Polen gestimmt. In der kurzen Zwischenzeit zwischen dem Jahre 1815 mit der guten Verfassung, die dieses Jahr dem Lande brachte, und dem Zeitpunkte, da Alexanders Reaktionsbestrebungen zunehmende Heftigkeit verrieten, ging die Geistesentwicklung ruhig und frei vor sich, ohne von politischen Kämpfen gekreuzt zu werden. In diesem Zeitraume verwirft man die französisch-klassische Produktion aus der Zeit Stanislaus Augustus' als eine blosse Salonlitteratur. Es entsteht hier wie anderwärts ein Kampf, doch nur von kurzer Dauer, zwischen Klassikern und Romantikern;

dann betreten die verschiedenen Provinzen jede für sich den Schauplatz mit ihrem neuen Flug von Poeten, zuerst Ukraine, dann Lithauen, dann die andern, alle von dem Gefühle durchdrungen, dass man aus der Atmosphäre der eleganten Zimmer heraus und in Berührung mit dem breiten Volke unter offenem Himmel kommen müsse.

II.

Der Zeitraum von 1820—50 ist für die Poesie der reichste und bedeutungsvollste. Und in diesem Zeitraume wird die Litteratur deutlich durch die folgenden drei Grundfaktoren bestimmt: den Volkscharakter, die europäische Romantik und die in ihrer Art einzige politische Situation.

Wie sich der Volkscharakter bis zu jener Periode entwickelt hatte, war er besonders geneigt, von der Romantik beeinflusst zu werden. Er war aufgeweckt und edelmütig, prachtliebend und schwärmerisch, hatte den Hang zu ritterlichen Tugenden und zum religiösen Aufschwung. Es fehlte ihm damals wie noch immer der Ballast, den die germanischen Völker in ihrem angeborenen Phlegma und die romanischen in der angeborenen Logik des lateinischen Wesens haben. Er war mit dem französischen durch seine Unbeständigkeit verwandt, war jedoch durch die Art seiner Unberechenbarkeit von ihm verschieden; denn der Franzose ist unberechenbar, wenn der seinem Wesen angeborene Rationalismus ihn dazu bewegt, das historisch Gegebene zu sprengen, der Pole dagegen, wenn Temperament oder Begeisterung ihn fortreissen. Er war mit dem italienischen durch seine Bilderverehrung und seine Lebhaftigkeit verwandt, unterschied sich aber von ihm durch seinen Mangel an feinem politischem Sinn und an

jener plastischen Neigung, welche die Bewohner Italiens unter allen Religionsformen zu Heiden gemacht hat.

Als die europäische Romantik dieses Volk erreichte, ging es nicht wie in Deutschland zu, wo sie in dem unpolitischen Kleinstadtleben ausgebrütet wurde und sich mit dem unbestimmten Idealismus, dem Mangel an Gemeinschaftsgefühl und jener Scheu vor der Wirklichkeit verbündete, die sich des Gemüts der Denkenden bemächtigt hatte — auch nicht wie in England, wo die Romantik schroff gegen den eingewurzelten Hang des Volkes zum Nützlichen und Praktischen verstiess und wo sie sich mit der altnordischen Vorliebe für die unbändige Selbständigkeit und dem Trotze des freien Individuums, sogar dem Vaterlande gegenüber, verband — auch nicht wie in Frankreich und Italien, wo ein dem Wesen der Romantik ganz entgegengesetztes lateinisches, also klassisches Element ihre Eroberung des geistigen Kernes des Volkes verhinderte und sie auf einen kurz währenden, rein künstlerischen Rausch beschränkte.

In Polen, wo der Volkscharakter durch seine Anlagen schon zuvor für die Romantik empfänglich war, hatte obendrein das gemeinsame nationale Unglück den Gemütern einen romantischen Hang verliehen. Die Romantik isolierte also die Seelen weder in Egoismus, wie in Deutschland, noch in wilder, männlicher Selbständigkeit, wie in England, sondern verband sie in einem schwärmerischen Gefühle der Landsmannschaft. Sie wurde auch nicht durch Wirklichkeitsscheu bedungen, sondern dadurch, dass das Vaterland schon eine Unwirklichkeit war, etwas, woran man glauben musste und was man nicht mit leiblichen Augen sehen konnte. Endlich war das lateinische Element, wenn

auch mächtiger, als in irgend einem anderen nicht romanischem Lande, doch nur importiert und bereitete keinen ernstlichen Widerstand.

Die romantische Schwärmerei überspült hier mit weit grösserer Kraft als anderwärts den Damm der Rücksichten, breitet sich über viel weitere Kreise aus — das beruht auf dem Volkscharakter, der nicht rationell, sondern phantastisch-heroisch ist — und sie verbindet sich weit inniger als anderwärts mit der damaligen Zeit und den damaligen Zuständen — das beruht auf dem nationalen Schicksale, das alle Gedanken mit Beschlag belegt und worum sich alle Träume drehen.

Am deutlichsten erkennt man die Eigenart, wenn man den Blick auf Länder und Litteraturen wirft, wo die politische Situation verwandt ist. Sie ist wohl nirgends die gleiche, aber es giebt schwächere oder stärkere Analogien.

Man denke z. B. an die flämische Litteratur, die ungefähr im Jahre 1830 in Belgien entsteht. Sie nimmt nach dem Vorbilde Walter Scotts zu dem grossen historischen Roman ihre Zuflucht, um dadurch das flämische Nationalgefühl zu heben. Hendrik Consciences Roman *Der Löwe von Flandern* ist das Hauptwerk, ein ähnliches Buch wie Rzewuskis *Soplicas Memoiren*. Übrigens ist diese Litteratur in der reinen Lyrik am stärksten. Aber sie geht von einem ruhigen Volke aus, einem Volke ohne Exaltation. Sie ist eine bürgerliche Litteratur, die auf der Erde verweilt, keine fliegende und flammende Poesie wie die polnische, die ihr Licht über den ganzen Horizont wirft und sich in den Wolken verliert.

Oder man denke an Finnland, an Runeberg, der

Parallelen mit Mickiewicz darbietet. *Fänrik Stals sägner*, welches den Kampf um Finnland im Jahre 1810 behandelt, ist wohl stofflich das nächste europäische Seitenstück zu *Pan Tadeusz*. Die Dichtung schildert den finnländischen Volkscharakter, wie er während des Krieges hervortrat, ebenso wie *Pan Tadeusz* den polnischen Volkscharakter zum gleichen Zeitpunkte darstellt. In keiner dieser Dichtungen liegt irgend ein Nationalhass. Der einzige russische Offizier, der in dem finnländischen Gedichtcyklus vorkommt, Kulneff, ist das Muster eines edelmütigen Feindes, hochherzig und mild; der einzige russische Offizier, der in der polnischen Epopöe vorkommt, Rykow, ist ein Ehrenmann, unbestechlich, pflichttreu und tapfer.

Bei Runeberg fehlt nur die hohe, nationale Selbstkritik, die Mickiewicz und im Ganzen die Dichter Polens auszeichnet. Seine Finnländer sind Helden, Helden „in Wintertracht“, zuweilen Helden in Lumpen, aber immer Helden. Sie haben fast keinen Fehler. Dann haben, trotz aller glühenden Liebe zu den Landsleuten, die polnischen Dichter es ganz anders verstanden, alle Seiten zu entfalten, die schwachen wie die starken, vom angeerbten Charakter ihrer Nation. Freilich haben sie auch einen weit reicheren Stoff zur Verfügung gehabt, nicht ein unerschlossenes Volk wie die Finnländer, deren Sprache noch keine Kultursprache war, sondern ein Volk mit dem Lichte und den Schatten einer tausendjährigen Civilisation.

Die besonderen Verhältnisse Polens verschoben hier notwendig die anderwärts geltenden Gesichtspunkte für den Gegensatz *Klassisch* und *Romantisch*.

Liest man Mickiewiczs Programmgedicht *Die Romantik* mit dessen Behauptung, dass der Wunderglaube

des Volkes mehr wert sei, als der klassische Rationalismus, so liegt in dieser Begeisterung für den Gespensterglauben und in diesem Hass gegen den kalten Scharfsinn, der mit dem Glase vor dem Auge beobachtet, sicher etwas, das Gemeinschaft mit der Romantik aller Länder hat, ja sogar etwas langweilig romantisches. Überall fühlten die Romantiker eine Befriedigung darin, den neuen Gefühlsaufschwung in Geisterglauben oder volkstümlichen Aberglauben überzuführen. Überall giebt's auch eine Verbindung zwischen der in der Litteratur hervorbrechenden Romantik und der grossen religiösen Reaktion des Jahrhunderts gegen die Gleichgültigkeit des vorigen Jahrhunderts für alles Dogmatische.

Aber zwei Umstände verleihen dennoch der polnischen Romantik einen besonderen Charakter. Zuerst, dass die katholische Tendenz als oppositionell nicht das mittelalterlich feudale Gepräge wie anderwärts trug. Weiter, dass der Doppelgegensatz: Klassizismus und Romantik, Liberalismus und Konservatismus hier nicht, wie in so vielen anderen Ländern, zusammenfiel. In Frankreich war z. B. der Romantismus von Anfang an nicht nur als aufklärungsfeindlich, sondern auch als legitimistisch beargwohnt. Die ersten Oden und Balladen Victor Hugos waren sowohl antivoltairianisch wie königstreu. Der bedeutendste Gegner der Romantiker war der berühmte Liberale Armand Carrel, der anerkannte Führer der französischen Republikaner. In Polen waren dagegen die Gegner der Romantik (Männer wie Sniadecki, Beka, Osinski) in der Regel Beamte und Konservative aus politischer Überzeugung, während die Romantik sofort von Anfang an mit Recht als oppositionell angesehen wurde.

Als der anerkannt erste Dichter eines ganzen Volkes in der ersten Häfte dieses Jahrhunderts nimmt Mickiewicz eine Stellung ein, die sich mit derjenigen Oehlenschlägers und Tegnérs parallelisieren lässt. Aber abgesehen von allen übrigen Unähnlichkeiten ist zwischen Mickiewicz und den zwei nordischen Dichtern der Unterschied, dass diese, wo sie ihr Talent zur Verherrlichung ihres Volkes anwandten, sich Stoffe aus dessen Sagenwelt wählten oder Stoffe aus dem Altertume, Mittelalter oder doch der ferneren Vergangenheit bearbeiteten, und so gut wie niemals das Leben schilderten, das sie selbst zu beobachten Gelegenheit hatten, während Mickiewicz überall, wo er das Höchste erreicht (wie in *Pan Tadeusz* und einzelnen Teilen von *Dziady*), ein Leben darstellt, das er mit eigenen Augen gesehen oder wovon die Erinnerung noch lebendig in der ihn umgebenden Luft lag.

Das ist die Grundlage seiner Überlegenheit über eine ganze Reihe zeitgenössischer Nationaldichter; das ist es, was der Romantik bei ihm wie bei mehreren anderen damals lebenden Dichtern Polens ein verhältnismässig modernes Gepräge giebt. Man fühlte damals noch nicht in Europa, in welchem Grade der Dichter in der Regel mit seiner Zeit verbunden ist; man fühlte sich allzuheftig von fernen Zeiten oder fremden Gegenden angezogen. Das Resultat der Menschenschilderung wurde daher zumeist zu Wesen, die nie existiert haben und nie existieren konnten, Wesen, deren Seelenleben durch Subtraktion einer ganzen Menge von Eigenschaften entstanden ist, die nur die gegenwärtigen Menschen haben, und durch mechanische Hinzufügung von Eigenschaften, von denen der Dichter

aus seiner Lektüre gewusst hat, dass man sie bei denen der Vergangenheit fand. Nicht kraft einer richtigen Theorie, sondern kraft eines gesunden Instinktes hat Mickiewiecz zu einem alten Stoffe und zu einem fernen Zeitalter nur dort seine Zuflucht genommen, wo politische Rücksichten es ihm leichter machten, auszusprechen was er auf dem Herzen hatte, wenn der Grundgedanke sich hinter einer Verkleidung verbarg, wie es in *Grazyna* und *Wallenrod* der Fall ist.

Und überhaupt treffen wir ringsum in der romantischen Litteratur Polens so wirklichkeitsnahe Züge, dass sie dieser Periode nicht anzugehören scheinen. Bei einigen Dichtern geht die Wirklichkeitsbeobachtung sogar so weit, dass sie noch lebende oder kürzlich verstorbene Personen innerhalb des Rahmens der Dichtung hineinfügen. Aber das eigenartig Polnische ist, dass Hand in Hand mit diesem Streben nach Wirklichkeit und Zukunft bei allen ein unüberwindlicher Hang geht zur Abstraktion, Allegorie und zum Geisterglauben. Sie sind gleichzeitig Realisten und Spiritisten.

Zwei Umstände vereinten sich, um ihre Dichtung abstrakt und allegorisch zu machen: zuerst die Neigung zur Mystik, die tief in ihrer Seele lag und die, nachdem sie einige Zeit geschlummert hatte, schnell bei allen erweckt wurde, da sie von Anfang an katholisch erzogen waren; ferner der politische Druck, die Rücksicht auf die Censur, die sie zwang, ihre Gedanken zu umschreiben und die Umrisse der Gestalten, die sie malten, zu verflüchtigen.

Besonders waren es zwei grosse, damals kürzlich verstorbene Persönlichkeiten, welche die Einbildungskraft der damaligen Zeit über ganz Europa hin in Bewegung setzten, die aber hier grössere Begeisterung

als in irgend einem anderen Lande ausserhalb ihrer Heimat erweckten: Napoleon und Byron.

Es war die Periode, als ein Napoleonskultus sich über Europa ausbreitete. Die wahre Gestalt war vergessen; die eigentlich historische Forschung hatte noch nicht begonnen. Napoleon war eine Legende geworden, die Henry Beyle tief ergriffen hatte, wofür sich Victor Hugo, Béranger und Heinrich Heine, jeder auf seine Weise, zum Priester machte und die Thiers zu einer grossen, der Menge zugänglichen Epopöe aufrollte. Wie wenig Polen auch in der Wirklichkeit Napoleon zu danken hatte, so hatte man doch so grosse Hoffnungen an ihn geknüpft, dass man jetzt, nachdem die Verlassenheit seiner letzten Jahre und sein ergreifender Tod ein verklärendes Licht über sein Leben warf, fortfuhr, seinen Schatten in der Stellung als Befreier und Erretter festzuhalten.

Während die Jahre nach seinem Falle dahinstreichen, wird er in der Volksphantasie der übermenschliche, übernatürliche Mann. Für die Romantiker wird er der rätselhafte Mann. In jenen Tagen galt das achtzehnte Jahrhundert als die Zeit der leichtfertigen Erklärungen. Hier war eine Erscheinung, die sich anscheinend nicht auf dem Wege der gewöhnlichen Verstandesbetrachtung erforschen liess. Dieser Mann hatte aufs neue die Fähigkeit zum Bewundern erweckt, die in dem vorigen Jahrhundert verloren gegangen war. Man meinte, dass die nüchternen Engländer ihn gehasst hatten, weil er ihnen unerklärlich war. Kein menschliches Wesen hatte ihn fällen können, kein anderer General, als Se. Excellenz General *Frost* und Se. Excellenz General *Hunger*. Krasinski folgert in der Vorrede zur *Morgendämmerung*

(Przedswit) von Napoleon an eine neue Epoche. Er sagt: „Das Zeitalter Cäsars ist im Napoleonischen zurückgekehrt. Und der christliche Cäsar, der durch die Arbeit von neunzehn Jahrhunderten seinem Vorgänger überlegen ist, und der eine vollständige Klarheit über sich selbst und das Ziel hatte, wofür der göttliche Geist, der den Gang der Geschichte leitet, ihn gesandt hat — hat sterbend auf dem Felsen seiner Verbannungsstätte gesagt: *Von mir wird man den Anfang eines neuen Zeitalters rechnen.* Dieses Wort enthält hinsichtlich seiner und der Zukunft eine ganze Offenbarung.“ Mickiewicz bewundert in seiner mystischen Periode Napoleon als einen Halbgott. Er war kein Gallier, hatten keinen Esprit, keinen Witz, fühlte sich zum Orient hingezogen. „Wie alle die grössten,“ sagt Mickiewicz in einer Wendung, die er mit Disraeli gemeinsam hat, „fühlte sich Napoleon geheimnisvoll im Osten zu Hause.“ Sein Leben beweist Mickiewicz die Existenz der unsichtbaren und mystischen Welt. Er glaubte an Auspicien, richtete sich nach ihnen. Er besass eine unmittelbare Intuition. Deshalb ist er der Mann des slavischen Stammes: denn das slavische Volk ist das Volk der Intuition. Und so wird er für Mickiewicz die Quelle aller Grösse, die das polnische Volk jener Zeit bewundert.

Immer wieder betont Mickiewicz, dass Napoleon Byron geschaffen und dass das Leben und der Ruhm Byrons wieder Puschkin erweckte, so dass Napoleon indirekt auch ihn erzeugt hat.

Da Poesie nach der Definition Mickiewiczs Handlung ist, wird Napoleons Leben zur höchsten Poesie. Ja noch mehr. Seine Mission war: die Völker und dadurch die ganze Welt zu befreien. (Die Vorrede zu

l'Eglise et le Messianisme.) Und indem St. Helena annähernd eine Leidensstätte wie Golgatha wird, fällt ein Schimmer von Christi Leidensgeschichte über Napoleons Leben und Tod.

Dieselbe Neigung zu unkritischer Entzückung, dieselbe Begeisterung für das Blendende tritt in dem Verhältnis dieser slavischen Dichter zu Byron an den Tag. So ausgeprägte Gegensätze wie Mickiewicz und Slowacki stimmen in einem jahrelang andauernden Byronismus überein. Wie Washington keinen Eindruck gemacht hatte, während Napoleon hinriss, so beachtete niemand Shelley, während Byron auf aller Lippen war. Man glaubte in vollem Ernste, dass Byron der grösste Lyriker Englands sei.

Mickiewicz hatte sogar, um die geistige Abstammung Byrons von Napoleon einleuchtender zu machen, augenscheinlich ohne die geringste Kenntnis von Wordsworth oder Coleridge oder Keats oder Shelley geschrieben: „Ich sehe als erwiesen an, dass der Strahl, der das Feuer des englischen Dichters entzündete, von der Seele Napoleons ausging. Wie sollte man sich sonst die Existenz dieses Menschen inmitten der aus dem vorigen Jahrhundert stammenden hinfälligen englischen Litteratur erklären können .... die englischen Zeitgenossen Byrons haben trotz des Vorbildes, das sein Genie abgab und des Einflusses, der daraus hervorging, nichts erzeugt, was damit verglichen werden kann; und nach dem Tode des Dichters ist die englische Litteratur auf das Niveau des vergangenen Jahrhunderts zurückgesunken."

Jeder Satz ist hier ein Irrtum. Jeder der obenerwähnten zeitgenössischen Dichter hat in poetischer Hinsicht mehrmals Byrons Höhe erreicht und ist in

dieser oder jener Hinsicht höher als er gestiegen. Aber unstreitig war keiner von ihnen so blendend wie er; sie waren weder Dandys und *Poseurs* in ihrer Jugend noch theatralisch heroisch als Männer. Selbst derjenige, welcher Byron in keiner Weise ein Gran seines unsterblichen Ruhmes als Dichter und seiner unvergesslichen Verdienste als Mann der Freiheit rauben will, muss empfinden, dass man sich in Polen, auch ihm gegenüber, gerade so viel von dem falschen Prestige als von der wirklichen Grösse beeinflussen liess.

Das Verdienst hatten jedoch Napoleon und Byron gemeinsam, dass sie die Polen aus ihrer relativ nationalen Verschlossenheit rissen. Die polnische Litteratur war in dem sechzehnten Jahrhundert national gewesen, jedoch ohne das allgemein menschliche Gepräge, das eine Litteratur für Europa zugänglich macht, in dem achtzehnten Jahrhundert war sie universell gewesen, jedoch derart, dass sie in der französischen Nachahmung der klassischen Kultur ohne das tiefere nationale Gepräge aufging, das eine Litteratur für Europa interessant macht. Sniadecki war ein Freund und Bewunderer von Delille, Bogomolec hatte Molières Theater in einem konventionellen und fremden Kanvas nachgeahmt. Diese Litteratur war in Regelverehrung versteinert. Nun wurden alle Schlagbäume niedergehauen. Eine Völkerwanderungszeit war wiedergekehrt. Die materiellen Grenzen waren nicht länger gefestigt, und die geistigen Grenzen wurden gleichzeitig ausgedehnt. Polen kämpften in den verschiedensten Ländern unter Napoleon, und die Heerscharen Napoleons führten Truppen der verschiedensten Völkerschaften durch Polen. So begegnete den Polen in der geistigen Welt, als sich die Völker geistig vermischten,

in Byrons Poesie die gemeinsam-europäische Verzweiflung und der Freiheitsdrang; sie passten ihn ihrer Nationaleigenart an und führten ihn in Byrons Spuren bei ihren Landsleuten ein.

Von den grossen Dichtern, denen erst die romantische Schule in Deutschland den Blick der Romantiker in allen Ländern geöffnet hatte, machten Shakespeare und Dante den grössten Eindruck in Polen. Besonders Slowacki eignet sich den Stil und die Darstellungsweise Shakespeares an. Doch schlagen von Shakespeare zumeist die grausamen Handlungen an, die Mordthaten und Verstümmelungen, die in einigen der Geschichts- und Sagentragödien vorkommen. Die polnische Phantasie wandte sich der Seite Shakespeares zu, die am grellsten durch sein Anfangsdrama *Titus Andronicus* mit dessen aufgehäuften Schrecken repräsentiert wird. Nur seltener vereinigt sich hiermit, wie in *Balladyna*, eine Beeinflussung aus den Lustspielen Shakespeares.

Doch am bezeichnetsten ist vielleicht die Verwandtschaft, welche die polnischen Dichter jener Zeit mit dem grossen, landesverwiesenen Italiener fühlen, dessen Dichtung durch so viele Jahrhunderte von ihnen getrennt war. Sie waren unglücklich und landesflüchtig wie er, hatten wie er den Blick auf den politischen Untergang eines Staates durch Gewaltshandlungen gerichtet und suchten wie er eine Linderung in Strafgericht und Prophezeihungen. Besonders Krasinski steht unter seinem Einfluss und durch Krasinski indirekt Slowacki. Von Dante verspürt man wieder am stärksten seine „Hölle". Nur selten verkündigt, wie in einzelnen Poesien Krasinskis, eine Beatrice-Gestalt eine wiedergeborene Welt und ein glückliches Leben.

Während nun das besondere Schicksal des Volkes die Empfänglichkeit für fremde Einflüsse bestimmt, modifiziert es, wie wir sahen, die Gesichtspunkte für Gegensätze wie Klassisch und Romantisch, Reaktion und Fortschritt. Dieses Schicksal wirkt so stark auf den Charakter der Litteratur, weil es zuerst den Charakter der Schriftsteller beeinflusst.

Sie haben vieles gemeinsam. Sie sind alle von aristokratischem Geschlechte, alle in römischem Katholizismus erzogen, alle leidenschaftliche Patrioten. Aber besonders haben sie das gemeinsam, dass sie alle im Alter von zwanzig bis dreissig Jahren ihr Land verlassen und dann nicht mehr zurückkehren. Selbst die unter den Schriftstellern, die nicht an der Empörung von 1830 teilgenommen haben, zogen ins Ausland, um frei schreiben zu können. Sie werden denn alle Emigranten und Pilger, wirken wie Führer, die keine feste Verbindung mit ihrem Volke haben und nie sicher sind, es hinter sich zu haben, leben übrigens in der steten und stets getäuschten Hoffnung eines allgemeinen Umschlages in der europäischen Politik.

Dies alles zusammen erzeugte eine politische Romantik besonderer Art, die sehr verschieden von der deutschen, reaktionären und der französischen, humanitären war.

Doch besonders gefesselt wird das Interesse durch die Beobachtung der Einwirkung des Emigrantenlebens auf das Gefühlsleben der Schriftsteller.

Sie sind von der Natur Schwärmer, als Romantiker Schwärmer aus Theorie. Die Emigration verleiht ihrem Gefühlsleben etwas Kränkliches, Jagendes, sinnlos Unruhiges, während sie dessen Exaltation verdoppelt.

Man sehe, welche Formen ein Grundgefühl wie die Liebe bei ihnen annimmt.

Mickiewicz, der lange Fräulein Eva Ankwiczowna geliebt hat, sich sogar religiös von ihrem Kinderglauben ja von ihren Traumgesichten hat beeinflussen lassen, — sie hatte ihn in weisser Tracht und mit einem Lamm im Arm gesehen — verlässt plötzlich Rom, gerade wie Evas Vater im Begriffe steht, seine einige Zeit versagte Einwilligung zu ihrer Verbindung zu geben, und versucht sogar nie die Geliebte wiederzusehen, deren Andenken doch sein Hauptwerk *Pan Tadeusz* erfüllt.

Krasinski, der in den überspanntesten Ausdrücken seiner Freundin, Frau Delphine Potocka, als seiner Seelenschwester, seiner Muse u. s. w. gehuldigt hat, verlässt wie ein Minderjähriger aus Gehorsam gegen seinen Vater die Geliebte und heiratet, wieder auf Wunsch des Vaters, eine andere Dame. Aber gleichzeitig schreibt er der Verlassenen, deren Gestalt seine Dichtung *Morgendämmerung* beherrscht: „Bete für mich, dass nicht die ewig qualvolle Liebe zu Dir mich in die Hölle hinabzieht. Bete, dass ich bei Gott im Himmel mich einmal durchkämpfen darf, um Dir zu begegnen!“

Slowacki lernt Fräulein Maria Wodzinska kennen, während er sich in der Pension einer Frau Patteg am Genfer See aufhält. Die zwei jungen Leute hegen eine heftige Leidenschaft zu einander und Slowackis zarte und durchgeistigte Dichtung *In der Schweiz* steht in der Litteratur als Denkmal der glücklichen Stunden dieser Liebe in einer schönen Natur. Aber Frau Pattegs ältliche Tochter Eglantine, die für Slowacki glüht und in Eifersucht verschmachtet und rast, ver-

ursacht Scenen, und das veranlasst den Dichter, sich von der Geliebten zurückzuziehen; die Familie Wodzinski reist ab. Slowacki zieht an die andere Seite des Genfer Sees, schreibt gegen Fräulein Patteg ein Gedicht *Die Verfluchte* und kehrt dann wieder zu ihr zurück.

Die Leidenschaften scheinen wohl stark, aber die Charaktere sind schwach. Diese Poeten verlassen die Geliebte, nicht um sich vor den Konsequenzen der Leidenschaften zu retten oder aus Furcht, sich zu binden (wie Goethe), auch nicht, weil sie zu lieben aufgehört haben oder sich in anderer Richtung hingezogen fühlen, nein, es ist als wäre eine Feder in ihnen gesprungen.

Sie sind als Nomaden oder Emigranten abhängig, nicht Herren ihres Schicksals und allzu exaltiert, um einen praktischen Lebensplan anzulegen. Sie haben keine bleibende Stätte, kein Heim. Das Losreissen von der väterlichen Erde greift ihren Charakter an, macht sie unsicher und vermehrt ihren Hang zu einem geheimnisvollen Gedankenleben.

Als zu Anfang der vierziger Jahre *Towianski*, ein polnischer Nationalschwärmer, in seinem Auftreten ein Mittelding zwischen Père Enfantin und Cagliostro, unter ihnen auftaucht, verfallen die meisten seiner Macht. Und selbst diejenigen, die ihm nicht folgen, werden nichtsdestoweniger Mystiker, zum wenigstens in einer Periode ihres Lebens. Sie sterben jung, sind lange vor dem Alter aufgerieben, entweder in mönchartiger Unterwerfung, wie der einst so unbändig trotzige Slowacki, oder wie Krasinski in einem Gemütszustande unendlicher Wehmut, dem er in den Worten Ausdruck verliehen hat: Dein Volk ist anderen

Völkern zur Speise gegeben worden, zur Erneuerung ihres Blutes.

Sie waren ja alle ohne Ausnahme religiös veranlagt oder erzogen. Sie erwarteten, dass unmittelbar oder mittelbar in jedem grossen Ereignis ein Zweck realisiert werde, also auch in dem, was sie am nächsten betraf; sie wollten, es solle in dem, was sie erlebten, ein göttlicher Plan liegen. Sie verstanden nicht, dass ein Volk vernichtet werden konnte, geradezu ausgelöscht aus der Zahl der Lebenden. Wenn diese Römisch-Katholischen auf das Menschenleben und die Geschichte blickten, so begriffen sie nicht, dass den Schlechten und Hartherzigen, den Grausamen und Rücksichtslosen so vieles gelang, und dass Gott nicht eingriff. Sie meinten, alles müsse einen verborgenen und geheimnisvollen Sinn haben, so dass sich zuletzt alles zum Guten wende.

Glaubten sie den Sinn zu finden, so wurden sie Verkünder, Seher, Propheten; zweifelten sie daran, ihn zu finden, so verstummten sie in verzweifelter Trauer. Aber um diese geheimnisvolle Bedeutung des grossen Schiffbruches, den ihr Staat erlitten hatte, drehten sich all ihre Gedanken und Träume.

Hierin liegt etwas tief Romantisches. Der romantische Verstand ist (wie ich es schon anderwärts ausgedrückt habe) eine Art Atavismus. Er fragt, wie der Mensch in fernen, abergläubischen Zeiten frug. Er fragt nach der Bedeutung dessen, was geschieht, während der moderne Verstand nach dessen Ursache fragt. So suchen diese Geister fast gar nicht nach den Ursachen des polnischen Schicksals, sondern sie fragen mit Angst, mit der vereinten Leidenschaft der dichterischen Phantasie und der religiösen Schwärmerei,

das Dunkel zu durchdringen, nach der Bedeutung von Polens Schicksal, und Phantasie, Schwärmerei und Leidenschaft geben die Antwort.

In der Regel gehen sie von gewissen historischen Behauptungen als Glaubensartikel aus: Es gebe in der Vergangenheit des Volkes so eigenartige und bedeutungsvolle Charakterzüge, wie bei keinem anderen Volke. Diese Züge stammten aus dem vorhistorischen slavischen Altertume, und die Zukunft des Volkes hänge von der Anhänglichkeit an diese primitiv-nationalen Institutionen ab (die Volksversammlungen und die slavische Kommune mit ihrem Allgemeinbesitz, obgleich diese mehr russisch als polnisch ist). Das Unglück des Volkes beruhe auf seinem Abfall von ihnen. — Man gelangte mit anderen Worten zu einer kleinen Gruppe angeborener Ideen und Prinzipien, die, wie Spasowicz es ausgedrückt hat, dem Volke von seinem Ursprunge an innewohnend seinen *Beruf* ausmachen sollten. Der grosse und gelehrte Historiker jener Zeit, *Lelewel*, der etwas älter als die romantische Dichterschule in vielem bestimmend auf ihre historische Grundanschauung wirkte, hatte diese Theorie formuliert, die ein paar Menschenalter hindurch unbestritten in Polen dastand.

Anscheinend würden die Dichter ihrem Volke besser gedient haben, wenn sie mit tieferem Blick für die in der Geschichte wirkenden Kräfte die Ursache des Unterganges ihres Volkes als Staat dargestellt hätten; ihre Leser würden dann einen Einblick in die Mittel gewonnen haben, dem nationalen Verfall entgegenzuarbeiten und eine Wiedererrichtung zu fördern. Aber in Wirklichkeit hat ihre Poesie gerade durch ihren dunklen und prophetischen Charakter

eine grössere Bedeutung für die Zukunft des Volkes gehabt, als eine verstandesklare oder sogar vernunfttiefe, darstellende Dichtung gehabt haben könnte. Ihre Exaltation, die nichts erklärte, aber selbst so erklärlich war, versetzte die Leser in eine Begeisterung, deren sie unter den politischen Verhältnissen, worin sie sich befanden, in hohem Grade bedurften, ja die sie notwendig gebrauchten. Sie verlieh Ausdauer, Selbstvertrauen, felsenfesten Glauben an die Zukunft, einen hartnäckigen Optimismus, der um so merkwürdiger ist, als von keinem Lande anzunehmen wäre, dass es dem Pessimismus einen fruchtbareren Boden biete.

Die Dichter scheinen voraus gefühlt zu haben, dass es sich darum handelte, dem Volke eine geistige Nahrung und einen geistigen Stärketrunk mit auf den Weg zu geben, woran es zur Not, wenn es sein musste, einige hundert Jahre zehren konnte. Sie haben darum in ihren Werken ihren ganzen Sinn auf ihr eigenes Volk konzentriert, haben in den Büchern Vaterlandsliebe, Hoffnung, Hass gegen Verrat und Unrecht, Vertrauen auf den endlichen Sieg des Rechtes, verdichtet und zusammengedrängt, wie man diese Empfindungen an keiner anderen Stätte um einen gemeinsamen Mittelpunkt geschart sieht. Sie wurden daher nicht wirklichkeitssuchende, sondern verkündende Geister.

Ihre Poesie erhielt auf diese Weise ein völlig eigenartig religiöses wie künstlerisches Gepräge. Die Idee der Nationalität, die alles bei ihnen durchzieht, wurde mit einer in ihrem Wesen religiösen Inbrunst umfasst, und der Kampf für sie wurde als eine Pflicht religiöser Natur aufgefasst.

So kam es, dass die polnische Poesie in der

romantischen Periode, die in äusserer Hinsicht ein so unvollständiges Bild von dem Zustande des Landes und des Volkes giebt, in ihrer Gesamtheit genommen, eine Art moderner Bibel ausmacht, ein altes Testament mit Büchern der Richter und Propheten, mit patriarchalischen Schilderungen (wie wir sie bei Rzewuski oder in *Pan Tadeusz* treffen) mit Psalmen (wie bei Krasinski) zuweilen mit der Darstellung einer Judith, eines Makkabäerkampfes oder eines von der Pest befallenen Hiobs, und hier und da mit einem Hoheliede der Liebe, ätherischer, aber weit schwächer im Klange als das des alten Palästina.

Das Ganze kann als eine Sammlung nationaler Erbauungsschriften betrachtet werden.

Am deutlichsten nimmt die Litteratur diesen Charakter an von dem Zeitpunkte (1830), als das polnische Volk zunächst Hoffnung fasst, sich erhebt und vernichtet wird, und als seine junge Generation nach Sibirien geschickt wird, während sein Dichtergeschlecht emigriert, so dass wir drei Arten von polnischer Litteratur erhalten, die Litteratur der Deportierten, der Emigranten und der zu Hause Bleibenden.

Von diesem Augenblicke an wird die polnische Sache, weit davon entfernt, in den Augen der Polen zu sinken, für sie die heilige Sache, das Land das heilige Land, das Volk das Märtyrervolk, das Freiheitsvolk, das für die ganze Menschheit leidet. Die sinnbildliche Bedeutung, die man einst Napoleon als Erlöser der Völker gegeben, erhält nun Polen selbst, nur dass das Bild in noch brennenderen Farben strahlt. *Stephan Garczynski* schreibt während der Kanonade von Warschaus Schanzen:

„O mein Volk! Wie das verwundete Haupt des

Erlösers für ewig sein blutiges Bild einem Schleier aufdrückte, so wirst du, mein Volk, diesem ganzen Geschlechte das blutige Bild deines Schicksals einprägen. Dieses Geschlecht wirst du Europa ins Angesicht schleudern, als schleudertest du den Schleier der Veronika, und man wird deine Leidensgeschichte auf dessen Antlitze lesen. Und die Zeit wird kommen, ihr Völker Europas! da Eure Augen und Gedanken wie verzaubert an dem blutigen Bilde dieser gekreuzigten Nation hängen werden."

So ruft auch der Abt im zweiten Teile von Mickiewiczs *Dziady* in der grossen Visionscene, welche die Haltung von Russland, Preussen und Österreich gegenüber Polen symbolisiert:

Er hat sich erhoben, der Tyrann — Herodes. O Herr! Sieh, das ganze junge Polen in die Hände des Herodes gegeben! Was sehe ich? Diese weissen Streifen sind Wege, die sich kreuzen, Wege, die so lang sind, dass sie endlos scheinen! Durch Wüsten, durch Schneemassen führen sie alle nach Norden .... Sieh diese Menge von Schlitten, sie fahren davon wie Wolken, sie werden vom Winde getrieben alle in gleicher Richtung! O Himmel, es sind unsere Kinder....

Ich sehe diese Schar von Tyrannen und Henkern herbeieilen, um mein gefesseltes Volk zu ergreifen. Ganz Europa verhöhnt es: Zum Richtstuhle! Die Menge schleppt den Unschuldigen vor das Gericht. Wesen, die nur Zungen sind, ohne Herzen oder Arme, sind ihre Richter. Und von allen Seiten ertönt der Ruf: *Gallus!* es ist Gallus, der dieses Volk richten wird! — Gallus hat es nicht schuldig befunden, er wäscht seine Hände. Aber die Könige rufen: Richte es, übergieb es seinen Henkern, sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Lasse Barrabas los, kreuzige den Sohn Marias, kreuzige ihn! Er hat den Kaiser verhöhnt.

Gallus hat mein Volk ausgeliefert; es ist schon gebunden, sieh, sie zeigen sein unschuldiges Antlitz, blutbesudelt, wie es ist und mit einer Dornenkrone zum Spotte um die Stirne. Und die Leute laufen herbei und Gallus schreit: Seht, das ist das freie, unabhängige Volk!

O Herr, ich sehe schon das Kreuz. Wie lange, wie lange Zeit soll es mein Volk noch tragen? Herr, habe Mitleid mit deinem Diener, gieb ihm Kräfte, dass er nicht stürzt und am Wege aushaucht. Sein Kreuz hat so lange Arme, dass sie sich über ganz Europa erstrecken; es ist aus drei Völkern gebildet, die so vertrocknet sind wie drei welke Bäume.

Man schleppt mein Volk fort, dort ist es, dort auf dem Sühnopfer-Throne! Der Gekreuzigte sagt: *Ich durste* und *Ragusa* reicht ihm Essig und *Borus* labt ihn mit Galle und seine Mutter, die Freiheit, steht am Fusse des Kreuzes, hebt ihr Haupt und weint.... Und sieh, der moskowitische Soldat läuft herbei und stösst die Lanze in seine Seite.

Dieses Bild prägt sich am tiefsten in die Erinnerung, wenn man sich mit der polnischen Poesie der ersten Hälfte des Jahrhunderts beschäftigt hat: das bleiche Profil eines gemarterten Volkes, das sich damit tröstet, dass seine Leiden seine Ehre seien und dass es für die gemeinsame Sache der Völker leide.

Doch der Wert der romantischen Litteratur beschränkt sich nicht auf ihre Bedeutung für das polnische Volk. Hat auch Europas Unkenntnis der Sprache, worin sie niedergelegt ist, einen weitgehenden Einfluss unmöglich gemacht, so hat sie doch die Geister anderer Litteraturen beeinflusst (wie Mickiewicz Puschkin beeinflusste und wie sein *Buch der polnischen Pilger* von Lamennais in dem *Worte eines Gläubigen* nachgeahmt wurde), und sie überrascht und entzückt noch heutigen Tages den Fremden durch die Intensität ihres Gefühlslebens, durch ihre Liebe zu Ideen und, wo sie das Höchste erreicht, durch ihre mächtigen Bilder der polnischen Natur, der Steppen der Ukraine, der Wälder Lithauens und des Menschenlebens der neueren und der älteren Zeit, wozu diese Umgebungen den natürlichen und unentbehrlichen Rahmen abgaben.

Diese Gruppe von Poesien hat dem Auslande das

Vorhandensein einer Lebenssumme bewiesen, an deren Kraft man zu zweifeln begonnen hatte und die man nicht zu schätzen verstand. Man muss immer in erster Linie beweisen, dass man lebe; denn wie Schiller sagt, der Lebende hat Recht. Dann muss man Freunden und Feinden beweisen, dass man in keiner Weise hinter ihnen zurückstehe, sich mit ihnen im Wettstreite einlassen könne, dass man also noch ein anderes Recht, als das des Lebens besitze, nämlich das Recht der Kultur und der geistigen Überlegenheit.

In beiden Beziehungen haben die romantischen Dichter Polens dargethan, was es Europa zu beweisen galt.

III.

Die neue Litteratur hatte einen Vorläufer, der für sie gleiche Bedeutung hat, wie Herder für die deutsche und Steffens für die dänische Geistesbewegung: *Kasimir Brodzinski*, ein Mann von sanftem, liebenswürdigem Naturell (geboren 1791 in einem Dorfe in Galizien), der früh seine Mutter verloren hatte und der schlecht behandelt von seiner Stiefmutter in die Gesindestube des Hauses und die Hütten des Dorfes floh. So wurde er frühzeitig mit der Lebensweise und dem Gedankengange des niederen Volkes vertraut und lernte früh die Volksmärchen, Volkssagen und Volkslieder kennen. Übrigens war seine Erziehung deutsch. Als ein Teil von Galizien im Jahre 1809 mit dem Grossherzogtume Warschau vereinigt wurde, trat Brodzinski in das polnische Heer ein und machte 1812 den russischen Feldzug Napoleons mit. 1813 wurde er während der Schlacht bei Leipzig gefangen genommen; einige Jahre später liess er sich in Warschau nieder, wo er von 1822 ab an der Universität ausgezeichnete Vorträge über polnische Litteratur, über Shakespeare, Goethe und Schiller u. s. w. hielt, und die Aufmerksamkeit seiner Hörer auf den Wert und die verjüngende Kraft der Volkspoesie leitete. Die meisten Mitglieder der ukrainischen Dichterschule, wie auch Mickiewicz, empfingen Anregungen durch ihn.

Er hatte einen Mann zum Rivalen, der ihn in den Augen der Zeitgenossen weit überstrahlte, *Osinski*, gleichfalls Professor der Litteraturgeschichte an der Universität, den Liebling der feinen Gesellschaft, fanatischen Verfechter des klassischen Geschmackes und blinden Verächter der auftauchenden romantischen Poesie, einen glänzenden Redner. Brodzinki's Stimme war nicht stark und sein Auftreten einfach, aber seine Beredsamkeit echt und sein Einfluss auf die Jugend sehr gross.

Als Dichter hat er, leicht beeinflusst von Goethes „Hermann und Dorethea", das Idyll *Wislaw* geschrieben, eine ruhige Liebesgeschichte, die zwischen Krakauer Bauern spielt, und noch heutigen Tages gelesen wird. Er nannte sich selbst mit stolzer Demut „die bescheidene Dorf-Kirchenglocke, deren Verdienst nur darin bestand, vor Tagesgrauen die Litteratur zur Morgenandacht geweckt zu haben."

Als Lehrer pries er Natürlichkeit über alles, Natürlichkeit im Wesen, im Stile, in der Poesie, er wandte die Gedanken des jungen Geschlechtes von den klassischen Lokalitäten „den Gegenden Arkadiens" ab und forderte dessen Dichter auf, ihr eigenes schönes Land zu besingen „den Erdboden, worauf Deine Jugend dahinschritt, wofür die Söhne Sarmatiens ihr Blut vergossen haben, und wo Du dereinst Dein weisses Haupt niederlegen wirst, während die Fichten um Dein Grab grünen werden!"

Man kann Brodzinski als Ästhetiker keinen Gelehrten nennen; er war weniger und mehr; weniger, insofern ihm die methodische Fertigkeit fehlte; mehr, weil das, was man auf diesem Gebiete Wissenschaftlichkeit nennt, ohne Originalität, ohne Urteilskraft, ohne

irgend welchen Scharfblick für das Individuelle möglich ist, während die eigentlich litterarische Produktion durch ihr wogendes Leben, durch das Los und den Anteil, den die Persönlichkeit, ihre Stimmung und ihre Kunst daran hat, die direkte wissenschaftliche Behandlung ausschliesst. In ihm entstand ein Schriftsteller, der gleichzeitig dem Leben und der Bücherwelt angehörte. Er stand mitten zwischen Wissenschaft und Kunst, und über der Wissenschaft auf dem Gebiet, wo die blosse Wissenschaft keine Kunst ist.

Die Revolution von 1831 riss ihn aus seiner friedlichen Wirksamkeit und in eine nationale Schwärmerei hinein, die bisher seinem Wesen fremd gewesen war. Er wurde, wie so viele andere sogar unter den Grössten, von der Messiassendung seines Vaterlandes überzeugt und verlor sich in Prophezeihungen. In einer Abhandlung über die Nationalität der Polen schrieb er den Satz: „Das polnische Volk ist der Kopernikus der moralischen Welt; es hat das Gesetz der Anziehung aller Völker entdeckt zum moralischen Mittelpunkt — zur Idee der Menschheit; diesem Volke war es vergönnt die Rechte des Thrones und der Bevölkerung ins Gleichgewicht auf einer Wagschale zu bringen, die am Himmel selbst befestigt war.“

So stark erschütterte die neue, für so lange Zeiten entscheidende Niederlage Polens sogar die klarsten und feinsten Intelligenzen.

Das Volkslied verlieh dem nun aufwachsenden Dichtergeschlecht die erste Inspiration, stand es doch der klassischen Kunstpoesie am fernsten. Alle die slavischen Völker und die mit den Polen verbundenen Lithauer besassen Volkslieder in reichem Masse, aber von ganz verschiedenem Range. Am höchsten steht jeden-

falls das lithauische Volkslied *(Daino)*, worin ein von den Slaven weit verschiedener Stamm alles niedergelegt hat, was er dichterisch auf dem Herzen hatte. Reich und in unseren Tagen durch Übersetzungen und Bearbeitungen über ganz Europa bekannt ist die serbische Volksdichtung, die im Norden Runeberg beeinflusst hat. Weniger plastisch, sanfter und milder, zuweilen auch leichtsinniger und munterer ist die polnische. Endlich lebt die Poesie der Steppen und die Kühnheit und Schwermut ihrer Bewohner in dem südrussischen Volksliede, dem *Duma* der Kosaken.

Schon als Kind lernte Mickiewicz von einem alten Dienstmädchen die polnischen Volkslieder kennen. Sie sind in Dänemark nur durch ein paar Bearbeitungen in Hauch's „Die polnische Familie“ bekannt. Darunter giebt es ein Lied, das so beginnt:

„Wie stehst Du so einsam, o Birkenbaum!
Auf der Heide in Winter und Wind?
O Jungfrau! Dein Schutz ist der Himmelsraum
Weiss ist deine Wange, mein Kind.“

Dieses kleine Lied ist eine im Shakespeare'schen Stile vorgenommene Umarbeitung eines alten reimlosen Volksliedes aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert:

„Birkenbaum, Birkenbaum! Schöner Birkenbaum! Warum bist du so traurig? Lässt der alte, weisse Frost deine Säfte erstarren, oder ist es der schlimme Wind, der dich umweht? Oder ist es der Bach, der die Erde von deinen jungen Wurzeln spült?“

Schwester Olga! sagt die Birke, nicht der alte weisse Frost, nicht der Wind schadet mir, auch nicht der Bach.

Aber aus fernen, fernen Ländern kamen die Tataren, und sie brachen meine Zweige und sie zündeten grosse Scheiterhaufen an, und traten das Gras, das schöne, grüne Gras nieder, rings um mich her. Und wo sie Feuer anlegten, da wächst kein Gras mehr. Und wo sie durch die Saat ritten, sieht es aus wie im Herbste.

Und wo ihre Pferde durch den Bach wateten, wird kein Tier daraus trinken, und wo ihre Pfeile treffen, heilt der Schmerz erst im Grabe . . . . . .

Aus diesem letzten Motive hat Hauch den Ausgangspunkt zu einem andern sehr schönen Wechselgesange in seinem Roman genommen, worin es heisst:

Als der Barbar seinen Degen wetzte,
Sein Pferd sich im Haine grasend ergötzte,
Versank die Rose in ihrem Blut;
Der Vogel floh und der Wald verschwand
Nur der rote Hahn hat gekräht übers Land,
Nächst der Eichenwurzel wohlgemut;
Kein Baum bewahrte die Säfte,
Die Erde verlor ihre Kräfte,
Wo der Fuss des Verhassten geruht.

Noch ehe Polens grösster Dichter sich von dem polnischen Volksliede inspirieren liess, suchte die Dichtergruppe, die direkt von Brodzinski beeinflusst Mickiewicz den Weg bahnt, den kosakischen *Duma* und verlor sich in die weiten Horizonte des Steppenlandes. Es war die sogenannte polnisch-ukrainische Dichterschule, deren drei grösste Namen Malczewski, Zaleski und Goszczynski sind.

Anton Malczewski, 1793 in Wolhynien geboren, der nur 33 Jahre alt unerkannt, ja unbekannt starb, ist Verfasser der in der polnischen Litteratur beliebtesten und vielleicht am häufigsten in neuer Auflage erschienenen und illustrierten Dichtung, *Marja, ukrainische Erzählung*, die im Stile an Byrons erste, kürzere epische Dichtungen erinnert. Malczewski war Sohn eines polnischen Generals, erhielt die französische Bildung der vornehmen Welt, trat unter Napoleon in das Heer ein, wurde schwer verwundet, nahm seinen Abschied als Offizier, unternahm von 1816—1821 Reisen im Aus-

lande, nahm an allen Zerstreuungen und Genüssen der vornehmen Gesellschaft teil, so dass er Vermögen und Gesundheit zusetzte, kehrte dann nach Wolhynien zurück, liess sich auf dem Lande nieder, und wurde in eine Liebesverbindung mit seiner Cousine verwickelt, der kranken Frau eines benachbarten Gutsbesitzers, die er durch eine magnetische Kur heilte. Sie verliess ihren Mann, und das Paar lebte einige Jahre in Warschau zusammen, wo Malczewski, der nun ganz verarmt war, sich durch eine private Anstellung ernährte, bis die Unruhe und Belästigung seiner Geliebten — sie konnte ihn zu Hause nicht entbehren — ihn zwang seine Stellung aufzugeben. Selbst äusserst nervös und aufgerieben durch die Plackereien einer hypernervösen Frau, sammelte er sich zu der entscheidenden Schöpfung seines Lebens. 1825 erschien *Marja*, wurde von der einfältigen Kritik ungünstig beurteilt, erregte kein Aufsehen und wurde nicht verkauft. Unter dem Eindrucke dieser Niederlage starb Malczewski, und als sein Tod in der Zeitung der Klassiker mitgeteilt wurde, gab Osinski ihm diesen Nachruf: Er soll sich in polnischer Poesie versucht haben.

Das entscheidende Ereignis in Malczewski's litterarischem Leben ist, dass er in Venedig Byron persönlich kennen lernte. Byron war damals 30 Jahre alt, Malczewski 24, beide waren sehr schöne Männer. Sie gehörten der gleichen Gesellschaftsklasse an, waren beide schwermütig und genusssüchtig, der erstere jedoch eine kriegerische, der andere eine empfindliche und feine Natur. Es war natürlich, dass Malczewski dem Einflusse des grossen Engländers unterlag; dagegen gab er (wie es heisst) mündlich Byron die Idee zu dessen Dichtung Mazeppa.

Das Modell zur männlichen Hauptperson in *Marja* ist der in der polnischen Litteratur oft vorkommende Felix Potocki, einer der unheimlichen Führer der Konföderation zu Targowice; hier ist er zu einem schönen und unbescholtenen Ritter, namens Waclaw idealisiert. Als er gegen den Willen seines Vaters eine junge Dame von dem Kleinadel geheiratet hatte, schickte dieser grausame und listige Vater nach einer scheinbar vorgenommenen Versöhnung ihn und seinen Schwiegervater auf einen Zug gegen krimsche Räuber fort und liess dann die junge Frau von maskierten Männern im Schlossteiche ertränken.

Diesen Stoff hat der Dichter durch das Zurückverlegen in die Zeit der Tatarenkämpfe derart für sich zurecht gelegt, dass er ihm Anlass gab alle die Saiten durchzuspielen und mit all den Mitteln zu wirken, die er beherrschte. Er schilderte die Freiheit, Wildheit und Ruhe der Steppen der Ukraine, während er von dem einsamen Kosaken sang, der über die Steppe ritt, um die falsche Versöhnungsbotschaft des Wojewoden zu bringen, verweilte lyrisch bei dem Charakter des freigeborenen und doch seinem Herrn so treuen Kosaken, gab mit Kraft und Bestimmtheit das Bild vom Ausritte polnischer Reiterscharen zum Klange der Trompeten und zum Dröhnen der Pferdehufe unter gotischen Portalen, und bot als Gegensatz das Bild der einsamen Marja, das Ideal des sanften, hingebenden, polnischen Weibes, das Trost und Stolz ihres Vaters ist, in seiner Nähe für ihn lebt, aber ewig und immer in Gedanken an ihren Geliebten, ihren Gatten, verzehrt von der Sehnsucht nach ihm „der Welt ihrer Seele". Sie sieht ihn in der Dichtung nur wenige Stunden wieder, ehe sie ihm das ewige Lebewohl sagt.

Mit gefühlvoller Schwärmerei sind die Gespräche zwischen den Liebenden wiedergegeben, mit Bravur ist darauf die Schlacht zwischen Polen und Tataren gemalt; die Grundzüge der zwei verschiedenen Menschenrassen treten scharf hervor, und man verspürt die Bedeutung des Zusammenstosses der Civilisation und der Barbarei in jenen Zeiten, wo die Kriegszüge der Polen Notwehr gegen Gewalthäter der grausamsten Art und als Notwehr zugleich Deckung für Europa waren. Und weiter hat der Dichter verstanden, einen Effekt aus dem Gegensatze zwischen dem Maskengetümmel zu Hause auf dem Schlosse und dem Schlachtgetümmel draussen im Felde zu ziehen, dem Maskengetümmel, das den Mord eines wehrlosen Weibes bezweckt, und dem Schlachtgetümmel, das zum Schirme jenes Heimes stattfindet, das im gleichen Augenblicke vernichtet wird.

Der Mord der jungen Frau ist gar nicht geschildert; man sieht, dass der Dichter davor zurückgeschaudert ist. Sogar aus Waclaws Wiedersehen der Leiche ist fast nichts gemacht, so stark auch seine Sehnsucht nach der Lebenden während des Heimritts betont ist. Der Dichter hat, wo ihm seine Einbildungskraft verliess, diesen Mangel zu decken verstanden, indem er die Phantasie des Lesers in Bewegung setzt, ihr Möglichkeiten eröffnet, vieles andeutet, vieles ungewiss dahinstehen lässt.

Es ist auffallend, wie Malczewski bei der Behandlung dieses vaterländischen Stoffes von seinen Reiseerinnerungen erfüllt gewesen ist. Wo er den zweiten Gesang (wie den ersten) mit einer Beschreibung des Steppenlandes einleitet, parallelisiert er die Züge von dessen Natur mit Zügen von Italiens Naturschönheit und spricht aus, dass der Trübsinnige, der von seiner

Schwermut genesen will, nach dem Süden fliehen müsse, während die melancholische Einförmigkeit der Steppe nur die Wunde des Herzens aufweise. Wo die maskierte Schar unter Gesang in die Burg ziehen will, ist der Dichter gleichfalls von italienischen Erinnerungen erfüllt gewesen. Der Karneval zu Venedig stand ihm mit seiner Lustigkeit und als Kontrast zu dieser abscheulichen Mummerei vor Augen, und er mischte die Töne eines Totengesanges in das frohe Lied der Masken, ungefähr wie Victor Hugo es gethan haben könnte.

Es ist endlich teils eine Erinnerung an das Zusammenleben mit Byron und an seinen Einfluss, teils ein Ausdruck für etwas rein polnisches und persönliches, wenn Malczewski einen geheimnisvollen Pagen einführt, der zugegen ist, als der Mord vorbereitet wird, später Waclaw begegnet, und hinter ihm aufs Pferd springt, als er zum Rächen fortreitet. Von ihm heisst es: „Wer war er, der junge Mensch mit dem thränenvollen Blick? Engel oder Teufel? War es der Geist seines Unglücks? Wird er Waclaws Qual vermehren? Seinen Kummer teilen? Was weiss ich? Er umschlingt ihn und sie entfernen sich im Galopp!“ Dieser junge Page sagt irgendwo von sich: „Im Vaterlande bin ich fremd, meine Schicksale haben schwarze Narben in meine Brust gesetzt. Dass ich so jung das giftige Brot der Welt verzehren musste, das hat mein Herz bedrückt und meine Thränen geweckt ..... wenn ich ein Lied singe, ist die Melodie traurig.“ Es ist ganz deutlich, dass der Dichter auf diese naive und unbeholfene Weise seine eigene Persönlichkeit in die Dichtung einführen wollte, die ihn überleben und nach seinem Tode so berühmt machen sollte.

In die ukrainische Dichtergruppe gehören noch ausser einer Reihe kleinerer Geister (Padura, der sich zum wandernden Volkssänger machte, und Grabowski, der ukrainische Weisen schrieb) die zwei Kontraste Zaleski und Goszczynski, beide beeinflusst durch die Vorlesungen Brodzinski's mit ihren Hinweisungen auf die Natur des Heimatlandes.

Bohdan Zaleski, der (1802 geboren), nachdem er länger als ein Menschenalter geschwiegen hatte, vor einigen Jahren in Paris starb, ist nicht wie Malczewski der Dichter des polnischen Adels, sondern der Dichter der Kosaken. Immer wieder hat er seine lieben Steppen, sein Dnjeprland, und im Grunde nichts anderes besungen. Er sagt selbst, dass für ihn dort der Vogelgesang und die Weisen der jungen Mädchen und das Lied der Männer zum Preise der Attamanen zu einem einzigen lebenden Gesang zusammengeströmt ist, den er in vollen Zügen eingesogen hat. Sanft und elegisch besingt er die Sehnsucht nach der Steppe, das Heimweh nach der Natur der Ukraine, das gefahrvolle Leben des Kosaken und seine Verlassenheit im Tode. Versöhnlich wie er ist, überspringt er jeden Stoff aus der Zeit, da Polen die Kosaken peinigte und unterdrückte, und diese sich in unausgesetzten Kämpfen gegen sein Vaterland erhoben, kehrt dagegen zu den friedlichen Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts zurück und merzt auch dort alles Barocke und Brutale aus. Seine bekannteste Dichtung *Die heilige Familie*, ein ziemlich blutloses, christliches Idyll, (das die Zeit nach Ostern zur Zeit der Kindheit Christi in Jerusalem behandelt, die Unruhe der Eltern für das Kind darstellt, bis man es lehrend im Tempel findet, und mit zarten Farben die Stimmung in und vor diesem Tempel malt)

hat seinen eigentlichen Wert durch die Schilderung des Zuges der Pilger von und nach Jerusalem im duftenden Frühlinge mit dem Lagern unter offenem Himmel, mit der dürftigen Abendmahlzeit, die von den Dörfern beschafft wird, und mit dem Jubel der Kinder um das Biwakfeuer — ein Bild, das die einfache Wiedergabe seiner Beobachtungen auf den Steppen seines Heimatlandes war, wenn die südrussischen Pilger zur Osterzeit nach ihren heiligen Stätten wallfahrten — nur, dass in der Schilderung nicht die Derbheit liegt, wozu der Stoff aufforderte, sondern eine süssliche Sanftmut, die sich mit Miniaturmalerei zufrieden giebt.

Nachdem die Empörung 1831 beendet war, emigrierte Zaleski, und wurde bald darauf in Paris, wie andere grössere Dichter, ein Anhänger der Schwärmereien Towianski's. Vom Mysticismus kehrte er später zum orthodox-römischen Katholicismus zurück und schrieb ein grosses, aber gedankenarmes Poem in asketischem Geiste, bis er schnell als Dichter verstummte.

Severin Goszczynski (geboren 1803, gestorben 1876), stammte aus einem Dorfe im Gouvernement Kiew, wurde als Gefährte Padura's, Grabowski's und Zaleski's erzogen, wurde schon als Jüngling in eine Verschwörung verwickelt, nahm am Aufstande von 1830 teil und emigrierte darauf nach Paris, kehrte jedoch später nach Österreichisch-Polen zurück.

Sein Hauptwerk *Das Schloss in Kaniów* (1828), das einen blutigen Bauernaufstand aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts behandelt, ist eine Dichtung, reich an romantischen Schrecken, die mit einem unverzagtem Auge und einer festen Hand dargestellt sind. Goszczynski ist eine finstere, abergläubische,

kriegerische Natur mit viel dramatischer Anlage, die am liebsten bei dem Ausbruche gewaltsamer Leidenschaften, Mord-, Wahnsinn- und Brandscenen verweilt. Während Byron's Spleen und Melancholie Malczewski Mut gab, verwandten Stimmungen Ausdruck zu geben, wurde Goszczynski durch Byron's Sinn für Wildheit und Gewaltsamkeit angesprochen. Seine Seele vibriert durch die Erinnerung an die gegenseitigen Vertilgungskriege des polnischen Adels und der Kosaken; er verweilt bei dem Eindrucke der heissen Begierde und der kalten Grausamkeit der Männer und bei der unlenksamen Liebe der Frauen, die sie zum Wahnsinn oder zum Mord treibt, um sich zu befreien, und er verliert sich ohne Beben in Visionen der Ermordungen und der Strafgerichte jener Zeit wie des Pfählens der Menschen und der Feuerbrunst lodernder Schlösser.

IV.

An einem Augusttage im Jahre 1829 kamen in Weimar zwei junge Polen an, um wenn möglich die Bekanntschaft des grossen Goethe zu machen. Sie hatten Empfehlungsbriefe an seine Schwiegertochter Frau Ottilie, geborene Pogwisch und an ihn selbst von einer angesehenen polnischen Künstlerin, der Hofpianistin Frau Szymanowska in St. Petersburg.

Sie wurden vortrefflich aufgenommen, wurden sowohl im Goethe'schen Hause, als in der ganzen besten Gesellschaft in Weimar ausserordentlich beliebt, und sie verdienten es völlig; denn sie gehörten zu den Personen, die erwiesene Gastfreundschaft vergelten. Es war *Adam Mickiewicz,* damals 30 Jahre alt und sein 26jähriger Freund *Odyniec,* der begeistertste und liebenswürdigste Patroklos, den irgend ein Achilles sich wünschen könnte.

Odyniec's natürliche und reizende Briefe aus Weimar zeigen uns wie in einem Spiegel die kleine, weitberühmte Stadt in den Tagen, als Goethe achtzig Jahre alt wurde, schildern aber ausserdem mit feiner Beobachtungsgabe, wenn auch nicht ohne Parteilichkeit, den Kontrast zwischen dem grössten Dichter Deutschlands und demjenigen Polens, als jener Greis war, während dieser in der Kraft seiner Jugend stand.

Wir hören den alten und den jungen Meister sprechen, und ihre Aussprüche sind mit dem Leben des Augenblicks festgehalten. Köstlich ist die Beschreibung des ersten Besuches bei Goethe, als sie eingelassen werden, nachdem sie eine Viertelstunde unter fürchterlichem Herzklopfen gewartet haben. Man hört förmlich die Betonung in Goethes begeistertem Ausruf, über Frau Szymanowska: *Elle est charmante; comme elle est belle et gracieuse; comme elle est charmante.* Und später die kleine Gesellschaft bei Frau Ottilie, wo der junge Odyniec so sehr von der schönen Frau Vogel eingenommen ist. Goethe richtet die wohlwollende Frage an ihn: *Nun, wie gefallen denn Ihnen unsere Damen?* und der junge Pole, welcher der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist, antwortet lächelnd: *„Paradiesischer Vogel, Excellenz.“* Er wollte sagen: *Paradiesvogel.*

Eines Tages, als Odyniec bei Vogels zum Frühstück gewesen ist und sich dort so lange aufhielt, dass er die Zeit zur Mittagsmahlzeit im Hotel versäumte, trifft er bei seiner Heimkehr Adam am abgedeckten Tische mit zwei französischen Herren. Sie haben ihn gebeten, er möge ihnen auf den Namen des grössten polnischen Dichters helfen. Aber er nennt beständig Namen, die sie als falsch abweisen. Der eine sagt: *Non, non, ce n'est pas le nom! Mik ... Mis ... Mik ... Eh! qui est donc votre grand poète?* Mickiewicz sieht starr auf Odyniec und schüttelt leicht den Kopf, schlägt dann vergebens den Namen Krasinski vor, und unter der Entrüstung der Franzosen über die Unkenntnis des Polen in seiner eigenen Litteratur erhebt sich Adam und geht auf sein Zimmer. Die Herren, von denen der älteste der berühmte Bildhauer *David d'Angers* war, der nach Weimar gekommen, um die

Büste Goethes auszuführen, wendet sich jetzt an Odyniec mit der Frage, ob auch er nicht den Namen des ersten polnischen Dichters kenne. „Sie meinen wahrscheinlich Adam Mickiewicz?“ sagt er. Als David ausruft: „Gerade, er ist es, von dem ich sprechen wollte,“ erhält er die Antwort: „Er ging gerade zur Thüre hinaus.“ — „Ah, wie drollig! Aber es ist richtig. Ich habe sein Bild in einem spanischen Mantel.“

Es war das bekannte Bild von Mickiewicz in affektierter Pose, gestützt an den Felsen Ajudagh.

David sucht sofort Mickiewicz in dessen Zimmer auf und findet dieses veränderliche Wesen, das kurz zuvor finster und gleichgültig war, herzlich und munter. Während des lebhaften Gespräches wächst nun — nach Odyniec's enthusiastischer Beschreibung — Adam plötzlich zu einem Riesen heran und sprüht Funken, wie ein Vulkan, so dass David, ganz gerührt, um Erlaubnis bittet sein Portrait als Medaillon ausführen zu dürfen. An einem folgenden Tage veranlasst er ihn, etwas von ihm selbst Gedichtetes in einer französischen Prosaübersetzung laut vorzulesen. Mickiewicz liest das Gedicht, das sicher das beste seiner kürzeren Poesien ist, nämlich Der Faris. Es lautet:

Froh, wie das Schiff, wenn es das Land verlasssen,
Und wieder auf Krystallflut kommt gezogen,
Des Meeres Brust mit Rudern vor Wonne möcht' umfassen,
Den Schwanenhals sanft wiegen auf den Wogen,
Arabiens Sohn, von den felsigen Stufen
Mein Ross in die Steppen ich lenke:
Leis zischt es im Sand von den tauchenden Hufen,
Wie wenn in Wasserströme der Stahl sich glühend senke.
Schon schwimmt mein Ross im Sandmeer, schon teilt, den Blick voll Gluten,
Die Brust des Delphinen feinkörnige Fluten:

Schneller immer, wie im Fluge,
Scheint es auf dem Kies zu schweben;
Immer höher, bis zum Buge
Sich aus Wolken Staub's zu heben.
Mein Rappe gleicht den Wolken, die dunkel dort sich türmen,
An seiner Stirn die Blässe an Pracht dem Morgensterne,
Giebt preis die Straussenmähne er willig allen Stürmen,
Und wirft mit weissen Hufen den Blitz er in die Ferne.
Weisshuf, trage kühn den Reiter
Über Berg' und Wälder weiter!

Palme lockt mit Frucht und Blüte
Mich umsonst in ihren Schatten —
Tief verbirgt die Schamerglühte
Sich auf der Oase Matten:
Weiter! Und wie höhnisch Lachen,
Lässt ihrer Blätter Rauschen sie meinem Stolz erschallen.

Den Saum der Wüstengrenze rings Felsen überwachen,
Beschaun mit wilden Blicken den kühnen Beduinen;
Nachäffen sie vom Huf' das letzte Widerhallen,
Drohen mir mit Schreckensmienen:

„Wohin jagt der Sinnberaubte!
Schlummer nicht in Zeltes Schosse,
Palmen nicht mit grünen Haaren,
Schutz dort bieten seinem Haupte
Vor des Sonnenspeers Gefahren —
Nur das Himmelszelt, das grosse,
Wölbt sich, wo nur Felsen nächt'gen.
Nur die Sterne ziehn, die prächt'gen!"

Doppelt wird das Ross getrieben —
Ganz umsonst ist all ihr Drohen;
Bis die Felsen all, die hohen,
Die im Rücken mir geblieben,
Fern, in Reihen, langgestreckten,
Bergend sich, einander deckten.
Ein Geier hört ihr Dräuen, und blind vertraut er ihnen,
Dass in der Wüste fangen er kann den Beduinen;
Nachstürmt er, mich verfolgend, wild schlägt er mit den Schwingen,
Und will mit schwarzem Kranze dreimal mein Haupt umschlingen.

„Leichen“, krächzt er, „spür' ich, Leichen!
Thoren seid ihr, sondergleichen!
Reiter, suchst im Sand du Spuren?
Weisshuf, suchst du Weidefluren?
Spart die Mühe, Ross und Reiter —
Kommt bis hieher und nicht weiter!
Jeder Pfad verweht im Sturme,
Und verwischt die eignen Spuren:
Nahrung bieten kaum dem Wurme,
Nicht dem *Rosse* diese Fluren,
Hier, wo nur die Leichen nächt'gen,
Nur die Geier ziehn, die mächt'gen!“

So krächzt er, höhnisch streifend mich mit den scharfen Klauen,
Und dreimal Aug' in Auge wir starr einander schauen.
Wer bebt zuerst? — Der Geier; schon war er hoch entflogen,
Bevor ich, ihn zu strafen, noch spannte meinen Bogen.
Und als ich, mir im Rücken, nachspähend ihn entdeckte,
Hoch schwebet in den Lüften — ein Punkt — der Graugefleckte;
Der Sperlings- — Falter- — Mückengleiche
Schmilzt endlich ganz dahin im Ätherreiche —
Weisshuf, trage kühn den Reiter!
Fels und Geier ziehen weiter!

Da seh' ich vor der Sonne sich eine Wolke türmen,
Mir nach mit weissem Fittig sie durch die Bläue stürmen;
Sie will wohl gar am Himmel als solch' ein Jäger gelten,
Wie *ich* einst in der Steppe Welten?
Über meinem Haupte schweifend,
Mich bedroht sie, also pfeifend:
„Wohin jagt der Sinnberaubte!
Dort wird nichts den Durst ihm letzen,
Keine Wolke wird ihn netzen,
Staub ihm wirbeln über'm Haupte;
Dort auf Wüsten, unbebauten,
Rauscht kein Bach mit Silberlauten:
Tau, noch eh' er eingedrungen,
Hat der Wind ihn schon verschlungen!“

Doch ich den Lauf verdopple — umsonst ist all ihr Drohen:
Ermüdet ist die Wolke am Himmelszelt;
Träge seh' ich sie sich dehnen,
Tief an Felsenklippen lehnen.

Als sich mein Blick noch einmal verächtlich zu ihr wendet,
Hat sie am ganzen Himmel schon ihren Lauf vollendet
Ich sah aus ihren Zügen, was sie im Herzen drohte:
Zorn sie färbt, das gelblichrote
Gallengift der Eifersuchten,
Bis schwarz, wie eine Leiche, sie barg sich in den Schluchten.
Weisshuf, trage kühn den Reiter!
Wolk' und Geier ziehen weiter!"

Jetzt mit Blicken, sonnenklaren,
Kann ich rings umher mich wenden;
Erd' und Himmel nimmer senden
Hinter mir Verfolgerscharen!
Schläft Natur doch, traumbefangen,
In der Elemente Mitte;
Kennt noch nicht des Menschen Tritte,
Kennt noch, wie das Wild, nicht Bangen,
Dessen Rudel arglos stehen,
Wenn *zuerst* sie Menschen sehen.

Bei Gott! Ich bin der erste *doch* nicht im sand'gen Meere:
Dort schimmern Zelte, gleich verschanztem Heere.
Ob sie verirrt sind, oder im Hinterhalte schleichen?
In Weiss so Ross, als Reiter, hu! grausige Gestalten!
Ich nah' — sie stehn; ich rufe — sie schweigen ... das sind *Leichen!*
Aus dem Sand der Sturm — ich ahne —
Grub die alte Karawane;
Noch auf Kameelskeletten sich *die* der Reiter halten;
Aus der Kiefer losem Rande,
Aus der Augenhöhlen Grunde
Wälzt sich eine Flut von Sande,
Raunt mir zu die Schreckenskunde:
„Beduine! Eilst verwegen
Dem *Huragan* du entgegen?" —
— „Furcht nicht kenn' ich! Immer heiter!
Weisshuf, trage kühn den Reiter
Hin durch Leichen — Samum weiter!"

Huragan — will im Flugsand erst einsam sich ergehen,
Als Fürst der Wirbelwinde, dann — Afrika durchwehen, —
Da macht er Halt; von ferne erspäht er mich, und — staunend,
Sich wirbelt er im Kreise, zu sich die Worte raunend:
„Wer wagt es, von den Winden, den jüngern Brüdern, meinen,

Mit gar so niederm Fluge, mit der Gestalt, der kleinen,
Mein Erbland zu betreten mitten in meinem Reiche?“ —
Laut brüllend kommt gezogen der Pyramidengleiche:
Dann, als er sieht den *Menschen*, ohn' alle Furchtgebärde,
Stampft er mit dem Fuss die Erde,
Und zerwühlt Arabiens Auen,
Und — packt mich, wie ein Vöglein der Greif, mit seinen Klauen;
Sengt mich mit des Hauches Gluten,
Wälzt mich in des Staubes Fluten,
Zerrt mich auf, und stürzt mich nieder,
Schüttet Sand mir auf die Glieder —;
Spring' ich auf, und kämpf', und beisse;
Seine Glieder, seinen Rücken,
Seinen sand'gen Leib zerreisse
Wütend ich zu tausend Stücken.

Wohl will in einer Säule Huragan mir entfliehen,
Doch kann er kaum zur Hälfte sich meinem Arm entziehen,
Strömt herab in sand'gem Regen,
Muss wie ein Wall, ein Leichnam, sich mir zu Füssen legen.
Aufatm' ich! Stolzen Blickes, aufschau' ich zu den Sternen:
Mit goldnen Äugelein aus weiten Fernen
Alle nur nach mir sie schauen,
Denn, ausser mir, wer wandelt noch hier auf diesen Auen?

Aus voller Brust hier atmen! O, welche Seligkeiten!
Atmen aus der Brust, der breiten!
Kaum kann solchen Atemzügen
Ganz Arabiens Luft genügen!

Mit vollem Blick hier schauen! O, welche Seligkeiten!
O, wie glitt mein Blick so gerne
In die weite, weite Ferne!
Von der Welt er mehr erkannte,
Als der Horizont umspannte.

Ausbreiten hier die Arme! O, welche Seligkeiten!
Der ganzen Welt entgegen sie streckt' ich voll Verlangen,
Vom Auf- zum Niedergange sie glaubt' ich zu umfangen;
Stets tiefer mein Gedanke eindrang im Ätherraume,
Und höher, immer höher, bis zu des Himmels Saume, —
Ein Bienlein, das den Stachel verwirkt — mit ihm das *Leben*,
Liess ich den Sinn gen Himmel — mit ihm die *Seele* — schweben!

David fuhr vom Stuhle auf, worauf er gesessen und inzwischen an seinem Medaillon mit einem von einem Stück Brennholz abgerissenen Spahn modelliert hatte. Wie sind Sie darauf gekommen? frug er.

„Das gefällt mir“, antwortete Mickiewicz, „daran erkennt man den Künstler, der die Bedingungen erfahren will, worunter ein Werk entstanden ist und entstehen musste.“ Und er erzählte, dass er schon in seiner frühen Jugend einige orientalische Poesien in französischer Übersetzung gelesen — und eines Tages in Petersburg, als er von einer munteren Mittagsgesellschaft fortging und ein Gewitter aufziehen sah, eine Droschke genommen und dem Kutscher gesagt habe, dass er sich beeilen möge. Und der Kutscher liess das Pferd laufen, was Riemen und Zeug halten konnte, und dieses Jagen und Rasseln, das Sausen des Windes, das Rollen des Donners und noch weit mehr seine Freude, so schnell vorwärts zu fahren, hatte die Faris-Stimmung in seinem Gemüt erweckt, so dass noch in derselben Nacht das Gedicht entstand.

Dieses Gedicht ist nicht nur durch seine grossartige Phantasie, sondern durch seine stürmende Jugendkraft bewunderswert. Es liegt darin ein Übermut, ein Selbstvertrauen, dessen die ersten Leser des Dichters gerade bedurften, um nicht zu unterliegen. Hier ist keine Goethe’sche Selbstbegrenzung, kein Schiller’sches Empfinden des Abstandes zwischen Ideal und Wirklichkeit. Es ist die Apotheose der unendlichen Kühnheit.

Und es ist im Grunde ganz dieselbe Stimmung, die in der berühmten, von Mickiewicz bald darauf vollendeten *Ode an die Jugend* zu Worte kam. Man hat diese Ode sein erstes politisches Gedicht genannt,

obgleich sie an und für sich ganz unpolitisch ist, aber sie wurde ohne Absicht von seiten des Dichters die Marseillaise der polnischen Jugend. Es heisst darin:

Wer als Kind schon die Hyder bezwang,
Wird als Jüngling Centauren bezwingen,
Und der Hölle ihr Opfer entringen,
Im Himmel wird ihm der Lorbeerdank.
O strebe nach des Himmels Licht,
Zerbrich, was kein Verstand zerbricht!
Jugend, du steigst zu des Adlers Stätte,
Stark ist dein Arm wie des Donners Gewalten.
Lasst Arm in Arm uns mit fester Kette
Das Erdenrund umfangen halten
Und glutentfachend unser Denken
Auf einen Herd des Geistes lenken,
Damit durch uns der Klumpen Erde
In neue Bahn geleitet werde,
Dass sie Verderbtes von sich streife
Und grünend neue Früchte reife!

Wenn man diese Lyrik liest, begreift man den frohen Ausspruch Odyniecs über den Freund, dass in den Gesprächen mit Goethe die Worte Adams fliessendes Erz und die Worte Goethes blanke, kalte Thaler waren. Aber man versteht auch das Stutzen des jungen, traditionell erzogenen Polen über die ganze Denk- und Empfindungsweise Goethes. Besonders dann, wenn im Hause Goethes die Gespräche auf die Naturwissenschaften fallen, nehmen beide Polen Anlass, sich über die rein heidnische Betrachtung Goethes zu wundern, während sie selbst Feuer und Flamme, Andacht und Glauben sind. Goethe spricht dann bisweilen einen einfachen, gewichtigen Gedanken nach dem andern aus. Odyniec führt einige Äusserungen an, die gerade den Lippen des Greises entnommen sind: *La nature a l'attrait et le charme de l'infini.* — Man muss consequent in seinem Forschen sein, und

die Natur täuscht niemand. — Die Schätze der Natur sind verzaubert; kein Spaten, ein Wort legt sie dem Auge blos. — Oft habe ich mit der Natur in Streit gelegen, aber ich habe sie am Ende immer um Verzeihung gebeten. — Und noch viel mehr solcher Sentenzen. Er schreibt nach Hause an einen Freund in Polen: „Wenn du dich jetzt wunderst, dass hier immer wieder nur von der *Natur* die Rede ist, was wirst du erst dazu sagen, dass es mindestens zweihundert Male geschah und dass das Wort *Gott* nicht ein einziges Mal genannt wurde. Als wäre die Natur eins und alles, Alfa und Omega, ihr eigener Schöpfer und ihre Gottheit! Das ist also der Pantheismus, den ich bisher Gottlob nur vom Hörensagen kannte, und den ich nur von Leuten verkündet glaubte, die gegen ihre eigene bessere Überzeugung sprachen und nicht verstanden, was sie selbst sagten. Aber heute war es anders. Alles, was Goethe sagte, und selbst das, was er nicht offen heraus sagte, war klar. Und diese Klarheit, dieses Winterlicht durchfror mich mit einer solchen Kälte, dass selbst die Strahlenblicke meiner schönen Tischdame (der Frau Vogel) mein Herz nur trafen wie Sonnenstrahlen einen Schnee, der nicht schmelzen kann. Ich sah neugierig zu Adam herüber, um seine Gedanken zu erraten; doch er sass finster und stumm.“ Und Odyniec freut sich darüber, dass sein grosser Freund doch, wie es im Dziady heisst, glaubt, dass jemand gewesen sei, der die Gewichte in die Weltuhr hing, und dass sich der polnische Prophet doch dadurch von den deutschen Titanen unterscheide. Goethe ist für ihn der Weise, „der nicht die lebende Wahrheit kennt, kein Wunder sieht“ und er wendet auf sich selbst ihm gegenüber die

Worte aus dem Gedichte Mickiewicz's *Die Romantik* an: „Gefühl und Glaube sprechen mächtiger zu mir als das Auge und das Fernrohr eines Weisen.“ Und nun folgt eine Kritik über *Faust,* Entsetzen über jenes Credo, dass Gott nur eine Empfindung, die der Mensch aus der Natur schöpfe, und jeder Name ein blosser Laut sei. Was ist dieser Faust? Satire? Ironie? Verhöhnung? Und wessen? fragt er. Ob nur der deutschen Schulweisheit oder der ewigen Moralgesetze und Wahrheiten, der Empfindungen und Vorstellungen, Überlieferungen und Bestrebungen der ganzen Menschheit? Er fragt Mickiewicz um Rat, und wir sehen, dass dieser sich damit begnügt, Goethe zu *entschuldigen:* Man müsse doch immer anerkennen, dass er nie angriffsweise gegen die Religion zu Werke gehe, wie die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, sondern den religiösen Grundwahrheiten nur gleichgültig gegenüber stehe. „Also nicht achtzehn, sondern zwanzig weniger zwei!“ ruft Odyniec aus.

So fremd war Goethes Lebensansicht Mickiewicz, und dessen Wesen erschimmert schon in seiner polnischen Eigenart, wenn man ihn mit Deutschlands grösstem Dichtergeist vergleicht.

Er war 1798 in dem kleinen Dorfe Zaosie bei Nowogródek in Lithauen als Abkömmling eines alten adligen Geschlechtes geboren. Dreizehn Jahr alt, sah er im Frühjahr 1812 die Heere Napoleons zum Feldzuge gegen Russland durchziehen, sah die weissen Adler Polens mit den goldenen des Kaisertumes vereint. Im Hause seiner Eltern zu Nowogródek war das Hauptquartier des Königs von Westfalen. Die hoffnungsvolle und kriegerische Stimmung der Zeit erfüllte die

Seele des Kindes und befruchtete die Seele des Mannes. Es heisst in Pan Tadeusz:

O Frühling! Wer dich bei uns gesehn in jener Zeit!
Denkwürdiger Frühling des Krieges, Frühling der Fruchtbarkeit!
O Frühling, wer dich gesehen, voll üppiger Blüten hangend,
Voll Garben und Grün — und hell von Menschenscharen prangend,
Reich an Begebenheiten, voll Hoffnungen im Schoss!
Du stehst vor mir noch heut, du Traumbild, schön und gross!
In Knechtschaft geboren, als Säugling schon in Ketten gebannt,
Hab' ich im Leben nur einen solchen Frühling gekannt!

Im Jahre 1815 kam Mickiewicz auf die Universität nach Wilna, begann Philologie zu studieren und schloss eine vertraute Freundschaft mit dem später so bekannten *Thomas Zan*, Seele der engeren Gesellschaft *Die Philomather* und der öffentlichen Gesellschaft *Die Philareter*, die beide zumeist an die deutschen *Tugendbunde* erinnern, unpolitische Vereine zum Zweck geistiger und moralischer Entwicklung der Studenten, die aber bald von dem Argwohne und der Verfolgungswut der russischen Regierung getroffen wurden.

Nachdem er — wie Oehlenschläger und Hugo — seine ersten Versuche in rein klassischem Stile geschrieben hatte, wandte sich Mickiewicz zur neueuropäischen Richtung der Romantik. Hier wie in England rief Bürgers *Lenore* eine neue Balladenpoesie hervor. Selbst durch altenglische Balladen angeregt hatte dieses Gedicht so stark auf Walter Scott gewirkt, dass er mit einer Übersetzung desselben debutierte. Hier macht das Gedicht, von dem russischen Dichter Sjukowski bearbeitet, einen so tiefen Eindruck auf Mickiewicz, dass er einen ganz neuen Stil annimmt und eine ganze Reihe Balladen verfasst, wovon sogar eine, *Die Flucht* betitelt, den gleichen Stoff wie Lenore behandelt. Diese Gedichte, die sich auf

örtliche Volkssagen oder slavischen Aberglauben stützen, sind bald naturromantisch im Volksliedtone, bald energisch dramatisch wie der vortreffliche Gesang vom *Wojewoden* — unmoralisch wie ein Gedicht in Prosa von Mérimée — bald humoristisch, wie die Schilderung von der Angst des Teufels vor einem zänkischen Weibe in *Frau Twardowska.*

Mickiewicz hatte eine erste sogenannte „unglückliche Liebe“ gehabt, die, wovon damals die Dichter (Byron, Heine und viele andere) gerne lange poetisch lebten. Er verliebte sich schon in Nowogródek in ein junges Mädchen vornehmer Abkunft, *Maria Wereszczaka* (von ihm besungen unter dem Namen *Marylka*), die einen andern vorzog. In dem Zustande erotischer Verzweiflung, den er nun durchlebte, bildete Byron seine einzige Lektüre, und er schrieb die ältesten Teile von Dziady (Totenfest), das in Anknüpfung an eine alte lithauische Sitte, am Allerseelentage (dem zweiten November) Essen und Trinken auf den Kirchhof für die Toten hinzustellen, Bauern, Hirten, einen Geisterbeschwörer und eine Menge Geister von Verstorbenen auf einer gedachten Bühne einführt. Unter diesen Geistern ist ein Selbstmörder aus unglücklicher Liebe. In anderen Fragmenten hat dieser Selbstmörder — nach dem Helden in Frau von Krüdeners sentimentalem Romane *Valérie* — den Namen Gustav, ein Gespenst, das verurteilt ist, jedes Jahr am zweiten November seine Seelenqual wieder zu erleiden. Alle diese Partien, voll von romantischen Gespenstererscheinungen und überspannter Sentimentalität, sind für den fremden Leser ohne Interesse. Es sind Werther und Werthers Abkömmlinge, die hier wieder umgehen. Unmittelbar darauf folgte jedoch das kleine Helden-

gedicht *Grazyna,* das in frischen Versen einen altlithauischen Stoff über Vaterlandsliebe und Frauentapferkeit behandelt, und hierin war nichts Unklares oder Süssliches, die Form war durchsichtig und der Atemzug stark.

Nachdem Mickiewicz sich einige Jahre als Lehrer in Kowno aufgehalten hatte, war er nach Wilna zurückgekehrt, wo er aus dem stillen Gang seines bisherigen Lebens herausgerissen wurde. Die Ermordung Kotzebues durch Sand hatte der Reaktion in Deutschland auf die Beine geholfen. Sie erwachte gleichzeitig in dem grossen Nachbarlande.

Mit dem Jahre 1823 gingen die liberalen Tendenzen Alexanders zu Ende. Man machte Jagd auf Empörungsbestrebungen unter den Studenten. Nowosilcow, der in Ungnade gefallen war, nachdem er in Ausschweifungen verzehrt, was er durch alle Mittel zusammengescharrt hatte, ging darauf aus, eine Verschwörung in Polen zu entdecken und zog mit seinem ganzen Spionenstab nach Lithauen. In Wilna wurden alle Klöster, acht an der Zahl, und ausserdem einige andere öffentliche Gebäude in Gefängnisse verwandelt. Ende Oktober 1823 wurden Mickiewicz, Zan und alle ihre Freunde verhaftet. Die jungen Männer wurden in Zellen untergebracht, konnten einander aber des Abends in den Klostergängen sehen. Wie lange sie dort gewesen waren, wussten sie fast nicht; sie hatten keinen Kalender und erhielten keine Briefe; vor den Fenstern waren Holzläden, so dass es schwierig war, den Morgen vom Abend zu unterscheiden. Thomas Zan, der alle Schuld für die unschuldigen Vereinigungen der Philomather und Philareter auf sich nahm, wurde am härtesten behandelt, litt besonders an

Hunger. Er wurde nach Orenburg geschickt und erst 1837 begnadigt. Die lange Verbannung veränderte seine Lebensanschauung; er, der Freidenker und Oppositionsmann gewesen war, trat als Mystiker und Asket in den russischen Staatsdienst ein. Mickiewicz wurde nach zehn Monaten der Einsperrung nach Petersburg geschickt und da er zum Dienste in einem der inneren Gouvernements bestimmt wurde, wählte er Odessa. Als er dorthin kam, war keine Lehrerstelle offen. Er unternahm nun (in Gesellschaft des später berühmten Rzewuski, der sich auf Mickiewicz's Aufforderung als Schriftsteller versuchte) eine Reise nach der Krim, und es erging ihm wie so vielen andern der vorzüglichsten slavischen Dichter, der erste Anblick von Gebirgslandschaften und südlicher Natur verschärfte überhaupt seinen Natursinn. Was der Kaukasus für Puschkin, Lermontow und Tolstoj werden sollte, wurden die grossen Naturschauspiele der Krim für Mickiewicz. Mit Recht hat man seinen *Krimschen Sonetten* einen Ehrenplatz unter seinen Gedichten gegeben.

In Moskau, wo er eine Anstellung in der Kanzlei des Generalgouverneurs bekam, schrieb er *Wallenrod*, ebenso wie *Grazyna*, über einen Stoff aus den heidnischen Tagen Lithauens und dem Kampfe seiner Fürsten mit dem deutschen Ritterorden. Der Held, der historisch einer der Grossmeister des Ordens war, der selbst verfallen, den Orden ganz in Verfall brachte, wurde von Mickiewicz zu einem Lithauer gemacht, der, um den Nationalfeind wirksamer zu bekämpfen, sich in dessen Lager aufnehmen lässt, sich für einen der seinen ausgiebt, Führer seines Heeres wird und so mit Einem Schlage seine Landsleute rächt. Es ist eine Verherrlichung der Verstellung und der Verräterei im

Dienste des Vaterlandes; ein Gedanke Macchiavelli's in einen Byron'schen Held inkarniert. Mit dem Grundstoffe ist dann eine sentimentale Liebesgeschichte im Romanzenstil vereint.

Die Censur, die die Dichtung las, ohne sie zu verstehen, erlaubte ihren Druck, und im Verein mit den Krimschen Sonetten brachte sie bald Mickiewiczs Namen auf alle Lippen. Die höhere russische Gesellschaft öffnete sich ihm sowohl in Moskau wie in St. Petersburg, wohin zu reisen er schnell Erlaubnis erhielt. Besonders die Fürstin Zeneide Wolkonskaja führte den Dichter in die russische Aristokratie ein, wo er geschätzt, geliebt und bewundert wurde. Viele Damen liessen sich von ihm in Polnisch unterrichten und die Fürstin Wolkonskaja wurde seine Übersetzerin. Die Sonette und „Wallenrod" wurden nun ebenso eifrig in Russland wie in Polen gelesen, und der Dichter, der unter der Zerstreuung des Gesellschaftslebens und der Gunst der Damen zu erschlaffen begann, schrieb lange Zeit nur Kleinigkeiten. Er sehnte sich nach dem Auslande, und der Einfluss der Fürstin Wolkonskaja verschaffte ihm den Pass auf unbestimmte Zeit, womit er im Mai St. Petersburg verliess, um sich über Weimar in die Welt hinaus zu begeben.

Wir haben ihn in persönlicher Berührung mit dem grössten Dichtergeiste Deutschlands gesehen. Ein Jahr, ehe er Goethe aufsuchte, war er in ein persönliches Freundschaftsverhältnis zu dem damals hervorragendsten Dichter Russlands getreten. Mickiewicz und Puschkin waren gleichaltrig. Sie nehmen eine ganz gleichartige Stellung an der Spitze der zwei grossen slavischen Litteraturen ein. Beide fingen als Byronianer an, beide wurden mit den Jahren

stets nationaler. Ein Grundunterschied zwischen ihnen beruht darauf, dass Puschkin, nach der polemischen und aufständischen Haltung seiner frühen Jugend gegenüber dem russischen Absolutismus, sich von dem persönlichen Wohlwollen des Kaisers Nikolaus gewinnen liess und allen Glauben an die Ideale seiner Jugend verlor, während Mickiewicz bis zu seinem Tode seinen ersten politischen Schwärmereien und Hoffnungen treu blieb.

Bewahrt ist die Erinnerung an ihr Zusammenleben in dem Gedichte Puschkin's, das den Titel *Der Broncereiter* trägt, und unter den Poesien Mickiewicz's in dem vierten Abschnitte des Gedichtes *Petersburg*, der die Überschrift *Das Denkmal Peter des Grossen* hat.

Hier hat Mickiewicz den Eindruck eines Gespräches bewahrt, das die beiden Dichter eines Tages im Jahre 1829, also gerade im Jahre, bevor die Geschicke Polens und Russlands sich schieden, in Petersburg bei Regenwetter, mit Mickiewicz's Mantel bedeckt, am Fusse des berühmten Zarenmonumentes von Falconnet miteinander führten. Es lautet:

Zwei Jünglinge stehn abends da im Regen,
Gehüllt in einen Mantel, Hand in Hand:
Der eine jener Fremdling aus dem Land
Des Westens, — hier ein Opfer, unbekannt,
Das auch des Zaren Übermacht erlegen.
Der andere entstammte russischem Blut,
Ein Dichter weitberühmt im ganzen Norden; —
Sie kannten sich nicht lang und doch gar gut,
Und sind vor wenigen Tagen Freunde worden.
Erhaben über ird'sches Hindernis
Sind ihre Seelen wie zwei Alpenfirnen,
Die wilde Bergflut auseinanderiss;
Der Feindin Brausen, sie vernehmen's kaum,
Die Gipfel treffen sich im Himmelsraum,
Und gen einander neigen sie die Stirnen. —
Aufs Peter-Denkmal blickt der fremde Mann
Sinnend — und leise hob der Russe an:

Der erste Zar that Wunder, hochgepriesen,
Die zweite Zarin liess sein Standbild giessen.*)
Der abgegossne Zar sass, als Koloss,
Auf seinem bronzenen Bukephalos, —
Er sass und wartete, wo hinzureiten,
Doch Peter kann auf eignem Grund nicht stehn,
Er hat nicht Raum in seines Landes Weiten:
Über die See muss man für Peter gehn,
Muss um Granit nach Finnlands Küste schicken:
Ein Felsenhügel schwimmt nun übers Meer,
Zieht auf den Landweg dann zur Stadt einher
Und fällt hier vor der Zarin auf den Rücken.
Der Hügel steht: Der bronzne Zar sprengt an —
Der Knuten-Zar in römischen Togafalten —
Der Renner stürmt die Felsenwand hinan,
Um hoch emporgebäumt am Rand zu halten.

Wohl anders, als in solcher Haltung, ragt
Zu Rom der Völker Liebling, Marc-Aurel,
Des erster Ruhm es war, dass sein Befehl
Angeber und Spione fortgejagt; —
Da so das heimische Raubvolk er gezähmt
Und dann mit Macht am Rhein und am Paktol
Den Ansturm des Barbarenschwalls gelähmt,
Kehrt er nun heim ins stille Kapitol:
So schön die Stirn, so edel mild erhellt,
Wie vom Gedanken an das Glück der Welt;
So würdig-ernst hebt er die Rechte auf,
Als segnet er ringsum sein Volk, sein Reich;
Die Linke hält den Zügel, zähmt den Lauf
Des heiligen Renners — und du fühlst es gleich.

Zar Peter liess die Zügel aus der Hand;
Man sieht: zertretend ritt er seine Bahn,
Mit einem Satz war er am Felsenrand —
Es rast das Ross, schon hebt's den Fuss hinan,
Knirscht in's Gebiss — der Zar er hemmt es nicht:
Bis es hinabstürzt und in Stücke bricht!
So steht's, so springt's, ein Menschenalter lang,
Und fällt doch nicht: wie wenn in tollem Drang
Eine Kaskade fällt vom Felsenhang
Und, frosterstarrt, hängt überm Abgrund frei; —
Doch wenn der Tag der Freiheit einst ersteht,
Ein warmer Westwind durch die Lande weht,
Was wird, wenn einst der Winterfrost vorbei:
Aus der Kaskade — aus der Tyrannei!?

---

*) Die Inschrift lautet: Petro primo Catharina secunda.

Die Worte sind, wie verschiedene innere Kennzeichen beweisen, in Wirklichkeit von Mickiewicz, nicht von dem russischen Dichter, dem er sie in den Mund gelegt hat. Puschkin schrieb seinerseits 1834 über diese Begegnung in Petersburg ein Gedicht, das zum ersten Male vier Jahre nach seinem Tode 1841 gedruckt wurde, und das, weil es zu jener Zeit unmöglich war den Namen Mickiewicz's in Russland zu nennen, bloss überschrieben war: *An M.* Darin heisst es:

Er lebte unter uns,
Inmitten eines Stammes, der ihm fremd,
Doch zollte keinen Hass uns seine Seele.
Wir liebten ihn. Wohlwollend, friedevoll
Sass manchen Abend er in unserm Kreise.
Wir tauschten unsre Hoffnungsträume aus
Und unsre Lieder (die Begeisterung
Ward ihm verliehn von oben; aus der Höhe
Sah er aufs Leben). Oft sprach er von Zeiten,
Die sicher kommen müssten, wo die Völker
Vergessen würden allen Zwist und Streit
Als Glieder eines grossen Bruderbundes.
Begierig lauschten wir des Dichters Wort.
Dann zog er westenwärts, und unser Segen
Gab das Geleit ihm, doch der stille Gast
Ist jetzt zu unserm grimmen Feind geworden!
Dem wüsten Pöbel zu Gefallen singt
Er Hass in seinen Liedern; fernher schallt
Zu uns die Stimme des erzürnten Dichters . . .
Gott, senke du von neuem deinen Frieden
In unsres Feinds verbittertes Gemüt!

Wie man sieht, liegt kein Schatten persönlicher Misstimmung in dieser Aussprache, worin die spätere Haltung Mickiewicz's beurteilt ist, wie sie vom russischen Gesichtspunkte aufgefasst werden musste. Eine noch wärmere Sympathie beseelt den Artikel, den Mickiewicz bei der Nachricht vom Tode Puschkin's in der französischen Zeitschrift *Le Globe* veröffentlichte. Trotz der gegenseitigen Anziehung, die sie in einem gewissen Zeitpunkt ihres Lebens empfanden, und trotz

ihrer gemeinsamen Abstammung von Byron waren und blieben sie jedoch insofern Gegensätze, als Puschkin in seinem ganzen Wesen Aristokrat war, ein Dichter für die Wenigen, ein Verächter der Vielen, Mickiewicz in seiner tiefsten Neigung dagegen ein Geist war, der in seinem Volke aufging. Für Puschkin bedeutete national werden dasselbe, wie Aussöhnung mit den Machthabern, Bruch mit Freiheits- und Zukunftsglauben für Europa. Mickiewicz dagegen wurde nur national durch Losreissung von jeglichem Verhältnis zum offiziellen Russland und durch eine optimistische Schwärmerei, die im schärfsten Kontraste zur stets steigenden Blasiertheit Puschkins steht. Puschkin klagt in seinen späteren Schöpfungen immer darüber, dass die Träume seiner Jugend, die Träume von Liebe, von Freiheit, von Ruhm ihn verlassen haben. Und er ruft aus: Ich sehe kein Ziel vor mir.

Mickiewicz's Stärke als erzeugender Geist lag darin, dass er keinen Augenblick über sein Ziel im Zweifel war.

Puschkin war russisch, wie Mickiewicz polnisch war. Aber wie, falls ich nicht irre, Michelet es irgendwo ausgedrückt hat: Russland war damals noch kein Volk, nur ein Bureau und eine Peitsche; das Bureau war der Deutsche, die Peitsche war der Kosak. Während aber Russland eine Regierung ohne Nation war, hatte Polen das verhältnismässig bessere Los eine Nation ohne Regierung zu sein.

V.

Sobald man beobachtet hat, wie die drei Faktoren: der Volkscharakter, die Romantik und die politische Situation das Wesen der Dichter als Menschen bestimmen, entwickeln, exaltieren, brechen oder bezeichnen, entdeckt man auch leicht, wie dieselben Triebkräfte überall ihre Erzeugnisse bestimmen. Aber da die Romantik in allen Ländern dieselbe ist, und der Volkscharakter sich in der Litteratur zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden offenbart (z. B. jetzt ganz anders als damals) zeigt es sich, dass die politische Situation der entscheidende Hauptfaktor ist.

Sie bestimmt den Gesichtspunkt, woraus das Menschenleben gesehen wird, den Gesichtspunkt für alle die seelischen Probleme, die behandelt werden, das Wesen der männlichen und der weiblichen Hauptpersonen und den symbolischen Charakter sowie die allegorische Form der Dichtung.

Das Studium der polnischen Litteratur lässt keinen Zweifel übrig, dass es das poetisch-politische Traumleben ist, welches die Beschaffenheit der seelischen Zustände und seelischen Fragen modifiziert, die in europäischer Poesie gleichzeitig vorkommen, indem es sie unter den nationalen Gesichtswinkel rückt, einige Fragen ganz ausschliesst und gewisse neue hervorzieht, die an keinem anderen Orte behandelt werden.

Man denke z. B. an die Stoffe, worum sich die

Dichtungen Goethes und Heines, Byrons und Shelleys, Hugos und Mussets drehen, und sehe, welche Form und Gestalt sie hier annehmen.

Solche Stoffe sind die ganze Domäne der Liebe und des Hasses, die Schilderung aller Leidenschaften in ihrem Bruche und Kampfe mit Pflichten, die Frage über die Fähigkeit des Menschengeistes, das Weltall zu durchdringen und zu verstehen, über die Berechtigung und Zukunft des religiösen Glaubens, über das relative Recht der verschiedenen Stände während des Klassenkampfes, über das Recht des Genies und dessen Bedeutung für sein Volk und die Menschheit, über die verschiedenen Lebensansichten zweier aufeinander folgender Generationen u. s. w.

Man nehme ein Gefühl wie Liebe zwischen Mann und Frau und sehe, wie sie in der damaligen polnischen Poesie geschildert wurde.

In den erzählenden und dramatischen Werken trägt sie oft einen wilden und verbrecherischen, doch nie einen sinnlichen Charakter. Aber wo die Dichter sich entweder im eigenen Namen oder durch Helden aussprechen, hinter deren Maske man ihre Züge erblickt, erstaunt man darüber, wie abstrakt und unsinnlich die Liebe ist. Sie ist immer nur ein Gefühl, nie zugleich ein Begehren. Selten hat sie die Wärme des Blutes. Hiermit stimmt, dass der Liebeskummer — und in der polnischen Poesie giebt es mehr Kummer als Freude der Liebe — zurückgedrängt und von anderen, weniger persönlichen Gefühlen wie politische Begeisterung oder Vaterlandsliebe überwunden wird. In Mickiewicz's *Dziady* giebt sich der Held unter dem Eindrucke eines solchen Wechsels der Gefühle sogar einen neuen Namen. Er bezeichnet den Tag, an dem

er verhaftet wurde (der mit dem Tage zusammenfällt, an dem man den Dichter gefangen nahm), als den Todestag seines alten Ich, den Geburtstag seines neuen, lässt seinen alten friedlichen Namen Gustav fallen und nimmt den neuen kriegerischen: Conrad an. *Gustavus obiit MDCCCXXIII Calendis Novembris. Hic natus est Conradus u. s. w.* Das heisst: Der Heldennamen aus Byrons Korsar ersetzt den aus dem sentimentalen Liebesromane der Frau von Krüdener. Der Fall ist typisch: In der Regel stirbt hier ein Gustav, damit ein Conrad erstehen kann. Und hiermit stimmt es auch, dass die Frauengestalten in dieser Poesie so wenig irdisch sind. Man kann sie sich nie in der täglichen Arbeit des Lebens denken. Sie sind entweder Heldinnen, die, hoch zu Ross, sich in das Getümmel der Schlachten stürzen, oder sie sind lichte Phantome, Geistererscheinungen aus einer besseren Welt, Engelsoffenbarungen, deren Wesen lauter Seele ist.

Bei Wordsworth kommen bekanntlich diese Worte über eine junge Frau vor, die er bewundert: „Ein Geschöpf, nicht zu gut für das tägliche Brot der Menschennatur, für vorübergehende Sorge, unschuldige List, Lob, Tadel, Liebe, Kuss und Thränen und Lächeln . . . . ein Wesen, das von der Geburt bis zum Tode mit festem Verstande, mit ruhigem Willen, mit Ausdauer, Fürsorge, Gewandtheit und Kraft lebt“ . . . . So irdisch und einfach ist das Frauenideal hier so zu sagen nie, weil der nationale Grundton und die politischen Hintergedanken der Dichter es entweder in dem Bilde einer vaterlandsliebenden Amazone oder in der Gestalt des nationalen Genius zu sehen verlangen.

Die Frau ist hier also sehr bewundert, sehr verherrlicht, aber wenig beobachtet, wenig studiert. Weder als Liebende noch als Tochter, weder als Schwester noch als Mutter tritt sie als ein ganzer Mensch mit starken, individuellen Eigenschaften hervor. Das Bild wird sofort ideal und ist immer in Artbestimmungen gehalten. Die Liebe wird in der Regel ohne alle Schattierungen geschildert, das Tochtergefühl ist oft exaltiert, wie in Slowacki's *Lilla Weneda* durch all' die grausamen Leiden, die ein feindlicher Fürst den Vater erdulden lässt; und die Mutter tritt als diejenige auf, deren Gefühl früh verhärtet wird und deren Beruf darin besteht, den Sohn daran zu gewöhnen, mit Festigkeit alle harten Schicksale zu ertragen, die das Leben ihm bieten möge. So heisst es in Mickiewicz's berühmtem Gedichte *An die polnische Mutter:*

Lass ihn in abgelegnen Höhlen hausen,
Auf Binsen schlafen, fern von Menschen weilen,
Einatmen faule feuchte Luft ohn' Grausen,
Mit giftigem Gewürm das Lager teilen.

Dort mag er lernen seinen Grimm vergraben,
Gedanken bergen in des Abgrunds Dunkel,
Mit Worten töten, wie mit gift'gen Gaben,
Und arglos, toter Schlange gleichend, funkeln.

Man malt das Kindlein Jesus mit dem Zeichen,
An dem es einst die Welt erlösen wollte, —
O Polin, so möcht' deinem Kind ich reichen
Ein Spielzeug, dran sich's früh gewöhnen sollte.

In Ketten schmiede ihn bei guter Weile,
Und dass er früh sich an den Karren bücke,
Damit er nicht erbleiche vor dem Beile
Und nicht erröte vor des Henkers Stricke.

Er wird nicht wie die alten Ritter wallen,
Jerusalem den Heiden abzuringen:
Nicht als Soldat der Jetztzeit ruhmvoll fallen,
Der Freiheit Saat mit seinem Blut zu düngen.

Ihn fordert ein Spion, der sich nicht nennet,
Meineid'ge Richter sind's, die sich ihm stellen,
Der Kampfplatz ein Verliess, das niemand kennet,
„Gewalt vor Recht“ wird ihm das Urteil fällen.

Und dem Besiegten stellt der Feind zu Ehren
Des Galgens Denkmal auf, ihn dran zu henken;
Sein Nachruhm sind der Weiber flüchtige Zähren
Und seines Volkes scheues Angedenken.

Die männlichen Hauptpersonen in dieser Poesie sind, wie romantische Helden in der Regel, nationale, ausserdem leidenschaftliche und kriegerische Naturen. Aber sie zeigen Züge, woran man sie unter allen anderen erkennt.

Im Norden greift man in jenen Tagen zum Altertume zurück, um Helden zu finden. Der berühmteste derselben, Oehlenschlägers Helge, ist der Typus der frischesten Jugend jener Zeit, lebensfroh, kampflustig, reiselustig, im Grunde gutmütig, nicht ohne flüchtige Verhältnisse zu Meerfrauen und irdischen Weibern. Tegnérs Frithjof ist ein ähnlicher Held, ins Schwedische übersetzt, ein Rittersmann, dessen Zusammenhang mit den politischen Ereignissen jener Zeit äusserst schwach, fast unerkennbar ist.

Sie ähneln in keiner Hinsicht den Helden der zeitgenössischen, polnischen Litteratur. Diese sind alle viel unheimlicher und treiben alle Politik. Vergleicht man z. B. Tegnérs *Axel* mit Mickiewicz's *Grazyna*, zwei Gedichte, deren ganze Form den poetischen Erzählungen Byrons entlehnt ist und die noch die Ähnlichkeit haben, dass in beiden eine Frau in Männertracht kämpft, so liegt der Unterschied besonders darin, das in Tegnérs Gedicht alles fehlt, was, wenn auch noch so schwach, wie eine Ermahnung oder Warnung àn das Zeitalter des Dichters klingen

könnte. Bei Mickiewicz dagegen, dessen Dichtung doch in dem heidnischen Lithauen spielt, ist die Handlung diese: Fürst Litawor hat, unzufrieden mit seinem Schwiegervater Witold, die deutschen Ritter zu Hilfe gerufen. Seine Frau Grazyna, die nicht vermocht hat, ihn von diesem Abfall vom eigenen Stamme abzubringen, befiehlt eigenmächtig, dass den deutschen Boten der Zutritt zu Nowogródek verweigert werde, und da die erzürnten Bundesgenossen ihren Angriff gegen Litawor anstatt gegen Witold richten, legt Grazyna die Rüstung ihres Mannes an, giebt sich für ihn aus und zieht in den Kampf gegen die Deutschen. Obgleich der Sieg den Lithauern zufällt — dank dem zur rechten Zeit herbeieilenden Litawor — wird die Fürstin doch tödlich durch den Schuss einer deutschen Flinte verletzt. Ihr Mörder wird mit ihrer Leiche auf den Scheiterhaufen geworfen, und Litawor stürzt sich selbst in die Flammen. Die Lehre, die der Dichter seinen Landsleuten geben zu wollen scheint, ist also diese: Eine Frau darf trotz der Befehle ihres Mannes und Fürsten Bundesgenossen abweisen, das Heer betrügen, das Land grosser Gefahr aussetzen, Krieg führen, die Schlacht verlieren, wenn sie nur die nationale Ehre vor Augen hat; alles ist erlaubt, wenn es das höchste Ziel gilt.

Oder man nehme eine andere Gruppe poetischer Hauptpersonen, die von den Helden Byrons abstammen: die jungen Männer bei Alfred de Musset. Sie sind einer wie der andere in die innere Schwierigkeit geraten, dass die Möglichkeit ihnen verschlossen scheint, sich nunmehr durch Thaten auszuzeichnen, nachdem das napoleonische Zeitalter aufgehört hat. Sie stürzen sich deshalb in Ausschweifungen, und durch ein Leben,

das die Sinne erhitzt und betäubt aber die Thatkraft schwächt, werden sie mehr oder weniger unfähig zu politischer, künstlerischer oder kriegerischer Aktion.

Dieser innere Streit zwischen dem Hange nach Zerstreuungen und der Neigung zur That kommt bei den polnischen Dichtern niemals vor. Hier kämpft immer der Trieb nach Wirksamkeit im grossen Stile mit dem einem oder dem andern Hindernis, das ausserhalb der Persönlichkeit liegt, und das diese nicht imstande ist, aus dem Wege zu räumen.

Ebensowenig sind die Helden hier, wie bei Victor Hugo, junge Vertreter neuer Gesellschaftsschichten, die, wie von der Erinnerung an die französische Revolution getragen, sich zu einem erbitterten Kampfe gegen die höheren Stände erheben. Der Held ist hier nie prinzipieller Demokrat, geschweige prinzipieller Republikaner. Diese ganze Poesie trägt ein in socialer Hinsicht konservatives Gepräge. Selbst Slowacki, der als Zukunftsdichter gilt, bildet keine ernstliche Ausnahme. Das einzige Werk, worin ein Klassenkampf die Hauptrolle spielt, Krasinski's *Die gottlose Komödie*, ist soweit davon entfernt, den Fürsprecher der Demokratie zum Helden zu machen, dass er im Gegenteil als eine Gestalt von kalibanartiger Roheit auftritt und nicht einmal selbst seines Rechtes und seiner Überzeugung völlig sicher ist.

Und vergleicht man endlich diese Hauptpersonen in den polnischen Dichtungen mit Byrons eigenen poetischen Jugenderzählungen, welche die Dichter hier so ungereimt tief beeinflussten, so findet man zwar eine gewisse Gleichheit in der Heftigkeit des Gemütes und der wilden oder schwermütigen Verzweiflung; ihr Leben ist eine Kette von Leiden, Täuschungen,

Leidenschaften, Verbrechen und Verwünschungen, aber nie tragen sie den Zug, der aus dem eigenen Wesen Byrons in Childe Harold und Lara überging, nämlich ihre eigenen Landsleute, ihr eigenes Land zu verabscheuen. Wenn sie Verräter gegen es werden oder es bekämpfen — wie Litawor, wie Wallenrod — so ist es in einem flüchtigen Auflodern, das schnell bereut wird, oder nur auf kurze Zeit zum Scheine, in der Absicht, ihm schliesslich um so energischer zu dienen. Ja selbst wo sie, wie jener phantastische König Geist bei Slowacki, das Volk zahllosen Leiden und Plagen unterwerfen, ist es im Grunde nur eine Art höherer Liebe, die unter der Maske der Grausamkeit die Triebkraft ihrer Handlungsweise bildet. Sie wollen das Volk härten, wie der Schmied durch Hammerschläge auf dem Ambosse das Metall härtet, sie wollen es mit Härte empor zu stets höheren Entwicklungsstufen zwingen. Und die Absicht des Dichters ist nie wie bei Byron, einen Leserkreis zu ärgern oder zu schmähen, sondern ein Volk zu wecken, es zu lehren, dass eine Volksexistenz nicht zu teuer mit der Tortur ganzer Generationen erkauft wird. Er will, um sein Volk zu wecken, „auf den Himmel schlagen, wie auf einen Erzschild.“

Die Spaltung zwischen der grossen Persönlichkeit und der Nation, die für das Leben und Dichten Shelleys und Byrons so bezeichnend ist, kommt hier nie vor; es beruht zwar zum Teile darauf, dass diese Dichter sich nie so hoch über den geistigen Durchschnittszustand ihres Volkes, über sein religiöses und politisches Tagesleben, wie z. B. Shelley, erhoben, aber doch auch und fast mehr auf ihrem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Volke, das ihrer, als seiner einzigen Organe bedurfte.

Und wie sie sich mit dem Volke verschmolzen gefühlt haben, so haben sie auch das Volk als Ganzes gesehen. Darauf beruht, dass sie nie danach getrachtet haben, den Gegensatz zweier aufeinander folgenden Generationen zu schildern, der sonst einen so fruchtbaren Stoff für die Poesie abgiebt und dessen sich Kraszewski später bemächtigt. Mickiewicz wollte höchstens den Stoff als Vergangenheitsthema streifen in seinem nur auf französisch geschriebenen, dramatischen Fragmente *Jaques Jasinski ou les deux Polognes.* In „Pan Tadeusz“ stellt er das Nachahmen fremder Sitten und das Lobpreisen fremder Länder als Gegenstand eines milden Spottes auf. Entgegen stellt er die Liebe zur schönen Natur und zu den alten Sitten des Heimatlandes, aber einen Widerspruch zwischen der Denkweise zweier Generationen wollte er nicht als Motiv anwenden.

Und auf dem Gefühle des unauflöslichen Zusammenhanges dieser Dichter mit ihrem Volke beruht auch die stehende Auffassung des dichterischen Genies. Man fasste in jener Zeit in Polen den Dichter nie als Künstler, sondern als Seher auf. Dass die Poesie vor allem eine Kunst, nach der Auffassung einiger die erste aller Künste ist, dass ihr Wesen die Darstellung von Natur und Menschenleben in einer vollendeten und tadellosen, darum unvergänglichen Form ist, das wurde selten in Betracht gezogen. Liess einer der Dichter sich ausnahmsweise auf solch eine ruhige und umfassende Abbildung des Lebens ein, wie Mickiewicz in „Pan Tadeusz“ es that, so schätzte er persönlich dieses Werk sehr gering, verstand nicht dessen unvergleichlichen Wert. Man fasste die Poesie vor allem als Eingebung auf, als ein göttliches Rasen, das sich in Hallucinationen

und Improvisation offenbarte, und diese Dichter sind wirklich fast alle hervorragende Improvisatoren und sind Sinnestäuschungen ausgesetzt gewesen. In einem gewissen Sinne kann man deshalb sagen, das Conrads Improvisation in „Dziady“, die eine potensierte Vorstellung von Mickiewicz's eignen Improvisationen giebt, den Höhepunkt der romantischen Dichtung Polens bezeichnet.

Unter den Dichtern hat nur einer, Krasinski, ein offenes Auge für die Gefahren dieses angespannten Phantasielebens, das so geführt wurde — er hat in seinem Drama „Die gottlose Komödie“ mit Strenge auf die Charakterschwäche hingewiesen, die dessen Schattenseite war — von den übrigen wird der Dichter als der auserwählte Volksführer betrachtet, nicht *myriad-minded* im allgemeinen, wie der englische Dichter den Poeten nennt, sondern ausschliesslich die Menschenmillionen vertretend, die dessen Volk ausmachen. In diesem Sinne muss es aufgefasst werden, wenn Conrad von sich selbst sagt: Ich heisse Million, denn ich liebe und leide für Millionen Menschen.

Die Grösse und die Schönheit dieser Auffassung des Genies beruht auf ihrer Enge. Die Genialität ist hier die potensierte Vaterlandsliebe, von welcher angenommen wird, dass sie den Menschen inspiriert und ihn tiefblickend macht. Indem sie ihm Worte in den Mund legt, die alle hinreissen, sichert sie seine Herrschaft über die Geister. In der Improvisation heisst es:

Meine Liebe ruht nicht auf einem einzigen Wesen, wie das Insekt auf einer Rose; auch nicht auf einer Familie oder einem Jahrhundert. Ich liebe ein ganzes Volk. Ich habe in meinen Armen alle die verflossenen

und kommenden Generationen umarmt, sie an mein Herz wie ein Freund, ein Geliebter, ein Bräutigam, ein Vater gedrückt. Ich wollte meinem Vaterlande Leben und Glück schenken, es vor allen Völkern der Erde bewundert machen, wenn ich könnte. Aber dazu fehlt mir die Fähigkeit, und ich stehe hier mit aller Macht meines Denkens gewappnet ... und noch mit dieser Kraft, welche die Menschen nicht geben, dem Gefühle, das in meinem Innern wie in einem Krater brennt, und zuweilen in Worten Ausdruck erhält.... Ich bin geborener Schöpfer. Ich habe meine Kräfte aus derselben Quelle, woher Du, Gott, die deinen hast.... Bist Du es, der mir diesen mächtigen, durchdringenden Blick gegeben hat, oder habe ich ihn mir selbst dort geraubt, wo Du den deinen geraubt hast. Wenn ich in den Augenblicken, wo ich in meiner vollen Kraft bin, die Augen nach den treibenden Wolken oder den segelnden Zugvögeln hebe, so brauche ich nur zu wollen, und mit einem Blick mache ich sie anhalten, fange sie wie in einem Netz... nur die Menschen, verdorben, gebrechlich, wenn auch unsterblich, dienen mir nicht und kennen mich nicht.... Aber ich will sie führen, nicht mit Waffen, denn eine Waffe schirmt gegen die andere ... sondern durch das Gefühl, das in mir ist. .. Lass die Menschen mir werden wie die Gedanken und Worte, woraus ich, wenn ich will, Poesien baue. Man sagt, dass Du so lenkest.... Ich will Macht haben. Gieb sie mir oder zeige mir den Weg zu ihr.... Meine Seele ist in meinem Vaterlande verkörpert und ich habe in meinem Körper die ganze Seele meines Vaterlandes. Mein Land und ich sind nur Eins.... Ich sehe auf mein unglückliches Land mit denselben Augen, wo-

mit ein Sohn seinen Vater auf ein Rad geflochten sieht; ich fühle die Qualen eines ganzen Volkes, wie eine Mutter in sich die Qualen ihres Kindes fühlt."

Das ist nicht die sorglose, nordische Auffassung des Genies als des Auserkorenen des Glückes, der durch ein Wunder mit Leichtigkeit findet, was die Forscher vergebens suchen. Aber Conrad ist ebenso weit davon entfernt den grübelnden Helden zu gleichen, womit George Sand ihn seiner Zeit verglich, einem Manfred oder Faust. Denn die Freuden und Qualen des Gedankenlebens nehmen in der polnischen Poesie bei weitem nicht den hervorragenden Platz ein, wie in der Poesie Deutschlands oder Englands. Der lange und mühsame Freiheitskampf des menschlichen Gedankens, um sich aus der tausendfältigen Hülle der Vorurteile zu wickeln, sein Versuch die Geheimnisse des Daseins zu durchdringen, der anderwärts mit Vertrauen an den Gedanken als leitende Macht und mit Vertrauen an dessen endlichen Sieg geschildert wird — all dieses kommt hier nur als tollkühnes Streben oder als Ausbruch tragischer Verzweiflung vor.

Denn für alle die Dichter ist im Grunde die von der Religion gegebene Antwort die endliche Antwort. Sie zweifeln mitunter, aber sie verwerfen nie. Sogar, wenn sie sich längst von einzelnen Dogmen des Katholicismus entfernen, sogar, wenn sie Angriffe gegen die Kirche und ihre Priester richten oder das Heilige in eine komische Beleuchtung stellen, entfernen sie sich nicht von dem Grundwalle der Weltauffassung des Christentums.

So sahen wir aus den Briefen Odyniecs über den Aufenthalt in Weimar, dieser liebenswürdigen Beschreibung eines Verkehrs zwischen Genien, Talenten

und schönen Damen, dass, so grosse Bewunderung der Schriftsteller auch für Goethe als Künstler und Gelehrten hegt, er von der Weltanschauung Goethes doch nichts verstand, und wenn auch Mickiewicz sie besser verstanden, ist es doch klar, dass er keine grössere Hinneigung zu ihr empfunden hat. Die Reflexionen Odyniecs über *Faust* sind so feminin wie die der Frau von Staël im Buche „Über Deutschland“, und Mickiewicz vermochte in der Naturverehrung und der Naturfrömmigkeit Goethes nichts anderes als Indifferentismus gegenüber einer offenbarten Religion zu erblicken. Ganz im gleichen Geiste drückt sich auch Krasinski aus, wenn er in der Vorrede zur „Morgendämmerung“ davon spricht, dass „das phlegmatisch-rasende Verleugnen der deutschen Philosophie nun ins Chaos geführt hat“, wenn er also in dem kühn vorgreifenden Versuche, ein positives System der Grundbestimmungen und Grundgesetze des Weltalls zu geben, nur die Negation einer Offenbarung sieht.

Die polnischen Dichter teilten nicht den Vernunftglauben des grössten Deutschen, schon weil sie dunkel empfanden, dass mit jenem Glauben, dem menschlichen Begreifen seien nicht feste, unübersteigbare Schranken vorgeschrieben, als notwendiges Supplement der Glaube folge, dass es solche feste Schranken dafür gebe, was unsere Fähigkeit zur Handlung ausrichten könne. Sie bedurften eines Glaubens an die Thatkraft der jugendlichen Begeisterung, wie dieser in der *Ode an die Jugend* hervortritt, eines Glaubens an Wunder von Mut und Grossthat, der wieder den Glauben an das Wunder als Glied der Weltenlenkung voraussetzte, und betrachteten deshalb die Vernunft notwendigerweise

als eine sehr begrenzte Fähigkeit. Da sie das Recht haben wollten, das Unwahrscheinliche, das Unmögliche von der Jugend zu fordern, mussten sie sich notwendigerweise eine Enklave für das Übernatürliche im Raume wie in der Zeit sichern.

Endlich fühlten sie Goethe gegenüber stark, dass die Religion, deren sie bedurften, nicht eine Religion der Betrachtung, wie die seine, war, sondern eine Religion der Handlung und des Leidens. Der Pantheismus Goethes konnte ihnen deshalb nicht ihren ererbten Vorstellungskreis ersetzen, der zu Thaten anspornte und um Qualen Glorie legte.

Und der sonst übermächtige Einfluss von Byrons Poesien konnte eben so wenig diesen Ideenkreis zersplittern. Sie trafen bei ihm keine entgegengesetzte Überzeugung, nur Zweifel und Fragen. Nimmt man jedoch das Gedankenexperiment vor, dass es Shelley noch bei Lebzeiten gelungen wäre so durchzudringen wie ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, dann würden die Dichter Polens bei ihm die Kombination gefunden haben, die ihnen nirgends begegnete: die hohe und sichere Naturauffassung Goethes vereint mit dem praktischen Enthusiasmus, der starken Hoffnung und dem Glauben an die Wunder der Thatkraft, die sie selbst brauchten und die sie mit Schmerz bei dem Greise in Weimar vermissten; denn Shelley war ewig jung und appellierte wie sie an die Jugend des Gemüts. Wären sie unter seinen Einfluss, anstatt unter den Einfluss Byrons gekommen, so würde die Sache der Geistesfreiheit in Polen in unseren Tagen einen weniger harten Kampf zu bestehen haben. Ohne die religiösen Gefühle ihrer Leser zu verletzen, hätten sie diese dergestalt umformen können,

dass die in der Zukunft unvermeidliche Spaltung zwischen den Ideen des Jahrhunderts und dem Gefühlsleben der Nation weniger tief geworden wäre.

Besonders in Conrads grossem Monologe in „Dziady“ hat Mickiewicz seine Kräfte daran erprobt, eine Weltanschauung zu formen. Der ungeheuere Umfang des menschlichen Leidens hat Conrad dazu gebracht, an der Existenz eines Gottes zu zweifeln.. Er fühlt sich von Beginn an selbst so stark, wie ein Gott. Die Dichter betrachteten sich in jener Zeit ja gerne als Götter. Das ist die Verwechslung, die in allen Ländern zum Vorschein kommt, sobald die Romantik ihren Gipfel erreicht, dass der Dichter, der in seiner Phantasie den Flug der Vögel und den Lauf der Sterne anhalten, es im Grunde auch in Wirklichkeit thun könne, da er in jener Phantasie eine Gottesmacht besitze; denn nach der romantischen Lehre ist die Phantasie die entscheidende Fähigkeit, die Mensch und Gott gemeinsam haben; die Schöpferkraft der Gottheit ist Phantasie.

Und im Gefühle seiner vermeintlichen Allmacht über die Natur fragt sodann Conrad hinaus in den Weltenraum, ob es eine höhere Macht als seine eigene gebe: „Zeige dich und lass mich deine Überlegenheit verspüren!“ Den Widerspruch kann er nicht lösen, dass die Gottheit ruhiger Zuschauer zu den Leiden des Erdenlebens sei: „Ich leide, ich rase! — und vergnügt und sicher regierst du beständig, richtest stets, und man sagt, du irrest nie. Höre mich, falls es wahr ist, dass, was ich schon in der Wiege gelernt und mit einem kindlichen Glauben geglaubt habe, falls es wahr ist, dass du liebst, dass du die Welt liebtest, während du sie schufest .... falls ein

Herz, das empfindet, nicht ein Naturspiel ist, das vom Zufalle erzeugt wird und stirbt, ehe das Alter kommt; falls in deinem Reiche Gefühl nicht ein gesetzwidriges Ding ist; falls Millionen Unglücklicher, die um Hilfe rufen, in deinen Augen etwas anderes sind, als eine Gleichung, die schwer aufzulösen ist; dann ... du schweigst! Ich habe dein innerstes Wesen entschleiert ... mit einer Stimme, die von Geschlecht zu Geschlecht wiederhallen wird, rufe ich es hinaus in das Weltall bis an die äussersten Grenzen der Schöpfung, dass du nicht der Vater der Welt bist, sondern ... (des Teufels Stimme:) ihr Czar." Man sieht, dass der Dichter Sorge getragen hat, dass der Leser dessen eigenen Gedankengang nicht mit dem des Helden verwechseln könne; denn es ist der Teufel, der hier Conrad souffliert, und die Erbitterung, worunter er spricht, wird ihm von Dämonen beigebracht, die unsichtbar die ihn umgebende Luft erfüllen.

So, aber noch deutlicher, hat auch Krasinski, wo er in „Der gottlosen Komödie" Zweifel zum Ausdruck bringt, die er zu Zeiten vielleicht selbst genährt hat, sie auf die Lippen geisteskranker Männer und Frauen gelegt. Der stärkste Ausbruch des Zweifels, der in den Werken Krasinski's vorkommt, wird in dem Irrenhause ausgesprochen. Dort sagt die kranke Gräfin: „Christus kann uns nicht mehr erlösen. Mit beiden Händen hat er sein Kreuz ergriffen und es in den Abgrund hinab geworfen. Hörst du dieses Kreuz, das die Hoffnung von Millionen von Geschlechtern gewesen ist, in seinem Fall zurückspringen von Stern zu Stern! Es bricht, es zersplittert und mit seinem Staube verdunkelt es das Weltall."

So sehen wir auch, dass der einzige von den Dichtern, der eigentlich an die Philosophie glaubte, der kühne Lyriker *Stephan Garczynski*, der Kampfdichter der Revolution von 1831, Mickiewicz's Liebling und Nachahmer, derjenige unter allen, der sich als Schüler Hegels persönlich am meisten vom Kirchenglauben entfernt zu haben scheint, in seinem Hauptwerke *Waclaw* den Helden zwar Mönche und Priester mit harten und wilden Worten angreifen lässt, aber doch in der Weise, dass die Religion unberührt vom Angriffe bleibt. Er wirft den Mönchen vor, dass sie die Denkfähigkeit und Thatkraft durch ihre Lehre töten, aber er selbst glaubt und betet; es ist nicht im Namen des Verstandes, sondern des Gefühles, dass er sich den kirchlichen Formen entwachsen erklärt.

Garczynski's Hoffnung oder Wunsch als Mensch und Dichter war, seine Gefühlswelt mit seiner Vernunft in Harmonie zu bringen, das Reich des Herzens mit dem des Geistes auszusöhnen. Der vierte Gesang seines „Waclaw", *Die Wissenschaft* betitelt, zeigt, dass er nicht wie der deutsche Denker, dessen Jünger er war, die Erlösung und das höchste Leben im Denken und dessen Entfaltung zur Wissenschaft sah. Erst die Umkehr von Theorie zur Praxis, die Begeisterung, die vom Gedankenleben zur That führt, schien ihm die volle Wahrheit des Menschenlebens in sich zu tragen. Im Kampfe für praktische Ideale allein hörte nach seiner Auffassung der Gegensatz zwischen Gefühl und Vernunft auf, ein Streit zu sein. Und die persönliche Vorliebe des Dichters lag, wie aus dem Gedicht hervorgeht, und wie es zu erwarten war, nicht auf der Seite des räsonnierenden Verstandes, sondern auf Seiten der Begeisterung.

Wir treffen endlich denselben Charakterzug bei Slowacki, sogar wo er in *Beniowski* seinen grossen, leidenschaftlichen Ausfall gegen die Jesuiten macht. Er geht hier so weit, dass er ein Vaterland ohne Zukunft einem Vaterland unter Jesuitenvormundschaft vorzieht. Er überhäuft Rom, ja sogar den Papst mit Hohnworten, aber er ist so weit entfernt, das Christentum selbst als Geistesmacht in Zweifel zu ziehen. dass er Polen zuruft: Das Kreuz, das ist dein Papst!

Der Erguss könnte für das Empfindungsleben jener Tage nicht bezeichnender sein. Der polnische Priester war bei der Empörung von 1831 mit dem Kruzifixe in der Hand an der Spitze der Truppen geschritten und war in Wirklichkeit die Macht, die den gemeinen Mann an die Unabhängigkeitssache knüpfte. Aber dieser Katholicismus war nicht derjenige Roms. Denn als in demselben Jahre das verschmachtende Polen um Hilfe bittend die Hand nach dem Papste ausstreckte, verwies dieser die Polen an den Czaren, verlangte von ihnen Gehorsam und Unterwerfung, und stempelte die polnische Erhebung als Rebellion. Deshalb konnte auch ohne Widerstand von seiten des Papstes im Jahre 1833 die erzwungene Bekehrung der unierten Gemeinden stattfinden. Man wandte von russischer Seite Dragonaden von Kosaken an; sie umringten die Dörfer und knuteten die Priester. Dann hielt der russische Pope mit der Peitsche in der Hand Heerschau über seine neue Gemeinde, und in den Militärkolonien wurden die Widerspänstigen wie aufständische Soldaten getötet. Offiziell hiess es von russischer Seite in der Proklamation über dieses Verschmelzen der unierten Gemeinden mit der griechischen Kirche: „Glückliche Vereinigung,

die keine Thräne gekostet hat! Es ist nur Milde und Überredung angewendet worden.“ Und der Papst, der einzige Souverän, dessen Pflicht es war, das Äusserste für Polen zu thun, sah zu, ohne Protest einzulegen. Es lässt sich daher verstehen, dass Slowacki im Jahre 1841 gleichzeitig seinen Abscheu vor dem Papste und sein Vertrauen zu Kirche und Kreuz aussprechen konnte.

Gleichwohl deutet vieles darauf hin, dass er, wenigstens bis zu der letzten Zeit, wo er von Towianski benommen wurde, skeptisch und schwankend in seinem Glauben gewesen sei. Die Vorrede zu *Lambro* mit ihrem Ausfall gegen die Dichter der religiösen Schule und mit ihrem scharfen Blick für das Falsche und das Künstliche in den Theorien Friedrich Schlegels ist ein Zeugnis dafür. Es ist auch nicht ohne Bedeutung, dass in seiner Jugendtragödie *Mendog*, ebenso wie in seiner Dichtung *Der Mönch*, der Übergang vom Heidentume oder Muhammedanismus zum Christentume, gleichviel ob aus Berechnung oder aus Glauben vollbracht, als unheilbringend, Fluch und Hass der Nächsten hervorrufend, dargestellt wird. Jedenfalls ist es für die polnische Romantik sehr eigentümlich, dass der mit der Bekehrung folgende politische Abfall von den alten Sitten des Volkes oder von der Gemeinschaft mit Landsleuten als so unverzeihlich geschildert wird, dass kein Steigen zu einer höheren religiösen Lebensauffassung dafür entschädigen könne.

VI.

Unter den romantischen Dichtern Polens giebt es drei, deren Namen mit Feuerschrift geschrieben stehen: Adam Mickiewicz, Julius Slowacki, Zygmunt Krasinski.

Lässt man den Blick über die gesammelten Erzeugnisse der drei grossen Romantiker gleiten, so findet man bei ihnen besonders zwei Hauptmotive: Ausmalen von Grausamkeiten und Aussingen von Hoffnungen.

Mit anderen Worten: Es zieht in den Jahren 1820—50 eine doppelte Grundströmung durch die polnische Poesie: Schilderung von Leiden, die in Rachegedanken ausmündet, und Schilderung von Leiden, die im Streben nach seelischer Entwickelung und Läuterung ausmündet. Und während man sonst im allgemeinen Mickiewicz für sich auf die eine Seite, Slowacki und Krasinski als die zwei verbundenen Freunde auf die andere stellen muss, kommen hier Mickiewicz und Slowacki einander am nächsten als Geister, die sich gerne und häufig mit Rachegedanken beschäftigen, während Krasinski ihnen gegenüber als Fürsprecher der allgemeinen Menschenliebe allein steht.

Gemeinsam ist allen Dichtern der Hang zum Tragisch-erschütternden, sei es, dass sie zu einer blutigen

Katastrophe drängen, wie Mickiewicz in *Grazyna*, Slowacki in *Hugo*, oder dass die ganze Dichtung aus Untergangsscenen besteht.

Julius Slowacki, 1809 in Krzemieniec als Sohn eines Professors der Litteraturgeschichte geboren, verlor als kleines Kind seinen Vater, stand jedoch sein ganzes Leben hindurch im zärtlichsten und vertrautesten Verhältnis zu seiner Mutter, die sich bald wieder mit dem in Mickiewicz's *Dziady* angegriffenen Professor Beku in Wilna verheiratete. Verzogen von dessen Töchtern, geliebt von der Mutter, wuchs der Knabe in einem Phantasieleben auf, das in eine ausschliesslich dichterische Neigung überging, und in einem alles verschlingenden Künstlerehrgeiz, welcher der Sporn und ewige Stachel seines Lebens wurde. Er wurde der typische Romantiker, der es als erwiesen ansah, dass ein romantisches Leben die Bedingung zur Erzeugung wirklicher Poesie sei, und der nie Zeit oder Gedanken daran verlor, seiner planlosen Lebensführung eine materielle Grundlage von Arbeit oder Wirksamkeit für den Unterhalt des Lebens zu geben. Jede Rücksicht auf das Nützliche war ihm verhasst.

Seine starke Phantasie war in ihrem Wesen nicht so sehr gestaltenbildend, wie musikalisch und malerisch ausschmückend. Sein Talent lag eigentlich in einer ungeheuren sprachlichen Begabung. Er wirkt durch den Wohllaut der Verse und durch die ausserordentliche Menge der Bilder.

Er wurde an der Universität in Wilna erzogen, die seinem Geiste damals keine weitere Nahrung bieten konnte; sie war schon von der Reaktion verheert. Dagegen saugte er die hochgespannte Vaterlandsliebe der Periode und alle die extatischen

Stimmungen der romantischen Geistesrichtung ein. Byron befruchtete ihn wie so viele der anderen Dichter, aber nirgends war das Gemüt vorbereiteter und verwandter. Die Ansichten und die desperaten Hauptpersonen Byrons wurden sofort zu den seinen. Auch er fasste als Jüngling seine unglückliche Liebe zu einem jungen Mädchen (eine Tochter von Andreas Sniadecki), die, feingebildet und bedeutend älter als er, nichts von seiner Leidenschaft wissen wollte, und erlitt darunter seine ersten Höllenqualen gekränkten Stolzes. Sein Stiefvater starb; Slowacki trat 1829 als Beamter in das polnische Finanzministerium in Warschau ein, als die Empörung losbrach und ihn so ergriff, dass er einige lyrische Gedichte im revolutionären Geiste schrieb. Sein Enthusiasmus scheint sich schnell abgekühlt zu haben, und im Jahre 1831 sehen wir ihn plötzlich von Polen unter Umständen fortziehen, die ihn verhindern mussten jemals zurückzukehren. Er reiste mit einem Passe der Aufstandsregierung ins Ausland, erhielt in Dresden den Auftrag, Depeschen nach London zu überbringen, und reiste von London nach Paris, wo er in den nächstfolgenden Jahren die ersten Bände seiner Dichtungen, Dramen und poetische Erzählungen im Stile Byrons drucken liess.

Bald kam auch Mickiewicz nach Paris. Dieser war damals schon weithin berühmt, Slowacki ein vom unbefriedigten Ehrgeize verzehrter Anfänger, der mit seinem hohen Selbstgefühle und starken Drange nach Anerkennung den grossen Nebenbuhler mit gemischten Empfindungen betrachtete. Seine ersten Poesien hatten kein besonderes Aufsehen erregt; doch erkannten einige polnische Litteraturliebhaber nach

dem Lesen des Dramas *Maria Stuart* ihm gewisse Vorzüge an, die Mickiewicz abgingen.

Halb unsicher, halb zur Selbstüberschätzung geneigt, brannte er darauf, das Urteil Mickiewicz's zu hören. Im Vorworte zum dritten Bande seiner Dichtungen schrieb er: „Nicht durch Lob ermuntert, nicht von der Kritik gefällt, schleudere ich diesen dritten Band in den lautlosen Abgrund, der die zwei ersten verschlungen hat.“ Sein Stolz verhinderte ihn, Mickiewicz aufzusuchen. Aber gemeinsame Freunde brachten sie zusammen, und es folgte ein gegenseitiges Auswechseln von Artigkeiten und Lobreden. Bald darauf wurde Slowacki Mitglied des polnisch-litterarischen Komitees, dessen Vorsitzender Mickiewicz war. Das gute Verhältnis wurde jedoch bald gestört. Bekannte überbrachten Slowacki die Äusserung Mickiewicz's, dass seine Poesie einem wunderbaren Tempel gliche, aber es sei kein Gott darin. Und bald fand Slowacki alles an Mickiewicz widerlich „von seinem gekräuselten Hemde bis zu seinem Papismus.“ Er verneinte sogar seine poetische Beanlagung. Da erschien der dritte Teil von *Dziady,* worin der Dichter höher als je zuvor steigt, aber darin war zu allem Unglück der Stiefvater Slowacki's, dessen Andenken ihm selbst teuer und seiner Mutter heilig war, Professor Beku, als der niedrigste Speichellecker vor Nowosilcow dargestellt, der zur Strafe für seine Schlechtigkeit noch vom Blitze getroffen wird. Von nun ab hasste Slowacki Mickiewicz. Er dachte sogar daran, ihn zu fordern. „O Mutter! schrieb er, es bleibt mir nichts anderes übrig, als dich mit einem solchen Strahlenglanze von Ruhm zu umgeben, dass dich die Pfeile anderer Leute gar nicht treffen können. Gott hat mich

begeistert. Es wird ein ebenbürtiger Kampf mit Adam.“

In den ersten wie in den späteren Dichtungen, die er herausgiebt, hat die Poesie beständig eine Grundlage der Qual, eine Stimmung, wie sie den Anblick der Vernichtung begleitet.

Dies beruht bei ihm wie bei den andern Dichtern natürlicherweise am tiefsten auf der Übereinstimmung, die in der Regel zwischen einem Künstler und seinem Publikum besteht. Wo sich der Gemüter ein solch tiefer Ernst wie der alle polnischen Gemüter nach der missglückten Revolution umspannende bemächtigt hat, muss der Dichter, nur um angehört zu werden, um nicht wie ein die allgemeine Stimmung misverstehender Gaukler bei Seite geschoben zu werden, notwendigerweise in seiner Kunst das Leiden, die Unzufriedenheit, den Zorn über irdische oder himmlische Ungerechtigkeit abspiegeln und eine Menge missglückter Versuche darstellen, Unrecht abzuwenden oder wenigstens das gekränkte Recht zu rächen. Er thut es, weil er im allgemeinen den gleichen Einflüssen wie sein Volk unterliegt, und alle Eindrücke nur noch weit stärker und mit empfänglicheren Organen verspürt.

Am abstraktesten tritt dieser Hang in solchen Werken hervor, wie in Slowacki's: *Die Pest in der Wüste*, das mit Recht höchst berühmt ist als tragische Schilderung eines Unglücks, welches an das der Niobe erinnert. Slowacki hatte im Jahre 1835 von Paris über Marseille eine Reise nach Italien, später von Neapel eine Reise ins Morgenland unternommen, die ihn nach Griechenland, Ägypten, Nubien, Syrien führte und wovon er 1837 über Cypern nach Italien zurückkehrte. Auf dem Wege nach Syrien musste er in

El-Arish mitten in der Wüste in Quarantaine liegen. Diesem Aufenthalte entsprang das Gedicht vom Vater der Pestkranken in El-Arish, worin ein Araber in einfachen, grossartigen Worten erzählt, wie er nacheinander seine vier Söhne, seine drei Töchter und seine Frau von der Pest hat fortreissen sehen. Diese Erzählung, die im Gegensatz zu den meisten andern des Dichters, nicht eine Zeile zu viel hat, sondern die sich durch ihre antike Strenge und alttestamentarische Grösse auszeichnet, hat nicht allein durch ihre künstlerischen Vorzüge, sondern durch ihr Übereinstimmen mit der Melancholie der Lesewelt einen so hohen Grad von Anerkennung erreicht. Mehr als Einer fand das Bild seiner eigenen Prüfungen und Verluste in der Dichtung. In einem dunkeln Gefühle, dass es ein gewisses Band, einen gewissen Vereinigungspunkt zwischen dem Stoffe und dem Leser gab, haben die Kommentatoren versucht, eine sinnbildliche Erklärung des Ereignisses zu geben; sie wollten darin Hindeutungen auf die Verluste und die Trauer ihres Vaterlandes sehen, die man nur durch an den Haaren herbeigezogenen Auslegungen finden kann. In Wahrheit konnte der Leser, selbst ohne irgend eine Symbolik, in der von der Pest betroffenen Familie eine Menschengruppe sehen, deren Schicksal mit seinem eigenen verwandt war.

Der Araber von Slowacki ist ein Gedicht von ähnlichem Charakter. Es schildert die abstrakte Vernichtungsmanie, die satanische Lust, Tod und Verderben um sich zu verbreiten und die Lebensfreude zu töten, wo sie auch gefunden wird. So könnte das Wesen sprechen, das aus einem Hinterhalte die Pfeile der Pest gegen jenen unglücklichen arabischen Vater und seine Kinder abschoss.

Hier ist jedoch mehr vorhanden als die reine Poesie der Leiden. Hier ist damit die Poesie der Grausamkeit vereint, ein Motiv, das immer wieder zurückkehrt. Besonders schwelgt Slowacki im Ausmalen grausamer Handlungen. Das lag nahe. Denn diese Dichter hatten grosse Grausamkeiten erlebt und die Phantasie ist zuvörderst receptiv; sie wirft die Bilder zurück, womit sie angefüllt wurde. Die Grausamkeiten, wovon alle Dramen Slowacki's und die meisten seiner poetischen Erzählungen wimmeln, verraten, welchen tiefen Eindruck die Martyrien, die er erlebt und worüber er gehört oder gelesen, auf sein Gemüt gemacht haben. Einzelne der wildesten Grausamkeitszüge in seinen Poesien sind auf bestimmte historische Motive gebaut. Iwan der Grausame hat einmal wie die Hauptperson in *König Geist* mit seinem Schwerte den Fuss eines Boten an die Erde genagelt; dieser liess sich so wenig wie der alte Sänger im Gedichte dadurch in der Mitteilung seiner Botschaft stören. Und bei Slowacki muss zu weit mehreren solcher Züge das Vorbild augenscheinlich in zeitgenössischen Ereignissen gesucht werden, die sein Blut in Wallung gebracht und seine Phantasie in Schwingung versetzt haben.

Mit Vorliebe verweilen alle die Dichter bei Gefängnisscenen, Verbannungsscenen und harten Strafen. Schilderungen von Qualen, lange Repliken, welche grausame Handlungen erzählen und ausmalen, füllen fast den ganzen dritten Teil von Mickiewicz's „Dziady“, wo der Schriftsteller so tief in seine persönlichen Erinnerungen gegriffen und ohne Scheu die Personen seines Zeitalters mit ihren wirklichen Namen auf den Schauplatz gebracht hat. Nie hat er eine solche, die Haut brennende, realistische Wirkung erreicht. Und wunder-

barerweise hielt er gerade dies für die eigentliche höchste Romantik. In seinem Gedichte *Die Romantik* hatte er damit begonnen die toten Wahrheiten abzuweisen: „Willst Du Wunder sehen, voll von Lebenswahrheit," heisst es dort, „so habe nur ein Herz und sehe in die Herzen!" Kurz darauf definierte er das Wesen der Romantik derart, dass „wenn die Romantiker schreiben, sie die nackte Wahrheit vor Augen haben, während die Klassiker sich mit Gliederpuppen begnügen"; hier betont er ausdrücklich das Recht des Dichters die nackte Wahrheit in seinen nächsten Umgebungen zu suchen, wie niedrig und einfach sie auch erscheine. Dieselbe Lehre verfechtet er endlich ausdrücklich in dieser Dichtung, worin er in Dante'scher Art ohne irgend welche Rücksicht auf Personen, seine Zeitgenossen lobpreist und verurteilt.

In einem Salon in Warschau erzählt hier einer der jungen Herren die Leidensgeschichte Chikowski's im Gefängnis. Er, einer der schönsten, lustigsten und geistvollsten jungen Männer Polens, kürzlich vermählt und glücklich, verschwand eines Tages aus seinem Heim. Es hiess, er habe sich das Leben genommen. Niemand begriff die Ursache. Die Polizei liess das Gerücht verbreiten, dass sein Mantel an der Weichsel gefunden sei. Jahre verstrichen; an einem finsteren Regenabend wurden Gefangene vom Karmeliterkloster nach Belvedere überführt. Ein unerschrockener junger Mann im Zuschauerhaufen rief laut: Gefangene, wer seid Ihr? Und zwischen hundert Namen wurde auch der Name Chikowski als Antwort gerufen. Man unterrichtete seine Frau darüber, sie reichte Bittschrift auf Bittschrift an die Regierung ein, erfuhr aber nichts. In den folgenden drei Jahren,

innerhalb deren keine Nachricht von ihm eintraf, lief nun das Gerücht durch Warschau, dass man ihn peinige, aber dass er nichts eingestehen wolle, dass man ihn die Nächte hindurch wach halte, ganze Monate lang ihm gesalzene Heringe zu essen und nichts zu trinken gebe, dass man Opium in ihn einschütte, um ihn durch Erscheinungen und Gespenster zu schrecken, dass man ihn unter die Arme und unter die Fusssohlen kitzele — bis sein Name unter den Namen anderer Verschwundener in Vergessenheit geriet. Dann läutete es eines Nachts an der Thüre seiner Frau; draussen stand ein Offizier, ein Gendarm und ein Gefangener, den sie gegen einen Schein ablieferten. Sie drohten ihm mit dem Finger: „Wenn du zu reden wagst . . .“ und zogen fort. Er war verändert, war dick geworden, aber mit dem ungesunden Fette der Gefangenen. Die Runzeln eines halben Jahrhunderts lagen auf seiner Stirne. Die alten Freunde, die ihn zu begrüssen kamen, schien er nicht wiederzuerkennen, stierte sie nur mit einem geistesabwesenden Blick an: „Alles, was er in den Tagen gelitten hatte, da er gemartert wurde, und alles, was er in den Nächten gedacht hatte, da er wach lag, offenbarte das Auge in einer Sekunde. Dieses Auge war fürchterlich anzusehen, es glich den Fensterstummeln, die in den vergitterten Fenstern der Gefängnisse sitzen geblieben, deren Farbe dem Grau der Spinngewebe gleicht, die aber, von der Seite gesehen, Regenbogenreflexe werfen, und worin man einen blutigen Rost, Spiegellicht und dunkle Flecke entdeckt. Sie haben ihre Durchsichtigkeit verloren, aber ihre Oberfläche verrät, dass sie lange der Feuchtigkeit, der Verwahrlosung, dem Staube und dem Dunkel ausgesetzt gewesen sind.“ Wenn man ihn nach etwas

fragt, glaubt er stets noch im Gefängnisse zu sein und sagt: „Ich weiss nichts, ich weiss nichts.“

Eine junge Dame [gemeint ist die weibliche Vorsehung der Emigranten, Claudia Potocka] fragt: „Warum wollen Sie nicht solche Stoffe behandeln?“ Ein Graf antwortet: „Der alte Niemcewicz kann sie in seinen Memoiren gebrauchen.“ Ein Litterat ruft aus: „Das ist eine fürchterliche Geschichte.“ Ein zweiter: „Tragisch, auf mein Wort.“ Ein dritter sagt endlich: „Man hört solches an, aber wer würde es lesen! Und wie kann man zeitgenössische Begebenheiten behandeln? An Stelle mythischer Personen Augenzeugen auf die Bühne bringen! Und ausserdem giebt es eine unantastbare und heilige Regel für die Kunst: die Dichter müssen mit der Behandlung eines Ereignisses warten, bis . . . bis . . .“ Ein junger Mann: „Wie viele Jahre soll man warten, bis eine frische Thatsache so trocken wie Tabak und so honigsüss wie eine Feige geworden ist? Erster Litterat: „Es giebt keine bestimmte Regel.“ Zweiter: „Tausend oder zweitausend Jahre. *Man kann doch nicht in Verse setzen, dass sie ihm gesalzenen Hering gaben.*“

Man wird schon aus dem Angeführten einen Eindruck von der Kraft und Anschaulichkeit erhalten haben, womit hier Leiden ausgemalt sind.

Man lese noch die Replik Sobolewski's von den zwanzig Kibitkas (Schlitten) voll von jungen Studenten und Schülern aus Samogitien, die er unter dem Klange der Trommelwirbel nach Sibirien abfahren sah, während die Volksmenge wie eine Mauer vor dem Gefängnisse stand hinter Gardisten mit aufgepflanzten Bajonetten. Hier ist jeder Zug Leben. Man achte z. B. auf diese Zeilen: „Arme Kinder, sie hatten alle den Kopf ge-

schoren wie Rekruten und Ketten an den Füssen. Der jüngste, der nur zehn Jahre alt war, beklagte sich; er konnte seine Ketten nicht heben und zeigte seine nackten und blutenden Füsse. Der Polizeioffizier frug, warum er klage, und menschlich, wie er war, untersuchte er selbst die Ketten. Zehn Pfund! Das stimmt mit dem Reglement, sagte er. — Dann führte man Janczewski heraus . . . die Tortur hatte ihn hässlich gemacht, mager und schwarz, ihn, der vor einem Jahre der lustigste und schönste von allen war. Er sah von seiner Kibitka herab wie der Kaiser von seinem Felsenblock. Sein Auge war stolz, trocken, klar; er schien seine Kameraden trösten zu wollen, und sein Lächeln schien der versammelten Menge zu sagen: Seht, wie wenig mich das Unglück berührt! . . . Er bemerkte, dass Leute weinten, indem sie seine Ketten sahen, hob sie deshalb in die Höhe und schüttelte sie, um zu zeigen, dass sie für ihn nicht zu schwer waren. Die Kibitka fuhr im Galopp fort, er schwang seinen Hut unter dem Rufe: „Nein, noch ist Polen nicht verloren!“ Und die Menge verbarg ihn meinem Blick; aber noch lange sah man seinen erhobenen Arm gegen den Himmel als Hintergrund und den schwarzen zerrissenen Filzhut wie eine Trauerstandarte über dieses glattgeschorene junge Haupt geschwungen, dieses Haupt ohne Fleck, das noch in weiter Ferne so stolz von der Unschuld des Opfers und der Schande der Henker zeugte.“

Wie die Farbe ihre Komplementfarbe, wie der Septimenaccord seine Auflösung, so ruft nun dieses Motiv bei Mickiewicz und Slowacki immer das Rachemotiv hervor.

Auch dies kann man am deutlichsten im dritten

Teile von „Dziady" durch die verschiedenen Gesänge hindurch verfolgen, welche die Gefangenen singen.

Da ist zuerst das Lied Jankowski's: „Damit ich gläubig werde, muss ich erst Jesus und Maria den Czaren, der mein Land besudelt, züchtigen sehen. So lange der Czar lebt und Nowosilcow trinkt und ich selbst Sibirien fürchten muss, so lange darf niemand erwarten, dass ich rufen werde: Jesus, Maria!"

Dann folgt die ironische Weise Kolakowski's: „Was thut es, wenn ich Verbannung, Zwangsarbeit, Ketten ertragen muss, wenn mir nur als treuem Unterthan gestattet wird, für meinen Czaren zu arbeiten! — Wenn ich in den Bergwerken mit Fleiss und Kunst schmieden muss, so sage ich mir: Dieses graue Eisen wird eines Tages eine Axt für den Czar. — Falls ich aus dem Zuchthause herauskomme und ein junges tatarisches Frauenzimmer zum Weibe bekomme, so sage ich zu ihr: Gebäre uns einen Pahlen für den Czar! [Pahlen, Paul I. Mörder]. — Schickt man mich als Kolonist aus, werde ich Hetman oder Bojar, so will ich auf meinem Acker Hanf säen, nur Hanf, für den Czaren. — Aus Hanf macht man einen Strick, einen grauen Strick, den man mit Silber einflechten kann; vielleicht wirft ein Orlow die Schärpe um den Hals des Czaren [Orlow, Peter III. Mörder]."

Endlich singt Conrad: „Mein Geist war verstummt, mein Lied lag im Grabe, aber mein Genius hat Blut gewittert, und mit einem Schrei erhebt er sich wie ein Vampyr, begierig nach Blut. Er dürstet nach Blut, nach Blut. Ja, Rache, Rache! Rache über unsere Henker! Rache, wenn Gott will, und wenn Gott nicht will!"

Man sieht, hier keimt die Poesie der Rache.

Will Gott nicht rächen, so müssen die Polen sich selbst helfen.

Die Rache trägt fast immer eine Maske, lauert hinter der Verstellung, trifft unerwartet, lange vorbereitet. Der Grundgedanke ist stets, dass der von Göttern und Menschen Verfolgte berechtigt sei, alle Mittel zu gebrauchen, und dass die Errettung des Vaterlandes das höchste Gesetz sei. So ist Grazyna in ihrem vollen Rechte, wenn sie bis zum Ungehorsam gegen ihren Gemahl und Fürsten dem höheren Rufe folgt, jede falsche Allianz mit dem Erbfeinde zu verhindern. Und „Wallenrod“ enthält denselben Gedanken in anderer Form: Keine falsche Allianz, aber wohl eine verstellte! Dem fremden Feinde gegenüber sind Heuchelei und Verrat berechtigte Kampfmittel. Als Ordensmeister zieht Wallenrod den Feldzug gegen die Lithauer so lange hin, bis Tausende von Deutschen zu Grunde gegangen sind. Nachdem Lithauen befreit ist, alles für den Orden verloren und er selbst vom heimlichen Gerichte der Ritter zum Tode verurteilt ist, wirft er mit stolzer Verachtung die Maske der Heuchelei ab, tritt das Grossmeisterkreuz mit Füssen und bekennt jubelnd die Sünden seines Lebens.

Dass in der von „Wallenrod“ verkündeten Lehre ein Mittel zur Beschönigung jeden Abfalls lag, wurde von Mickiewicz selbst, aber nicht von seinem kritischen Mitbewerber Slowacki übersehen. Jedenfalls schreckten ihn nicht Missverständnis und Missbrauch. Den schärfsten Ausdruck seines Gedankenganges giebt sicherlich die Ballade *Alpujarras*, die bei dem grossen Gastmahle gesungen wird: Der Maurenfürst Almansor muss Granada aufgeben, denn die Pest wütet in der

Stadt; er schlägt sich durch und flieht. Die Spanier sitzen beim Trinkgelage, als die Wache meldet, dass ein Fremder um Eintritt bittet für eine wichtige Mitteilung, die er bringt. Es ist ein Araber. Spanier! ruft er mit demütigen Mienen: Eurem Gotte will ich dienen, an Euren Prophet will ich glauben, Euer Vasall will ich sein! Sie erkennen Almansor. Der Häuptling presst ihn an sein Herz und giebt ihm den Bruderkuss; alle Anführer umarmen ihn, einer nach dem andern. Da wird er plötzlich schwach, stürzt zu Boden, dreht seinen Turban und ruft triumphierend: Ich bin an der Pest erkrankt! — Er hat mit erheuchelter Unterwerfung den Spaniern die Pest in seinem brüderlichen Kusse gebracht.

So finden wir auch bei Slowacki immer wieder den Fluch, der den gegen die Landsleute ausgeübten Verrat trifft — Jan Bielecki, Waclaw (derselbe Peter Potocki, der in Malczewski's „Marja" und später in Slowacki's „Horsztynski" vorkommt) — und immer wieder eine Verherrlichung des Betrugs oder der Überrumpelung variiert, die gegen den Feind ausgeübt wird (Lambro, Kordjan). „Lambro" ist die Geschichte eines Griechen, der sich zum Räuber und Renegaten macht, um desto sicherer türkische Gewaltthäter zu treffen — eine Gestalt ohne Menschlichkeit, wozu das Modell kaum im Leben gefunden wurde, sondern in den orientalischen Poesien Byrons. Kordjan ist ein Pole, exaltiert und nervös, allzu fein und zart für den blutigen Auftrag, den er übernimmt, einen Mordversuch auf Kaiser Nikolaj — eine von Mickiewicz beeinflusste Gestalt, für welche doch Selbstbeobachtung zu Grunde liegt. Sowohl das Drama wie das Gedicht behandeln allein den Rachegedanken.

Gegen diesen Grundgedanken hat Zygmunt Krasinski die Tendenz seiner bedeutungsvollsten Werke gerichtet. Sein Geburtsschicksal und seine Familienverhältnisse hatten ihn dahingebracht eine weniger einfache Lehre aus dem Schauspiel der menschlichen Leiden zu ziehen.

Zygmunt Krasinski wurde 1812 in Paris von polnischen Eltern geboren, die der höchsten Aristokratie angehörten. Sein Vater trat als junger Mann in das Heer Napoleons ein, stieg bis zum kaiserlichen Adjutanten und führte nach der Thronentsagung Napoleons als General die polnischen Regimenter zurück. Er wurde Senator, Wojewode, eröffnete in Warschau einen grossen Salon für Männer der Wissenschaft und Künstler, worin die klassische Geistesrichtung eins ihrer Kastelle hatte, und erwies sich bald als einer der treuesten Diener Alexanders und Nikolajs. Er machte sich auf eine sehr unvorteilhafte Weise bemerkbar, da er 1828 als Mitglied des Reichstaggerichtes, das über die politischen Verbrecher in Polen eingesetzt war, ganz allein für strenge Verurteilungen der Verschworenen war. So tapfer er auf dem Kampfplatze gewesen war, so furchtsam, so leicht geschmeichelt und leicht verlockt zeigte er sich in Friedenszeiten der russischen Regierung gegenüber.

Die hohe, öffentliche Stellung des Vaters — noch im Jahre 1856 löste er Paskiewicz als Statthalter ab — wurde verhängnisvoll für das Leben des Sohnes, beraubte ihn, der trotz aller Uneinigkeit mit dem Vater sich an ihn durch unverbrüchliche Pietät gebunden fühlte, jeder Freiheit nach aussen hin, sowohl im persönlichen als litterarischen Auftreten.

Nur 16 Jahre alt erlitt er um des Vaters Willen

eine Kränkung, die er nie vergessen konnte. Als im Jahre 1829 eine der populären Persönlichkeiten Polens, der Gerichtspräsident Bielinski begraben wurde, fanden sich nach Verabredung alle Studenten der Warschauer Universität in Massen zur Feierlichkeit ein und liessen die Vorlesungssäle leer stehen. Auf Befehl des Vaters musste Zygmunt Krasinski jedoch wie sonst zur Universität gehen, wofür seine Kameraden am nächsten Tage über ihn herfielen und ihn herauswarfen. Die Scene wird in Krasinski's *Das unvollendete Gedicht* geschildert: „Ich sehe das alte Gebäude, in dessen Sälen tausend Gleichaltrige sitzen und wo die Lehrer von den Kathedern sprechen. Ich sehe die Treppe, die sich wie eine Schlange windet. Nicht wahr? Ich war ein tapferer kleiner Bursche, wenn auch noch nicht ausgewachsen und nicht stark. Ich kam von Hause, ging stolz an allen vorüber, wohl wissend, dass sie mich hassten, nur wusste ich nicht, weshalb. Sie umringten und bedrängten mich von allen Seiten und riefen: Junker! Junker! als wäre es eine Schande, dass ich weiss, wo meine Vorfahren begraben liegen. Ich erfasste das eiserne Geländer, aber sie zogen mich an den Händen, an den Füssen, am Mantel ... Da offenbartest Du Dich, mein Genius, und sagtest: Sie sind ungerecht. Sei Du mehr als gerecht, verzeihe ihnen und habe sie lieb!“

Das Schicksal hatte ihn zum Leiden geweiht, und er sah in dem erlittenen Unglimpfe keine Aufforderung die Rolle zu übernehmen, welche die Ungerechtigkeit seiner Landsleute und die Versuchungen der Machthaber für ihn zurecht legten. Ebensowenig konnte es ihm mit seinem vornehmen und sanften Naturell einfallen, sich bei der Masse durch einen

Bruch mit seinem Vater beliebt zu machen. Er nahm sowohl als Jüngling, wie als Mann, eine übertrieben kindliche Rücksicht auf diesen Vater, der als Überläufer mit russischen Ehrenerzeigungen und polnischen Verwünschungen bedeckt war. Seinetwegen verblieb er sein ganzes Leben hindurch als Dichter anonym, und das Bewusstsein den Vater im gegnerischen Lager zu haben, machte es ihm unmöglich in seinen Poesien ein Evangelium der Rache zu verkünden. Er wagte einem der Glaubenssätze seines Volkes und einer Grundstimmung in der Litteratur jener Zeit zu trotzen, indem er die Ohnmacht des Hasses einem Volke verkündete, das von leidenschaftlichem Temperament, von kriegerischem Instinkte und überdies so zermartert und verzweifelt war, dass alle Erzeugnisse seiner Phantasie bisher nicht nur finster wie ein wolkenbedeckter Himmel, sondern vom Blitzstrahl der Rachsucht durchkreuzt waren. Über die Produktionen der andern Dichter wird in „Wallenrod" gesagt: „Mord und Feuersbrunst, darüber liebt Ihr Waideloten (lithauische Sänger) zu singen. Uns überlasset Ihr die Ehre und die Todesqual. Von der Wiege an, windet Euer Gesang sich wie eine Schlange um die Brust des Kindes und giesst ihr Gift in seine Seele: die wahnsinnige Begierde nach Ruhm, und die wahnsinnige Liebe zum Vaterland." Aber keiner von ihnen besass ein solches Gefühl der Verantwortung, wie Krasinski. Er litt schrecklich, wenn er von den grausamen Strafen hörte, die junge Studenten trafen, weil sie seine verbotenen Poesien verbreitet hatten.

Auch Krasinski schildert nur Leiden. In *Irydion* stellt er das Leiden dar, welches eine Fremdherrschaft geschichtlich verursacht hat, indem er ein Bild des

alten Griechenlands giebt, einige hundert Jahre nachdem es von Rom erobert wurde. Er schildert bei den Auserlesenen unter den Griechen die Liebe zu Hellas als dem Lande, dem Europa für alle schöne Kultur zu danken hat und das sein erster Lehrer über die Bedeutung der politischen Freiheit gewesen ist, und er malt den Hass gegen Rom, den grausamen und hochmütigen Herrn Griechenlands, dessen halb barbarische Kultur entliehen ist. Das Drama zeigt uns den hellenischen Volksgeist über einem grossen Rachwerk brütend nach Jahrhunderten der Unterdrückung und Schande, zu einer Zeit, da Caracallas und Heliogabals entsetzlicher Machtgebrauch die Gemüter aller Besseren erregt hat.

Irydion ist „der Sohn der Rache", des Rächers Kind; er ist Sohn des grossen Griechen Amfilochos, der selbst einer Generation angehört, für welche die Rache noch nicht reif schien, der aber Irydion und seiner Schwester Elsinoe, zwei Kindern, die ihm ein nordisches Weib geboren, den Hass gegen Rom eingeprägt hat. Als er sie segnete, während sie als kleine Kinder schliefen, sagte er zu ihnen: „Erinnert Euch, Rom zu hassen, und Euch zu rächen, Du Irydion mit Feuer und Schwert, Du Elsinoe mit aller Klugheit und treulosen Kunst der Frau!"

Und Irydion lebt in seinem Palast zu Rom nur dem Rachegedanken und verkuppelt in dessen Dienst seine reizende Schwester dem elenden und schwachen Knaben, der an der Spitze des Reiches steht. Elsinoe biegt Heliogabal wie ein Rohr, und Irydion erklärt dem Kaiser, dass nicht dessen Mitbewerber Alexander Severus, sondern die Stadt Rom selbst sein Feind sei. Gegen die Stadt solle er den Krieg führen, den Nero

mit der Feuersbrunst begann, und dann die Kaiserkrone für Byzanz retten. Und den Heliogabal bezaubert diese Poesie der grossartigen Vernichtung, die ihn fesselt, wie sie bessere Menschen, als ihn, fesseln konnte — zum Beispiele polnische Dichter.

Krasinski hatte richtig empfunden, dass zu jener Zeit für die meisten seiner Landsleute Polen allmählich nur ein Name geworden sei, der nach Rache rief. Er sah die Gefahr, die für den Rechtssinn der Nation darin lag, dass sie dazu gelangt war, alles dem Unterdrücker gegenüber für erlaubt zu halten. Schon in dem Gedichte an die polnische Mutter waren ja Lüge, Heuchelei und Betrug als Tugenden gepriesen. So hatte niemand dem Helden von Ostrolenka, General Bem, übel genommen, dass er sich nur deshalb zum Muhammedaner machte, um in türkischem Dienste Russland besser zu Leibe gehen zu können. So nahm es später niemand Wielopolski übel, dass er in einem offenen Briefe an Metternich nach dem Gemetzel in Galizien das Aufgehen des Volkes in Russland in der blossen Hoffnung predigte, dass Übereinkunft mit dem mächtigsten Feinde Rache über die beiden andern Feinde, Österreich und Preussen, schaffen möge, die dann ein neuer Attilla vernichten könne.

Krasinski ängstigte sich vor diesem Nationalgefühle, das nur im Hasse lebte, vor dieser Vaterlandsliebe, die zwar stärker als der Tod war, aber immer den Tod im Munde führte. Er schrieb Irydion um sein Volk zu warnen.

Im letzten Augenblicke scheitert für Irydion alles an dem Misstrauen der christlichen Bischöfe gegen ihn. Elsinoe verlangt, dass Heliogabal getötet werde, um zu rächen, was sie als seine Geliebte gelitten;

dann tötet sie sich. Alexander Severus siegt und wird Kaiser. Und Irydion will sterben, als Massinissa — sein böser Schutzgeist, der Waidelote aus *Wallenrod* in grösserem Stile, ausserdem eine Art Inkarnation des antiken Abscheus für das christliche Wesen — ihn in den Weltenraum entführt. In der Entfernung sieht er von einer Anhöhe an der Küste Rom „seinen Marmor in der Sonne zeigend, wie ein Tiger seine weissen Zähne zeigt.“ Und Angst ergreift ihn, dass Rom nicht zu Grunde gehen werde, wie seine Mutter prophezeit hatte. Massinissa lehrt ihn dann, dass die Goten zwar Rom in Schutt zerstampfen aber dass die Christen dann ein neues Rom schaffen werden, das die Krieger des Nordens an seinem Gängelbande führen, zum zweiten Male alle Völker der Erde beherrschen werde.

Krasinski wollte seinem Volke in einem grossen Beispiele zeigen, dass die blosse Rachsucht nichts dauerndes erzeuge, und dass der Hass allein unfruchtbar sei. Er wollte vielleicht ausserdem, wie Klaczko fein bemerkt hat, andeuten, dass der Feind neue Lebenskraft gewinnen kann, wo es am wenigsten vermutet wird, wie Rom den Grundwall seiner zweiten Grösse im Christentume fand, die Nachfolger des deutschen Ordens einen ähnlichen Grundwall in der Reformation fanden, und wie Russland in der Civilisation unseres Jahrhunderts die gerade eine Drohung gegen Russland scheinen könnte, ihn vielleicht finden wird.

Der Epilog versetzt uns in das Rom der Papstmacht zur Zeit von 1830. Irydion wandert mit Massinissa über die Ruinen des alten Roms und inmitten der Ruinen von dessen späterer Grösse. Die

Herrschermacht ist durch ein Paar Greise mit Purpurmänteln vertreten, die von einigen Mönchen gegrüsst und Kirchenfürsten genannt werden. Sie setzen sich in einen Wagen, mit zwei schwarzen alten Pferden bespannt, und hinten steht ein Diener mit einer Laterne. Das sind die Nachfolger der Cäsaren! sagt Massinissa. Irydion hasst nicht mehr das Christentum, dessen Schicksal ihm nun so traurig erscheint, wie ehedem dasjenige Griechenlands.

Zuletzt hört Irydion eine Stimme, die ihm zuruft: „Gehe nach Norden in Christi Namen, und halte erst im *Lande der Gräber und Kreuze* an! Du kannst es an dem Schweigen seiner Krieger und an der Traurigkeit seiner kleinen Kinder erkennen. Du kannst es an den abgebrannten Hütten der Armen und den zerstörten Palästen der Verbannten erkennen. Gehe dorthin und siedle Dich zwischen den neuen Brüdern an, die ich Dir gebe. Es soll Deine zweite Prüfung sein. Zum zweiten Male sollst Du den Gegenstand Deiner Liebe durchbohrt und im Todeskampfe sehen, und die Leiden tausender von Seelen wird dein Herz fassen.“

Die Moral ist also diese: Im Lande der Gräber und der Kreuze handelt es sich um dasselbe, worum es sich im Lande der Tempel und Cypressen handelte, nicht darum, seinen Feind mit allen Mitteln zu bekriegen, sondern ihn durch geistige und sittliche Überlegenheit zu überwinden.

Die von Krasinski immer wieder verkündete Lehre lautet: Nicht bessere Zeiten aus dem Bösen zu erwarten, das wir wünschen könnten unserem Feinde zuzufügen, sondern aus dem Guten, das wir in unserm eigenen Gemüte entwickeln. Was er fürchtet, ist das

Gift, das die Knechtschaft erzeugt und in die Seelen ausscheidet. Für ihn ist Sibirien, Knute und Qualen das weit geringere Unglück im Vergleiche damit, dass der Volksgeist an der Rachsucht vergiftet werde.

Wir haben also diesen Grundgegensatz:

Dort die Rücksichtslosigkeit der Verzweiflung, die alles gutheisst, wenn es nur den Tyrannen trifft: Grazynas That, Wallenrods Betrug und Verrat, Almansors Pestkuss, Kordjans Mordversuch.

Hier, während Paskiewicz in Warschau herrscht, eine Stimme, die gegen den unfruchtbaren Hass warnt und die, ihrer angeblichen Feigheit wegen mit Spott beantwortet, sich damit begnügt immer wieder auf das Streben nach einer höheren Kultur hinzuweisen, um durch geistige Entwicklung und Läuterung den Feind zu überstrahlen und solchermassen zu überwinden.

Es giebt zwei grosse leitende Prinzipien im Kampfe des Lebens. Das eine ist irdisch, das andere geistig, das erstere hat die nächsten, das zweite die fernen Folgen einer Handlung vor Augen. Das erstere lautet: Da das Leben voller Schrecken ist, so mache deinen Feind unschädlich, indem du ihn vernichtest. Dazu sind alle Mittel gut. — Das andere lautet: Da das Leben voller Schrecken ist, so vermindere ihre Zahl, indem du Hass mit Liebe vergeltest! Liebe deinen Feind, entwaffne ihn durch ein Selbstgefühl, das sich nur in Liebe entfaltet und das, stärker als der Tod, überall Leben erweckt! — Das erste ist das Prinzip Conrads und Kordjans, das letzte ist das Prinzip des grossen Anonymus. Vielleicht sind sie, von Volk zu Volk verkündet, beide gleich unpraktisch. Das eine, weil die Rache stets aufs neue Rache erzeugt, das andere,

weil Liebe als einziges Prinzip unzulänglich ist in einer Welt, wo die Sanftheit des Lammes keinen Schutz gegen den Zahn des Wolfes bietet.

Aber es sind diese zwei Prinzipien, die, beide gleich romantisch, die romantische Litteratur Polens durchziehen.

Es giebt noch ein drittes, unromantisches und unsentimentales Prinzip, das nicht lehrt: seinen Feind vertilgen, auch nicht: ihn lieben, sondern mehr und besser arbeiten, als er. Die Zukunft gehört weder dem Rächer noch dem Apostel, sondern dem, der mit Genie arbeitet.

VII.

Es kommt noch eine Variante des Rächertypus vor, die viel vom Verkündertypus in sich trägt, die bisher nicht berührt ist und für sich behandelt werden muss. Es ist die Gruppe von Gestalten in der romantischen Litteratur Polens, die man mit einer Gemeinbezeichnung die Hamletgestalten nennen könnte. Es giebt ja in der Renaissancelitteratur diese eine grosse Gestalt, Shakespeare's Hamlet, wovon man die moderne Poesie datieren kann, die ursprünglich aus englischem Wirklichkeitssinn und Montaigne'scher Skepsis entstanden ist. Wie „Hamlet" das erste philosophische Drama der neueren Zeit ist, so tritt auch hierin zum ersten Male der typisch moderne Mensch auf mit dem tiefempfundenen Kampfe zwischen dem Ideale und der Umgebung, mit der tiefempfundenen Kluft zwischen den Kräften und der Aufgabe, mit der ganzen inneren Vielfältigkeit des Wesens, mit Feingefühl und Grausamkeit, mit Witz ohne Lustigkeit, mit ewigem Aufschub und rasender Ungeduld.

Viel vom Modernsten in der Poesie des Jahrhunderts stammt von Hamlet. In Deutschland legt ihn Goethe in „Wilhelm Meister" aus und dieser umdichtete Hamlet erinnert an Faust. Als Faust auf englischen Boden umgepflanzt wird, entsteht Byrons Manfred, ein neuer, wenn auch entfernter Abkömmling

Hamlets. Aber in Deutschland nimmt das Byron'sche Wesen eine neue und Hamlet'sche (Yorick'sche) Gestalt in dem bitteren und phantastischen Witze Heines an, in seinem Hasse, seiner Laune und Geistesüberlegenheit. Das Geschlecht, dem in Frankreich Alfred de Musset angehörte und das er in seinen „Confessions d'un enfant du siècle“ schilderte, nervös, entzündbar wie Pulver, mit zeitig gestutzten Flügeln, ohne Feld für ihren Thatendurst und ohne Thatkraft auf ihrem geschichtlichen Felde, erinnert lebhaft an den Typus. Und die vielleicht beste Mannesgestalt Mussets, Lorenzaccio, wird der französische Hamlet, in Verstellung geübt, langsam, geistreich, sanft gegen die Frauen und sie doch mit harten Worten verletzend, krankhaft danach verlangend, der Bedeutungslosigkeit und Thorheit seines Lebens durch eine That abzuhelfen, und zu spät handelnd, zu keinem Nutzen, desperat.

Hamlet, der vor Jahrhunderten das junge England gewesen, und der für Musset eine Zeit lang das junge Frankreich war, wurde später der Name, womit das Deutschland der vierziger Jahre sich taufte. „Hamlet ist Deutschland“ sang Freiligrath.

Es kommt während der Entfaltung der polnischen Romantik ein Zeitpunkt, in welchem die Dichter geneigt sind zu sagen: Hamlet ist Polen.

Verwandte politische Verhältnisse bewirkten, dass die Hamletgestalt schon gleichzeitig, aber doch zumeist um zwanzig Jahre später dazu gelangte, eine andere slavische Litteratur zu beherrschen, die russische, wo man sie von den Erzeugnissen Puschkins und Gogols bis zu denjenigen Gontscharows und Tolstojs verfolgen kann, während sie in Turgeniew's Produktion

eigentlich den Hauptplatz ausfüllt. Aber man wird sehen, dass die eigentliche Pointe im Hamletbewusstsein, der Rächerberuf, hier fehlt, weil aller Nachdruck auf das Missverhältnis zwischen Reflexion und Thatkraft im allgemeinen gelegt ist.

Dagegen findet man in all den polnischen Dichtergeistern tiefe Züge von Hamlets Wesen. Sie stehen seit ihrer Jugend alle in seiner Situation. Die Welt ist verrenkt und sie soll von ihrem schwachen Arm eingerenkt werden. Sie fühlen alle wie Hamlet das innere Feuer und die äussere Ohnmacht ihrer Jugend, hochgeboren, wie sie sind, edeldenkend, wie sie sind, fassen sie die Zustände, die sie umgeben, als ein einziges, grosses Schrecknis auf, sind zugleich zum Träumen und Handeln, zum Grübeln und zur Rücksichtslosigkeit veranlagt.

Wie Hamlet haben sie ihre Mutter, das Land, dem sie das Leben schulden, unter der Hand des gekrönten Räubers und Mörders erniedrigt gesehen. Der Hof, wozu ihnen zuweilen der Zutritt offen steht, schreckt sie, wie der Hof des Claudius den dänischen Prinzen schreckt. Diese Nachkommen Hamlets sind, wie er, grausam gegen ihre Ophelia, verlassen sie, wenn sie von ihr aufs höchste geliebt werden; sie lassen sich, wie er, weit fort nach fremden Ländern schicken und wenn sie sprechen, verstellen sie sich, wie er, kleiden ihre Ansichten in Gleichnisse und Allegorien. Von ihnen gilt endlich, was Hamlet von sich selbst sagt: Nimm dich in acht; denn es liegt etwas Gefährliches in mir. Das eigentümlich Polnische ist, dass, was sie schwächt, und sie auf ihrem Wege hindert, nicht ihre Reflexion, sondern ihre Poesie ist. Während die Deutschen dieses Typus in Reflexion, die Franzosen

in Ausschweifungen, die Russen in Faulheit, Selbstironie oder Selbstaufgeben zu Grunde gehen, führt die Phantasie die Polen irre, und bringt sie dahin, ein Leben abseits vom wahren Leben zu führen.

Der Hamletcharakter bietet ja eine Mannigfaltigkeit von verschiedenen Seiten. Hamlet ist der Zweifler, ist der durch Rücksichten oder Erwägungen an Unthätigkeit Gebundene, ist der Gehirnmensch, der teils nervös handelt, teils aus Nervosität nicht zu handeln vermag, er ist endlich der Rächer, der Mann, der sich verstellt, um desto besser rächen zu können. Jede dieser Seiten wird von den polnischen Dichtern entfaltet.

In Mickiewicz's persönlichem Charakter liegt wenig Hamletartiges, es sei denn, dass man die fast geisteskranke Benommenheit von einer Idee so bezeichnen will, die sich seiner von dem Augenblicke an bemächtigte, da Towianski in sein Leben trat. Die Befreiung Polens wurde von nun an für ihn eine Religion, eine Gewissheit. Er wollte an Nikolaus schreiben, Rothschild bekehren, um ihn für die Sache zu gewinnen. Der Lehrstuhl der slavischen Geschichte und Litteratur, den ihm die Julimonarchie am Collège de France übertragen hatte, wurde ihm entzogen, da seine Vorträge nach und nach dazu übergingen, aus der blossen Entwicklung phantastisch-patriotischer Theorien zu bestehen (1844). Aber Thatkraft besass er. 1848 versuchte er eine Legion von Polen in Italien zu bilden.

Unter Napoleon III. Regierung, der nach seinem Glauben die Messiasversprechungen des grossen Napoleon verwirklichen würde, versah er einige Jahre das bescheidene Amt eines Bibliothekars am Arsenale, das ihm der Kaiser gegeben hatte, reiste jedoch während

des Krimkrieges nach Konstantinopel, um in der Türkei eine polnische Legion gegen Russland zu bilden. Unter diesen Bestrebungen starb er dort im November 1855.

Es liegt jedoch ein Schimmer von etwas Hamletartigem in verschiedenen Gestalten, die er geschaffen hat, in Wallenrod, in Gustav, in Conrad, in Robak. Gustav spricht die Sprache des tiefsinnigen Wahnsinns, Conrad vertieft sich in philosophische Grübeleien, Wallenrod und Robak verstellen oder verkleiden sich im Dienste der Rache, und der letztere tötet, wie Hamlet, den Vater seiner Geliebten.

Eine weit grössere Rolle spielt das Hamletwesen bei Slowacki. Er war wild und sanft, unbändig und epheuartig, klammerte sich im Leben an seine Freunde, in der Kunst an Vorbilder, lebte nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit, sondern mit dem Kopfe, in seinen Ideen und seiner Phantasie. Seine Phantasie ist farben- und melodienreich, ornamentierend und instrumentierend, aber ihr fehlt jede Plastik. Darum ist der Rat Krasinski's an ihn so treffend: Lege Granit unter deine Regenbogen!

Seine historische Stellung ist die, dass er sich durch und durch als Mickiewicz's Nebenbuhler und Gegner fühlte. Seine dichterische Produktion ist zum grossen Teile dadurch bedungen. In der Geschichte des Mittelalters lesen wir von Gegenpäpsten. Slowacki gehört zu der nicht geringzahligen Rasse der Gegenpäpste. Seine eigentliche Originalität beruht in der Form. In Betreff der Gestalten und Grundmotive wird er fast ganz durch die Vorbilder bestimmt, die er nachahmt, und durch die Rivalen, die er übertreffen oder denen er widersprechen will. Um so deutlicher

verspürt man in seinem empfänglichen Naturell die allgemeinen Tendenzen der Litteratur.

Sein Drama *Kordjan*, angesichts des Mont-Blancs geschrieben, der Slowacki „eine gemeisselte Statue Sibiriens“ schien, hat als Motiv die Krönungsverschwörung gegen Kaiser Nikolaus. Giebt es etwas Hamletähnlicheres, als Kordjans Antwort auf den Ausruf des Präsidenten „Du hast Fieber, Deine Augen sind wild“:

Kordjan.

Es ist nichts, alter Mann! Es ist mein Haar, das weiss wird und meine Gehirnschale verzehrt. Ich fühle jedes meiner Haare die Qual des Todes leiden; aber es macht nichts . . . Pflanzt auf mein Grab zwei Pappelzweige und einen Rosenbaum. — Ströme von Thränen werden sie netzen und ich werde wieder Haare auf den Kopf bekommen . . . Hast Du eine Feder bei Dir? Ich möchte wohl die Namen derer aufschreiben, die mir nachweinen werden. — Mein Vater tot; meine Mutter tot. Alle meine Verwandten tot; sie schlimmer als tot . . . Also nach mir bleibt niemand zurück. Sie bleiben Alle mit mir zusammen! Und der Galgen wird mein Denkmal.

Der Präsident.

Kordjan! Da ist der Zettel, den Du den Verschwörern gabst, nimm ihn, verbrenne ihn und sei von Deinem Wort erlöst!

Kordjan.

Eins, zwei, drei! Das Gewehr über! Schildwachen auf dem Schlosse! Gebet Acht! Welche dummen Worte, sie wollen lehren, wie man gehen soll. — Alter Mann! Du langweilst mich mit Deinem friedlichen Gesicht, ich kann nicht vergessen, dass ich nie alt werden soll. Wenn ich Dich jemals mit meiner zahlreichen Kinderschar umringe, so bespeie meine weissen Haare, ich erlaube es. (Die Uhr schlägt elf.) Es ist der Himmel der mich ruft (eilt heraus).

In einer grossen phantastischen Scene wird nun Kordjans Eintritt ins Schloss geschildert, wo er diese Nacht Wache hat und wo er mit seinem Karabiner im Arme nach der Schlafkammer des Kaisers geht, während die Stimmen der Einbildungskraft und der

Furcht unausgesetzt ihm zusprechen. Die Einbildungskraft sagt: Höre mich! Ich spreche zu deinen Augen! Die Furcht: Höre mich! Ich spreche im Klopfen deines Herzens! Bis Wände und Säulen zu Schlangen und Sphinxen werden, der Fussboden lebt, die Pflanzen Ohren haben, die Blumen ihn anstieren und lange Leichenzüge von der Kirche ins Schloss wandern: Särge, Scepter, Kronen, Leichen, und immer mehr Leichen, während die Kirchenglocken läuten. Kordjan stürzt zu Boden, den Arm um sein Bajonett. Er war der That nicht gewachsen. Die polnische Neigung zur Phantasterei stellte sich zwischen ihn und seine That.

Nicht weniger hamletartig ist in *Kordjan* die frühere, fein ausgeführte Scene, worin Kordjan als Emigrant Audienz beim Papste hat, demselben Gregor dem sechzehnten, der im Juli 1832 in einem Briefe an die Bischöfe von Polen die polnische Revolution als Empörung gegen den *legitimen* Herrscher verurteilt hatte, und den *grossmütigen* Kaiser lobpries, der — Gott sei gedankt! — die Ordnung und Ruhe wiederhergestellt hatte.

Die Scene spielt im Vatikan. Der Papst sitzt in 'seinem Stuhle. Zu seiner Seite auf einem Taburett seine dreifaltige Krone. Darauf ein rothalsiger Papagei.

Ein Schweizer

öffnet Kordjan die Thüre und meldet mit lauter Stimme:

Graf Kordjan, polnischer Edelmann!

Der Papst.

Sei gegrüsst, Nachkomme Sobieski's! (Er streckt den Fuss vor. Kordjan kniet und küsst ihn.) Polen wird ständig von den Wohlthaten des Himmels überhäuft, nicht wahr? Täglich danke ich Gott im Namen dieses glücklichen Landes. Denn der Kaiser, der wirklich einem Engel mit einem Ölzweige gleicht, trägt im Herzen stets die beste Gesinnung für die katholische Religion. Wir sollten *Hosianna* singen . . .

Der Papagei
(mit durchbohrender Stimme):

Miserere!

Kordjan.

Ich bringe Euch, heiliger Vater, hier eine heilige Relique; es ist eine Handvoll der Erde, wo man zehntausend Menschen, Kinder, alte Leute, und Frauen gemordet hat . . . ohne ihnen zuvor die Sakramente des Altars zu geben. Verwahre sie, wo Du die Geschenke der Czaren verwahrst, und gieb mir dagegen eine Thräne, nur eine Thräne . . .

Der Papagei.

Lacrymae Christi.

Der Papst.

. . . Morgen sollst Du mich in meiner ganzen Majestät zu sehen bekommen, den Segen über die Stadt und die Welt verbreitend. Du wirst ganze Völkerschaften vor mir auf den Knieen sehen. Lass die Polen zu Gott beten, Ehrfurcht vor dem Czaren haben und fest an ihrer Religion halten.

Kordjan.

Aber diese Handvoll blutiger Erde segnet sie keiner? Was soll ich meinen Freunden antworten?

Der Papagei.

De profundis, clamavi, clamavi!

Der Papst.

. . . Mein Sohn! Gott leite deinen Gang und möge Dein Volk die Keime des Jakobinismus aus seinem Schosse reissen und ganz und gar sich heiligen, um Gott zu verehren und die Erde zu bebauen und nichts anders mehr in den Händen haben, als Psalmbuch, Harke und Rechen.

Kordjan
(seine Handvoll Erde in die Luft werfend).

Ich werfe die Asche der Märtyrer hinaus in alle Winde. Mit sorgenvoller Seele kehre ich heim in mein Geburtsland.

Der Papst.

Wenn die Polen überwunden werden, kannst Du sicher sein, dass ich der erste sein werde, der sie in den Bann thut. Möge die Religion wie ein Ölbaum wachsen und das Volk in Frieden unter seinem Schatten leben.

Der Papagei.

Halleluja!

Und finden wir nun bei Slowacki den radikal angelegten polnischen Hamlettypus, so begegnet uns bei Krasinski, der in so vielen Jahren Slowacki's Freund und Stütze war, der konservativ veranlagte Hamlet. Der Dichter konnte nicht mit vollkommen freier Selbständigkeit seine Lebensanschauung von innen heraus entwickeln. Ein gewisser Vorbehalt war ihm durch seine Stellung als Sohn seines Vaters und durch eine Geschlechtserbschaft aristokratischer Tendenzen diktiert. Oft und häufig hat bei ihm offenbar die persönliche Originalität in einem beständig niedergekämpften, inneren Streit mit der Lehre gelegen, die er verkündete, und mit der Lebensanschauung, die er verfochte, — eine Lebensanschauung, die alle Vorzüge einer erhabenen und pöbelfeindlichen Denkart hat, die aber nie jung ist, nicht einmal in der ersten Jugend.

Der Held der *Gottlosen Komödie* hat mehr als einen Zug mit dem berühmtesten aller Dänen gemeinsam. Er besitzt die Empfindlichkeit und Einbildungskraft Hamlets. Er strebt nach einem Ideale, steht aber gleichsam ausserhalb der Wirklichkeit, sein Leben dichtend. Er ist ein Freund von Monologen und beschäftigt sich mit Schauspielen. Er hat ein äusserst feinfühliges Gewissen, kann aber grausame Handlungen begehen. Er wird für die unvernünftige Schwierigkeit seines Wesens durch den Irrsinn seiner Frau bestraft, ungefähr wie Hamlet für seine verstellte Tollheit durch die wirkliche Geisteskrankheit Ophelias bestraft wird. Aber dieser Hamlet liegt in stärkerem, inneren Streite und wird von einem ganz anderen und tieferen Zweifel als der Hamlet der Renaissancezeit verzehrt. Jener zweifelt daran, ob der

Geist, dessen Sache er verfechtet, mehr als ein Phantom sei. Wenn Graf Henrik sich in *das Kastell der heiligen Dreieinigkeit* einschliesst, ist er nicht sicher, dass die heilige Dreieinigkeit mehr sei als dieses. Er hat keinen Glauben, nur Drang zu glauben. Er ist konservativ und klerikal, nicht aus Überzeugung, sondern aus Furcht, dass die Mächte, die jenes Kastell bekämpfen, nur zerstörende sind. Aus rein politischen Gründen verfechtet er ein religiöses System, worüber er von seinem plumpen Gegner, dem Führer der Demokratie, Pankratius (eine Gestalt wie Renans Caliban), die härtesten Wahrheiten hören muss, ohne sie widerlegen zu können. Es nützt wenig, dass er, als Pankratius ihm seine Utopien entwickelt, die Antwort bereit hat: „Du glaubst selbst nicht daran“, wenn dieser auf seine Replik von der Menschheit, die schon durch Christus erlöst ist, antworten kann: „Warum half er denn nicht den Menschen in den fast zweitausend Jahren des Jammers und Elends, die seit seinem Tode verstrichen sind. Bist du im Bilde der Menschheit oder der Ammenstube erschaffen?“

Diese Qual bildet ganz besonders die Qual des polnischen Hamlets.

Krasinski machte sich keine Illusion über eine baldige Wiedererrichtung des polnischen Reiches. Er betrachtete im tiefsten Innern die ganze westeuropäische Civilisation, die polnische inbegriffen, als zum Tode verurteilt. Ja, sogar das Christentum erschien ihm sterbend, obgleich er selbst immer im christlichen Geiste schrieb. Wenn er als aristokratischer Konversativer in seinen Poesien auftrat, dann geschah es mit dem qualvollen Gefühle, dass er das schlechte aus Furcht vor dem schlimmeren verteidigte. Die

Widerwärtigkeiten seines Privatlebens im Verein mit den nationalen Unglücken brachen ihn zeitig. Von seinem 34. Jahre an war er ein gebrochener Greis, durch Nervenschwäche und Augenleiden zu Grunde gerichtet. Die dreizehn Jahre, die er noch zu leben hatte, waren ein unausgesetzter Todeskampf.

Es wurde oben berührt, dass Hamlet bei ihm sozusagen am Hofe des Claudius eingeführt wird. Es geschieht in seiner schönen Dichtung *Die Versuchung* die ein typisches Beispiel der symbolischen Darstellungsform abgiebt, worin der politische Zustand jener Tage die polnischen Dichter sich auszudrücken zwang. Die Dichtung beruht deutlich genug auf persönlichen Erinnerungen dessen, was während Krasinski's Jugendaufenthalt in Petersburg geschehen und ist ausserdem eine phantastische Schilderung dessen, was er erlebt haben würde, falls er dem Beispiele seines Vaters gefolgt wäre.

Das Gedicht beginnt geheimnisvoll mit einer Anrufung: „O Mutter, sechsmal durchbohrte, unglückliche Mutter!“ und schildert eine Landschaft, wo auf einer sanft aufsteigenden Höhe ein Sarg unter einer schlanken Föhre liegt; in dem Sarge liegt eine Gestalt mit Ketten um den Händen, und einer Krone auf der Stirne. Sechs Hügel sind durch grüne Furchen getrennt, worin das Blut wie murmelnde Bäche rinnt und Unkraut über zerbrochenen Waffen spriesst.

Dann wird die Ankunft eines vornehmen Jünglings in der grossen Stadt und einem grossen Schlosse geschildert, auf dessen Treppen alle so eifrig hinaufgehen, als steige man zum Himmel empor. Zahlreiche Instrumente erklingen, Wohlgeruch umströmt den Kommenden, er sieht einen Thron wie im Sonnen-

glanze über die Schar der Tanzenden erhöht. Auf dem Throne sitzt der Alleinherrscher über Leben und Tod, unter einem Himmel von Fahnen. Von einer dieser Fahnen, die in Fetzen zerrissen ist, fällt hin und wieder ein Bluttropfen. Aber keiner achtet darauf, nur der Jüngling allein.

Die Menge teilt sich nun, und vom Throne schreitet der Herr des Schlosses herab und tritt aufrecht und stramm zu dem jungen Manne heran. Der Jüngling blickt ihm fest ins Auge; der Herrscher runzelt seine Brauen und sagt leicht: „Komm, lass uns zusammen gehen, und ich will dir die Wunder meines Schlosses zeigen.“ Und da der Jüngling wie in Träumen verloren steht, giebt er ihm einen Kuss auf die Stirn und führt ihn mit sich. Mit dem Sarge seiner Mutter vor Augen geht der junge Mann zur Seite des Herrn über Leben und Tod, und das Blut in seinem Arm klopft wider den harten Arm des Gewaltherrschers. Und dieser spricht von der Vergangenheit, nennt selbst den Namen der gemordeten Mutter ohne Schaudern, als ruhe ihr Tod nicht auf seinem Gewissen.

Sie gehen durch Reihen von Menschen, deren Stirnen den Malachitboden berühren; dann öffnen sich am andern Ende des Schlosses plötzlich Erzthüren. Der Jüngling sieht in eine ungeheure Schatzkammer, in Bergminen von unendlichem Umfange. In blendendem Glanze erstrahlen Quellen fliessenden Goldes und Silbers und Amethystgewölbe erheben sich in Regenbogenfarben. Aber hie und da hört man auch etwas wie einen Schrei von Sterbenden, wie ein Rasseln von Ketten, und ab und zu ziehen Menschengestalten vorbei, wie schwarze Wölkchen über den Mond; sie

erheben die Hände, und es rasselt dabei, und sie flehen um einen Tropfen Wasser; dann glühen die Augen des Herrn blutrot vor Zorn.

Von nun an huldigen alle dem jungen Manne. Man will die Hand küssen, welche die Hand des Herrschers berührt hat. Man reicht ihm Pokale voll köstlichen Weines, und ein junges, schönes Weib fleht ihn um Liebe an.

Im Thronsaale hat der Herr über Leben und Tod dem Jüngling den Platz an der Tafel zu seiner Seite unter den eroberten Fahnen gegeben. Gesandte von Königen des Ostens und Westens treten vor den Herrscher, und jeder Feldherr setzt an den Fuss des Thrones eine Urne aus purem Golde, voll von der Asche derjenigen, die im Kampfe für die heilige Sache in den verschiedensten Gegenden der Welt gefallen sind. Der Herrscher fragt: Sind sie wirklich tot und werden sie nie mehr auferstehen? Die Antwort lautet: „Sicherlich nie,“ und die Urnen werden längs der beiden Seiten des Saales auf schwarzen Granitsäulen angebracht. Es wird Feuer in sie eingelegt, und die Asche brennt mit bläulicher Flamme; bleiche Weihrauchwolken bringen dem Herrscher den Totengeruch.

Gerade gegenüber dem jungen Manne steht die Urne, die den Namen der Mutter trägt und die Asche ihrer Söhne birgt. So oft er hinsieht, lässt er seinen Becher fallen, aber das schöne Weib an seiner Seite reicht ihm ihn stets aufs Neue. Ein Schleier legt sich um sein Bewusstsein. Da lächelt der Herrscher und sagt: „Du bist mein Gast; es ist Zeit, dass du mir Treue schwörst und auf deinen alten Namen Verzicht leistest,“. und er wirft ihm eine Handvoll

Diamantkreuze mit den Worten zu: „Trage sie zur Erinnerung an mich.“ Ein Herold tritt vor, und aus einem schwarzen Buche liest er dem jungen Manne die Eidesformel laut vor, der sie mit gesenktem Haupte wiederholt, während es ihm schwarz vor den Augen wird. Kaum hat er geendet, so erhebt sich der Herr des Lebens und des Todes und ruft: „Du Sklave meiner Sklaven! Im Stricke sollst du sterben, falls du deinen Eid brichst.“ Dann lacht er höhnisch. Aber als der Jüngling seine Augen erhebt, liest er auf der Urne, wo der Name der Mutter stand, nur das eine Wort: *Schmach*, und *Schmach* rufen tausende ihm zu, hinter ihm, vor ihm, um ihn herum. *Schmach* hallt es in den Wölbungen des Schlosses wieder vom Thronsaale bis zur Schatzkammer.

Das Ganze war ein Traumgesicht, aus dem der Jüngling erwacht, und das Gedicht endet, wie es begann, mit einem begeisterten Anflehen der sechsmal durchbohrten Mutter.

Das Gedicht ist, wie schon angedeutet, ein Ausdruck für das Entsetzen des polnischen Hamlets vor dem Hofe des Claudius.

Aber man giebt nur eine einseitige Vorstellung von der Eigentümlichkeit und Vielseitigkeit dieser polnischen Schriftsteller, indem man ihre Hamlet-Situation betont. Hamlets Gegensatz ist in Shakespeares Tragödie Fortinbras, das verjüngende Prinzip des frischen Wirklichkeitslebens, das die Krone und das Reich erbt, wenn alles andre erschöpft und vergiftet ist. Man findet einen Schimmer auch vom Wesen des Fortinbras bei mehreren dieser Dichter, aber eben das, was er sinnbildlich vertritt, lebt in Mickiewicz.

Es war ein Grundquell sprudelnder, tollkühner Jugendkraft in Mickiewicz. Es lag etwas in ihm, was die Frische, die Unwiderstehlichkeit selbst war, was in der Ode *„An die Jugend“*, zu Worte kommt und in dem unsterblichen Gedichte *Faris.* Es ist die Jugend, welche glaubt, die alte Welt aus ihrem Geleise reissen zu können und welche den Versuch macht. Es ist die Jugend, die wie Faris und der Jehu der Bibel zu Werke geht „als sei sie toll“. Vor ihr ergreifen die Raubvögel die Flucht und die Orkane müssen weichen. So ursprünglich findet man diese stürmende Kraft und dieses Selbstvertrauen weder bei Slowacki noch bei Krasinski. Aus dieser Kraft geht bei Mickiewicz eine so hohe Leidenschaft hervor, wie sie im dritten Teile von *Dziady* den Bogen spannt, und ein so männliches Gleichgewicht im Gemüte, wie es sich in dem Meisterwerke der polnischen Litteratur, in *Pan Tadeusz* offenbart.

Eine solche Gesundheit des Empfindungslebens findet man bei keinem andern polnischen Dichter. Mickiewicz allein vermochte sich jenen grossen Namen der Dichtergeister zu nähern, die in der Geschichte allen voran als gesunde stehen, weit gesunder als Byron, sogar gesunder als Shakespeare: Homer und Goethe.

Nicht kraft der Gesundheit seiner Seele erhebt sich Krasinski über sein Zeitalter und gehört der Zukunft an. Es ist kraft der Hoheit seiner Seele und des Erhabenen in seiner Ansicht und seinem Gedankengang. Seine Werke haben nicht die Röte der Gesundheit, sondern die Reinheit der Farblosigkeit. Es liegt eine trotzige Selbständigkeit in seiner isolierten Stellung, ein eigener Fernblick in seinen Ahnungen über die

Gefahr, das Volk gegen den polnischen Adel aufzuhetzen — diesen Ahnungen, worüber ihn Slowacki übermütig und höhnend verspottete, die aber eine anscheinend unwiderlegbare Rechtfertigung erhielten, als die Bauern Galiziens sich 1846 von Metternichs Kommissar Breindl für jeden lebenden polnischen Edelmann fünf, und für jeden getöteten zehn Gulden ausbezahlen liessen. Es liegt endlich ein Tiefsinn in *der gottlosen Komödie*, deren Genialität überrascht, wenn man bedenkt, dass sie von einem Jüngling von 21 Jahren verfasst ist.

Weder durch Gesundheit, noch durch Selbständigkeit wird Slowacki's Produktion der Zeit trotzen. Er ist zwar in religiöser Hinsicht freisinniger, in politischer Hinsicht verwegener als seine grossen Nebenbuhler, aber er ist es beständig gerade so sehr aus Widerspruchslust, wie aus Überzeugung. Keiner ist glänzender als er. Er besitzt die echte polnische Liebe zu Glanz und Farbenpracht, er, für den das Göttliche der Federbusch auf dem Helm war. Aber besitzt er die polnische Prachtliebe, so verfügt er ausserdem zuvörderst über die allgemein slavische Nachahmungsgabe. Fast bei jedem seiner Werke wird man durch die Erinnerung an ein ganz bestimmtes Vorbild im Genusse gestört.

Die Art, worin er sich Shakespeare aneignet, ist unfrei; sein *Balladyna*, ein Gemisch von dem „Sommernachtstraum“, „König Lear“ und „Macbeth“, worin man reizende Einzelzüge, tiefsinnige Scenen findet, aber worin die einzelnen Elemente unharmonisch zu einander stehen, hinterlässt trotz der Kühnheit gewisser Erfindungen, einen peinlichen Gesamteindruck. Seine Behandlung der Tragödie *Beatrice Cenci's* hat

er in Grund und Boden verdorben, indem er das menschliche Seelenstudium durch einen romantischen Hexentanz ohne Ende ersetzte, der nur ein Breittreten des in „Macbeth“ mit der Knappheit des Meisters behandelten Hexenmotivs ist. Seine *Cenci* steht weit zurück vor der so viel früheren, bewundernswerten Behandlung desselben Stoffes durch Shelley, die Slowacki offenbar nicht gekannt hat — sonst hätte er sie nachgebildet. Seine *Maria Stuart* ist selbständiger und eigenartiger. Sie durchgeht fast Akt für Akt denselben Abschnitt aus dem Leben der schottischen Königin, die später Björnson behandelt, und Slowacki's Maria ist obendrein als Charakter interessanter und bedeutender, als die Björnson'sche, während die Behandlung im Ganzen lyrischer ist.

Slowacki war vielleicht von sich selbst zu erfüllt, um sich recht in die Menschen zu vertiefen, ehe er sie schilderte. Er studierte weniger das Menschenleben, als Byron und Shakespeare, Mickiewicz und Krasinski, zuletzt Calderon. So zeichnete er halb lebende, halb geträumte Figuren; Gestalten, die fragmentarisch wahr, fragmentarisch verzeichnet sind und er deckte die Schwächen der Zeichnung, indem er den Regenbogenglanz seiner Diktion darüber warf. Sein Stil ist beredt und kühn, selten eng genug anschliessend. Dessen Stärke und Schwäche bildet der überwältigende oder allzu grosse Farbenreichtum.

Es giebt keinen Vogel, der an Flügelspannung und Flugkraft dem Adler gleich ist. Nicht umsonst wird er der König der Vögel genannt. Es giebt keinen Vogel, der in fleckenloser Weisse und in der stillen Würde der Bewegung dem Schwane gleich ist. Nicht umsonst ist er das Symbol der adeligen

Reinheit. Der Pfau kann nicht wie der Adler fliegen, nicht wie der Schwan segeln, aber keiner von ihnen erreicht ihn in der unvergleichlichen Farbenpracht des Gefieders.

Mickiewicz ist der Adler, Krasinski der Schwan, Slowacki der Pfau unter den beflügelten Geistern Polens.

VIII.

Unter den Werken, die jene Dichter geschaffen haben, giebt es ein einzelnes Buch, welches das Urteil der Kundigen frühzeitig als das beste Dichterwerk Polens hervorgehoben hat. Es ist das einzige Werk, worin einer der drei grossen Schriftsteller versucht hat, ein vielseitiges nationales Kulturbild einer bewegten Zeit zu geben, deren er selbst Zeuge gewesen war; das einzige Werk, worin wir eine breite und reiche Schilderung der Natur Polens finden; das einzige, worin sich der Dichter nicht für zu gut hält, Alltagsmenschen in grösser Anzahl auftreten zu lassen; das einzige endlich, worin der Grundton nicht mehr der Ton der tragischen oder lyrischen Exaltation, sondern ein ruhiger Humor ist, wovon der Übergang zu Satire, Zärtlichkeit, Wehmut, Begeisterung leicht ist.

Die Zahl epischer Dichterwerke von bleibendem Werte ist bekanntlich sehr gering. Aber einzelne dieser Werke sind in der Weltlitteratur stehend geblieben als Grundbücher, Bibeln, Volksbücher, worin ein ganzes Volk oder ein ganzer Stamm, sein Wesen geschildert, sein Leben in wahrer und bleibender Form dargestellt gefunden hat; sie gehören, wie die patriarchalischen Bücher des Alten Testamentes, wie Homer, Ramayana, Firdusi, Nibelungenlied fernen Zeiten an. Es beruht darauf, dass sich in dem eigent-

lichen Epos in der Regel zum ersten Male das naive Selbstbewusstsein eines Volkes ausspricht. Es entsteht, wenn das Volk so klar über sich geworden ist, dass es sich über einen verklärten Widerschein seiner Zustände in der Kunst freuen kann, und doch noch nicht so civilisiert geworden ist, dass seine Religion zu Dogmen und seine Gesellschaftsformen zum Polizei- oder Rechtsstaate erstarrt sind. Denn episch, das heisst im weitesten Sinne heroisch, ist der Zustand nur, wo die herrschenden Mächte nicht ausserhalb des einzelnen Menschen liegen und ihn nicht selbständiger Thatkraft beraubt haben, wie dort wo Disciplin und Kommando im Kriege herrschen, Königsmacht, Amtsgewalt und noch schwerere Gesellschaftsnormen im Frieden.

Bei Homer ist jeder einzelne Heerführer ein selbständiger Hellene; wenn auch Agamemnon König der Könige ist, stehen die übrigen Könige doch nicht unter seinem Scepter. Ähnliche Zustände treffen wir in epischen Dichtungen weit späterer Zeiten, so im „Cid“ der Spanier und bei den Italienern Ariosto und Tasso, wenn auch die Naivetät hier geringer ist und namentlich bei Tasso das Virgilsche Vorbild drückend wirkt. Ein wahres Volksbuch konnte Tassos „Jerusalem“ nur insofern werden, als das Volk sich am Klange der Verse und den bunten Abenteuern ergötzte. Sein eigenes Leben fand es darin nicht wieder.

Am deutlichsten scheiterten die Versuche einem Volke eine Epopöe zu bilden, als Voltaire in dem achtzehnten Jahrhundert die Henriade schrieb. Von dieser Zeit an sahen alle Denkenden ein, dass ganz besondere Bedingungen zur Erzeugung eines epischen

Nationalgedichtes erforderlich waren, so dass es sich in einem Verstandeszeitalter kaum schreiben liess. Es war weder wahrscheinlich, dass wir bei einem Dichter die notwendige Naivetät in einem Zeitalter, das er kannte und schildern konnte, noch die primitive Anarchie würden finden können — die beiden Bedingungen, worauf bisher die Kraft der grossen Epopöen in ein Volksbewusstsein niederzuschlagen, beruht zu haben schien.

Da die Naivetät nun in diesem Jahrhunderte wieder zu Ehre und Würde gelangte, und da die Poeten teils wieder kindlich wurden, teils sich vorsetzlich naiv stellten, versuchten sie die Reguliertheit der modernen Zustände zu vermeiden, indem sie ihre epischen Versuche ins graue Altertum zurückverlegten.

In der Natur der Epopöe liegt es, dass sie ein breites Kulturbild mit ausführlicher Schilderung der ganzen Lebensweise eines Volkes, seiner Speisen und Getränke, Kleidung und Wohnungen, Gebräuche und Sitten giebt. Bei Homer lebt dies alles noch. Der homerische Mann und die Frau finden sich selbst in ihren Umgebungen wieder. Odysseus hat sich selbst sein Bett gezimmert, die Frauen haben sich selbst ihr Zeug gewebt, die Königstöchter fahren es zur Wäsche, die Männer schlagen ihr Zelt auf oder bauen ihr Haus. Nichts von ihrem Besitze ist ihnen fremd, nichts ist, wie der Hausrat oder die Stoffe unserer Tage es sind, Fabrik- und Maschinenprodukt. Die Helden haben sich ihre seltenen Waffen, von denen jede ihre Eigentümlichkeit hat, erkämpft oder erbeutet.

Als nordische Dichter aus Schreck vor ihrem organisierten und regulierten, fabrik- und maschinen-

mässigen Zeitalter ins Altertum zurückgriffen, schufen sie erzählende Gedichte wie „Hrolf Krake“ oder „Frithjof“, Bücher von einem gewissen bedingten Wert, die aber kein tieferes Kulturinteresse darbieten, indem sie nicht die schwächste Ähnlichkeit mit der Zeit haben, die sie schildern. Die einzigen modernen Dichter, denen es geglückt ist etwas zu leisten, das epischen Charakter hat, sind Byron, dessen „Don Juan“ ein Weltbild giebt, obgleich es in seinem Wesen, ein schneidendes, glühend sinnliches und brennend erbittertes Spottgedicht ist, und vor ihm Goethe, der in „Hermann und Dorothea“ in der alten Kunstform der erzählenden Dichtung etwas von der einfachsten und besten Substanz des deutschen Volkes wiedergab. Die Typen sind hier klar, bürgerlich grossartig. Hermann und Dorothea stehen vor den Augen des Lesers wie der deutsche Adam und Eva. Aber die epische Grundlage ist schmächtig: Familienleben in einer kleinen deutschen Stadt. Pastor und Apotheker; Hotelwirt und -wirtin; das Verhältnis zwischen Eltern und einem erwachsenen Sohne; als Hintergrund indessen: die französische Revolution, die flüchtenden Auswanderer, die von dem linken Rheinufer das elternlose, heimatlose Mädchen mitbringen, welches Hermann in sein Heim und zu seinen Eltern führt. Hier ist also der Gegensatz zwischen Umherstreifen und Kleinstadthäuslichkeit, zwischen Umwälzung und stiller Spiessbürgerlichkeit angedeutet. Das Ganze ist weniger eine Epopöe als ein Familienleben-Idyll auf epischem Hintergrunde.

Polen besitzt in *Pan Tadeusz* das einzig gelungene epische Gedicht, das unser Jahrhundert erzeugt hat. *Mickiewicz's* guter Stern wollte, dass er diesmal nicht

zur fernen Vorzeit zurückgriff, um etwas Episches hervorzubringen. Er verstand hier das Heroische in seiner eigenen Zeit zu sehen.

Elisabeth Browning hat in den schönen und beredten Versen ihrer „Aurora Leigh" ein kräftiges Wort über die Möglichkeit gesagt, dies zu sehen. Sie sagt: Jedes Zeitalter erscheint für diejenigen unheroisch, die darin leben. Es liegt daran, dass es allzunahe gesehen wird. Falls der Berg Athos, wie Alexander es wünschte, zu einer ungeheuren Statue eines Mannes gehauen worden wäre, so würde der Bauer, der Kräuter in deren Ohr sammelte, so wenig wie die Ziegen, die an ihrem Fusse wiederkäuten, eine Vorstellung von ihrer menschlichen Form haben. Er müsste meilenweit fortreisen, ehe sich ihm das Riesenbild mit vollem menschlichen Antlitz zeigte. So sieht der gewöhnliche Mensch und der gewöhnliche Dichter nicht die Konturen der Zeit, worin er lebt.

Mickiewicz war in dem Sinne der ungewöhnliche Epiker, dass er vollständig vermochte, nicht nur die ganze Ursprünglichkeit der Sitten seines Geburtslandes wiederzugeben, sondern die ganze Grösse und all die Poesie, welche die Zeit um 1812 in Polen in ihrem Schosse trug. Er wagte es, ein ganzes Epos auf eigene Anschauung zu gründen.

Dessen Entstehung ist merkwürdig. Es entspringt aus Mickiewicz's Unglücksgefühl, nachdem die Revolution von 1831, woran er nicht teilgenommen hatte, vernichtet war. Er schreibt 1832 nach Garczynski's Tode: „Ich bin wie ein Franzose auf dem Rückzuge aus Russland, demoralisiert, schwach, fast ohne Stiefel." Er wurde verschlossen, finster, stumpf, menschenscheu und nachlässig in seinem Anzuge. Um dieser ver-

zweifelten Stimmung zu entgehen, nahm er seine Zuflucht zu dem Lande seiner Kindheit, dem Lithauen, worin er das Licht erblickte, das er seit den Jahren seiner ersten Jugend nicht wiedergesehen hatte und das er, der Verbannte, nie wiedersehen sollte. Und das Wundersame geschah, dass er, der als Dichter, direkt oder durch Masken, immer nur in eigenem Namen gesprochen, er der getrotzt und gehetzt, protestiert und aufgewiegelt hatte, ein Epiker wurde von vollendeter Ruhe und mächtiger Breite.

Er erreichte aus einem doppelten Grunde die so seltene und köstliche epische Naivetät, die allen andern Dichtern in und ausserhalb Polens versagt war, vermittelst einer Eigenheit in seinem Verhältnisse zu seinem Stoffe und einer Eigenheit des Stoffes selbst.

Den andern Dichtern fehlte Naivetät. Aber er, der sein Geburtsland nur mit den Augen des Kindes gesehen hatte und es nie mit den Augen des Erwachsenen wiedersehen, also nie jenes erste Bild verdrängt oder verhüllt bekommen konnte, erhielt als Ersatz für die Aussperrung von der väterlichen Erde die so lange verlorene Gabe des epischen Dichters, das naive Gefühl des Verwachsenseins mit dem Lande, dessen Sitten und Zuständen, wie es zur Zeit seiner Kindheit war.

Und so zeigte es sich, dass der Stoff, der sich ihm darbot, gerade die Eigentümlichkeit der alten epischen Stoffe hatte. Lithauisches Leben um 1812, das hiess ein in seiner Art ganz civilisierter Zustand, der doch völlig ausserhalb der einförmigen, weltbürgerlichen Civilisation lag.

In diesem Szlachta-Epos blieb deshalb alles so

unberührt von der Kultur Westeuropas, wie die ungeheueren Urwälder Lithauens, worin es spielt, von der Behandlung des Forstwesens unberührt blieben. Alles ist hier originell, von den eigentümlichen ländlichen Speisen mit seltsamen Namen bis zur bunten Tracht: Zupan, Kondusz, Konföderatka. Hier ist ein Reichtum eigenartiger Sitten; man hat sogar ein besonderes Kostüm um essbare Schwämme zu sammeln. Und jede Waffe, jede Keule, jeder Säbel, jedes Gewehr hat seine Geschichte, die erzählt wird. Hier wimmelt es von Originalen; jede zweite Person, die auftritt, ist ein Sonderling des Urwalds. Hier giebt es weder Kommando noch Disciplin. Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft ist hier noch, wie im Mittelalter, ein rein persönliches, nicht selten ein leidenschaftliches Hingebungsverhältnis.

Endlich findet man in dieser Adelsepopöe ein ähnliches Verhältnis zwischen den Edelmännern, wie zwischen den Fürsten bei Homer. Eine wilde Selbständigkeit blüht hier, trotz der anscheinenden Unterordnung unter einen König, wie sonst nirgends in Europa. Man schafft sich selbst sein Recht mit bewaffneter Hand; man erkennt niemand über sich an, führt Krieg und liefert Schlachten im Kleinen, reibt das Land in gegenseitigen Kämpfen auf, bis die Ankunft der Russen die Feinde einander in die Arme treibt und das Einrücken Napoleons in Polen das Feuer der Vaterlandsbegeisterung entzündet. Aber diese Adelsanarchie, die sich in der Welt der Wirklichkeit so verhängnisvoll für das Bestehen Polens gezeigt hatte, gab, wie zum Ersatz, einen solch vorzüglich epischen Stoff ab, dass Polen sein unvergleichliches Epos kraft desselben Zustandes erhielt, der das Land

als Staat vernichtete. Und indem Mickiewicz mit Liebe und Humor diese Schar von Don Quixote's schilderte, öffnete er Fernblicke rück- und vorwärts, welche die glorreiche Vergangenheit seines Volkes und dessen zerstörte Lage in der damaligen Zeit verklärten.

Die Handlung spielt vom Sommer 1811 bis zum Frühjahr 1812. Durch die Wahl dieses Zeitpunktes erreichte er mit seinem hoffnungsreichen Naturell das grosse Gut für seine Dichtung, diese Epopöe eines gebrochenen Volkes, dass er mit einem Aufschwunge, einem begeisterten Vertrösten schliessen konnte. Er hatte diese Volksstimmung erlebt, wie er als Knabe den Einzug der französischen Bataillone in Nowogródek sah.

Auf seiner Reise in der Krim hatte Mickiewicz den etwas älteren Henryk Rzewuski, Nachkomme einer der ältesten Grossadelfamilien Polens, zum Reisebegleiter gehabt. Dieser geistreiche Mann, ein vorzüglicher Erzähler, war in einem reaktionären, aristokratischen Kreise erzogen worden, der auf Bonald und de Maistre schwor. Im Jahre 1812 hatte er in Petersburg de Maistres persönliche Bekanntschaft gemacht, und er trat zuerst im Privatleben, später in der Litteratur als vollblütiger Fürsprecher für die Anschauungsweise dieses grossartigsten Autoritätsverfechters des Zeitalters auf.

Rzewuski lebte in der Erinnerung an das polnische Adelsleben im achtzehnten Jahrhundert. Er besass im Stillen ein Schriftstellertalent, dessen er sich nicht bewusst war. Zu der Zeit, als Mickiewicz sich in Rom aufhielt und dort zwei Winter in Gesellschaft Rzewuski's verbrachte, forderte ihn der Dichter zum Schreiben auf. Er schloss von seiner mündlichen Erzählungsgabe auf sein schriftliches Darstellungstalent. Als

Rzewuski aus diesem Anlasse einige Verse vorlegte, die Mickiewicz schlecht fand, liess dieser sich dadurch nicht in seinem Urteile verwirren; denn er hatte von Anfang an erkannt, dass das Talent Rzewuski's sich nur in Prosaform offenbaren könne. Er riet ihm darum eindringlich, Prosa zu schreiben. Rzewuski folgte dem Rate und stand sich gut dabei. Seltsamerweise wirkte diese Prosa späterhin wieder auf Mickiewicz zurück.

Rzewuski schrieb einen dicken Band Memoiren aus dem vorigen Jahrhundert im Stile des Zeitalters. Der fingierte Verfasser war Severin Soplica, einer der Diener und Anhänger des Fürsten Karl Radziwill. In diesen lose zusammenhängenden Memoiren, die ein farbenreiches Zeitbild geben, reich an starken Zügen und mit vortrefflichen Charakterschilderungen, ist die Hauptperson der in Lithauen so populäre Fürst Radziwill, genannt *Paniekochanku* wegen dieser seiner Lieblingsform der Anrede (lieber Herr, lieber Freund!). Die Handlung spielt ums Jahr 1770. Als das Buch 1839 erschien, erregte es überschäumendes Entzücken; man las es, als wären es echte Erinnerungen aus alten Tagen.

Es war jedoch schon 1832 vollendet, und es ist wahrscheinlich, dass Mickiewicz von Rzewuski einen Ansporn erhalten hat, sich mit Polen um die Zeit des Jahrhundertwechsels zu beschäftigen. Dass auch sein Held den Familiennamen Soplica trägt, deutet schon darauf. Am Schlusse des Jahres 1832 begann er die Ausarbeitung von Pan Tadeusz, den er in einer Briefstelle aus dem Monat Dezember als „eine ländliche Dichtung in der Art von Hermann und Dorothea“ bezeichnet, wovon er schon an tausend Verse

zusammen geschmiert habe. Es war ihm, während er schrieb, als wäre er nach Lithauen versetzt. Im Februar 1834 schliesst er das Gedicht, das er übrigens mit einer gewissen Geringschätzung wie eine Bagatelle wegwerfend erwähnt, im Gegensatz zu „Dziady", das er fortsetzen will um daraus seine „einzige lesenswerte Arbeit" zu machen. Merkwürdigerweise urteilte die allgemeine Stimme schnell weit richtiger darüber als der Dichter selbst. Er verstand es nicht selbst sein Glück zu schätzen: einem so unberührten Stoffe, einer primitiven Natur zu begegnen, deren Poesie er mit lebendiger Einbildungskraft wiedergeben konnte und zugleich eine eigenartige durch Gebräuche geordnete Anarchie zu finden mit der unbändigen Freiheit der Einzelnen, die in so starkem Streite zu der polizeimässig gesicherten Einförmigkeit der andern europäischen Gesellschaften stand.

Und indem er nun nicht, wie Rzewuski, nur ein talentvoller Erzähler war, der in nachlässiger, fragmentarischer Prosa eine vergangene Zeit schilderte, sondern seine Erinnerungen, Beobachtungen, Traumgesichte und Hoffnungen in eine Form von hinreissender Melodie niederlegte, so dass keine Silbe aus irgend einer Zeile fortgenommen werden könnte, ohne dass das Fehlen empfunden würde, rüstete er dieses sein Hauptwerk mit einer solchen Widerstandskraft durch die Zeiten aus, dass es zu späten Geschlechtern in Polen als der grosse Diamant der nationalen Erbschaft gelangen wird, dessen Zuschleifen seinen Wert unberechenbar macht und an dessen harten Körper nichts hat beissen können.

Es ist sehr bezeichnend, dass die Zeitgenossen Mickiewicz's in „Pan Tadeusz" besonders die Schilde-

rung der Vergangenheit schätzten. Man fand das Gedicht gleichartig mit „Soplicas Erinnerungen" und so wurde in der nächstfolgenden Zeit von allen Elementen der polnischen Romantik das Eine vorherrschend, das von Anfang an nicht bedeutend gewesen war, nämlich das altadlige Element. In „Pan Tadeusz's" Spur wuchsen altadelige Epopöen und Romane auf, so dass Slowacki sogar — in *Agamemnons Grabmal* — gegen dieses immer wiederkehrende Vergangenheitsgift warnen musste, dieses brennende Nessushemd, welches das neue Polen trug, den roten Kontusz und goldenen Gürtel des alten Szlachta.

Nun begreifen wir kaum, dass es in „Pan Tadeusz" dasjenige war, was an Walter Scott erinnern könnte, dem die unvergleichliche Dichtung bei der Generation um 1840 ihre Wirkung verdankte. Heutigen Tages liegt die wahre Ursache klar vor Augen, dass Mickiewicz endlich, und er allein von den drei grossen Dichtern dazu gelangte, ein zugleich volkstümliches und unvergängliches Werk zu schaffen, weil er, und er allein, ein einziges Mal sich auf Wirklichkeitsschilderung ohne Phantasterei und Spiritismus einliess, und auf ein historisches Gemälde einer Welt, die nicht halbverborgen hinter dem Nebel der Vergangenheit lag, sondern die er selbst mit seinen klaren und klugen Kinderaugen gesehen hatte, ehe sie verschwand.

Der Untertitel des Gedichtes ist „Der letzte Einritt in Lithauen" und fusst auf der alten anarchischen Sitte, dadurch Rechtstreite zwischen zwei adligen Familien zu entscheiden, dass die eine Familie mit all ihren Anhängern in Scharen einfach hinreitet und sich mit bewaffneter Hand in den Besitz des umstrittenen Gegenstandes setzt. So geschieht es

hier. Es schwebt zwischen den Familien Soplica und Horeszko ein alter Streit über das Eigentumsrecht auf ein verfallenes Schloss. In Soplicowo ist der Adel der Gegend versammelt um den Streit zu entscheiden. Dort lernen wir alle die auftretenden Personen kennen, die Hauptperson Tadäus; seinen Oheim, den Richter Soplica; den Gegner, den etwas albernen, italienisch-romantischen Grafen Horeszko, worin der Dichter ein Porträt des Mannes gegeben haben soll, der ihm das Herz Marylkas raubte; eine schöne und liebenswürdige, nicht mehr ganz junge Kokette aus St. Petersburg, Telimene; die junge Ingénue Sophie des Hauses Horeszko, die im Heime des Richters erzogen wird, (ein junges Mädchen, die einige Züge von Marylka hat) endlich ein Schwarm vorzüglich gezeichneter Gäste. Man begiebt sich auf die Bärenjagd in den Urwald, der mit unvergleichlicher Kraft geschildert wird. Die Jagenden geraten in Lebensgefahr, aber der Bär wird von Robak gefällt, einem mystischen Bernhardinermönch, der bei allen Gelegenheiten helfend und errettend eingreift. Die Streitfrage um die Bärenhaut reizt den Grafen Horeszko und veranlasst ihn durch einen „Einritt“ das Soplica zuerkannte Schloss in gewaltsamen Besitz zu nehmen. Dieser Triumph wird durch ein Trinkgelage gefeiert, wobei sich alle die Teilnehmer so berauschen, dass herbeieilende russische Soldaten sie überwältigen und wie Tiere binden können. Aber den Russen gegenüber fühlen sich alle Polen als Verbündete. Robak legt einen Plan an, die Gefangenen zu befreien und die Russen zu überrumpeln. Es kommt zum Kampfe, worin er selbst tödlich verwundet wird; aber die Polen siegen. Ihre Führer müssen sich nun freilich durch Flucht weiterer

Verfolgung entziehen, aber sie gehen über den Njemen zu den Truppen Napoleons, und bald kehren sie als Offiziere in dem polnischen Heere unter Dombrowski zurück, dessen Banner alle die vormaligen Gegner sammelt. Die Hochzeit Tadäus Soplicas mit Sophie Horeszko wird als Symbol der Versöhnung der streitenden Häuser gefeiert, und in einem grossen Gastmahl spielt dann Jankiel die Geschichte Polens bis 1812, bis alles wie in einer Morgenröte lichter Hoffnungen schliesst.

Die Hauptperson Tadäus ist ein liebenswürdiger und kühner junger Bursche, nicht interessanter als einer der jungen Helden Walter Scotts, und hat keine andere Bestimmung, als den Stoff zusammenzuhalten. Seine Jünglingsnatur ist frei geschildert, ohne Heuchelei oder Beschönigung; es liegt jedoch nichts in ihm, das fesselt. Der wirkliche Held ist nicht er, sondern sein Vater Jacek, der seinen Namen und seinen Stand unter der Kutte des Mönches Robak verbirgt.

Jacek hat ehemals Sophiens Vater, den Magnaten Horeszko, getötet, als dieser gerade sein Schloss gegen die Russen verteidigte. Der grosse Herr hatte nämlich seiner Zeit Jacek als Freier abgewiesen, ungefähr wie Graf Ankwicz, der hier das Modell ist, Mickiewicz abwies. Jacek sieht nie die Tochter Eva wieder (auch der Name ist beibehalten), die zu der Ehe gezwungen wird, worin sie Sophie gebärt. Er selbst verheiratet sich später ohne Liebe, erhält in dieser Verbindung den Sohn Tadäus, thut dann als Bernhardinermönch Busse für den Mord an Horeszko, lässt Sophie erziehen und wacht wie eine Vorsehung über sie und seinen Sohn. Als Mörder Horeszkos ist er in den Ruf gekommen, ein russisches Werkzeug gewesen

zu sein; in Wirklichkeit ist er einer der von der französischen Regierung betrauten Männer, die den Auftrag haben, eine grosse polnische Empörung vorzubereiten. Als er in dem siegreichen Kampfe gegen die Russen stirbt, wird das Kreuz der Ehrenlegion auf sein Grab befestigt.

In der centralen Persönlichkeit Jaceks sieht man geradezu Mickiewicz's neue Dichtung aus der älteren herauswachsen. Als Mörder aus gekränktem Stolze, als der bereuende Mönch, der mit der Entsagung eines Lebens für die ungezähmte Wildheit eines Augenblickes büsst, erinnert er an die alten Byronschen Helden, und ist in seinem Wesen nahe verwandt mit allen romantischen, leidenschaftlichen Hauptpersonen Mickiewicz's. Er ist in gewisser Hinsicht ein so treues Spiegelbild der persönlichen Erlebnisse und Stimmungen des Dichters, wie Gustav und Conrad. Aber aus dem lyrisch-romantischen Kern seines Seelenlebens schiesst der ganze epische Reichtum hervor, wie eine mächtige Eiche aus einer Eichel. Das Schicksal des einzelnen Menschen geht völlig in dem Schicksale des ganzen Volkes auf, dessen Laster und Tugenden vor dem Leser entfaltet werden, indem wir dessen Zanksucht, Parteizwietracht und Neigung zum Bürgerkriege, aber auch die Begeisterung kennen lernen, die es bereit macht, sobald der Hauch Europas dahingelangt, geschlossen aufzustehen, um sein Ideal zu verwirklichen. Der blinde Hass aus den früheren Dichtungen ist hier verschwunden. Plut, der geborene Pole, wird als Überläufer entehrt und ohne Gnade aus dem Wege geräumt. Dagegen ist der Russe Rykow ein braver und ehrbarer Bursche, leicht geneigt zum Trinken — wie die Polen selbst — aber unbestechlich und gutmütig.

Alles in allem ist die Schilderung der einzelnen Menschen hier gar nicht die Hauptsache. Der Hauptstoff ist die breite Schilderung des Naturlebens und des Menschenlebens als durch diese Natur bestimmt.

In der Beschreibung der Bärenjagd kommt eine Stelle vor, wo der Wojski der Gegend (ein Ehrentitel, Tribun) als der Bär gefällt ist, auf seinem Horn eine Hallali-Fanfare über den getöteten Petz spielt. Sie lautet:

Da fasst der Wojski sein Horn, am Gürtel festgebunden,
Sein Büffelhorn, sein langes, gesprenkelt und gewunden,
Wie eine Boa — das hält er mit beiden Händen zum Mund,
Bläst auf zum Kürbis die Backen, Blut glänzt ihm im Augengrund,
Halb schiebt er die Lider herab, zieht ein zur Hälfte den Bauch
Und treibt in die Lungen, was er nur hat an Atemhauch —
Und bläst. — Gleich einem Sturmwind trägt das Horn den Schall
Im Wirbel in die Wildnis, verdoppelt im Wiederhall.
Die Schützen verstummen, die Jäger steh'n voll Verwunderung
Ob dieser Töne Wohlklang, Reinheit, Kraft und Schwung.
All' seine Kunst, die einst ihm erworben Ruhm und Preis,
Entwickelt der Greis noch einmal vor seiner Schützen Kreis:
Bald weckt er die Eichen, erfüllt die Forste weit in der Runde,
Als hätt' er ein Jagen begonnen, als hetzten rings die Hunde.
Denn das ist die Jagd, — gedrängt in Tönen dargestellt:
Erst schmettert es hell in die Welt: das ist der Ruf ins Feld, —
Dann winselt Gestöhn auf Gestöhn: das ist der Rüden Getön, —
Dumpf donnert's da und dort: das ist der Schüsse Gedröhn.
Hier hält er, senkt aber nicht das Horn; da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer — doch war's der Wiederhall.
Er bläst aufs neue. Das Horn scheint immerwährend verwandelt:
Bald dicker, bald dünner, wie es des Wojski Mund behandelt;
Tierstimmen ahmt es nach; zum Wolfsschlund ausgereckt,
Heult's jetzt so lang, so schaurig, dass es das Herz erschreckt —
Zum Bärenrachen erweitert, entsendet es lautes Gebrüll,
Dann, wie des Uren Gemecker, zerreisst's die Lüfte schrill.
Hier hält er, senkt aber nicht das Horn; da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer, — doch war's der Wiederhall.
Es hören, es wiederholen das Kunststück ohnegleichen
Die Buchen den Buchen hinüber, hinüber die Eichen den Eichen.

Er bläst aufs neue — als wären hundert Hörner im Horn,
So hört man wirr durcheinander die Hatz, die Angst, den Zorn
Der Schützen, der Meute, der Beute — nun hält er es hoch erhoben,
Und des Triumphs Fanfare schlägt an die Wolken droben.
Hier hält er, senkt aber nicht das Horn; da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer — doch war's der Wiederhall.
So viele Hörner tönen, als Bäume sind im Raum,
Als wie von Chor zu Chor, so fliegt's von Baum zu Baum,
Und breiter und immer weiter wallen dahin die Töne
Und leise immer, in immer reinerer, zarterer Schöne:
Bis sie dort irgendwo fern an des Himmels Schwelle verwehen!

Was hier vom Spiele des Wojski gesagt wird, giebt gerade wieder, was Mickiewicz vermocht hat. Während er, der Landesflüchtige, sich zurück träumte zu den Kindheitseindrücken von Nation- und Menschenleben in einem Lande, das in einer naiven und bunten Civilisation stille stand, ausserhalb der Industrie, aber mit einem eigenartigen Handwerksgepräge, ausserhalb des Polizeistaates, aber mit einer durch das Herkommen gutgeheissenen Anarchie, gelangte er dazu, die uralten Wälder Lithauens zum Reden zu bringen, vermochte er die ganze lustige und wilde Jagd dort im Lande zu schildern, den Naturlaut der Tiere, das Gezwitscher der Vögel, das Brummen des Bären, das Gebrüll des Auerochsen, den Chor aller Menschenstimmen. Er steigt von dem stillen Flüstern zwischen Buche und Buche, Eiche und Eiche, bis es scheint, als habe er die Melodien hunderter Hörner in seinem Horn, als habe er die Stimmen aller verstorbenen Geschlechter des Landes darin.

Diese Stimmen hört man durch das Gedicht stets in breiteren Wellen, stets mit reinerem Klange, wie die innerste Sehnsucht des Landes in Liebe und Schmerz, Hoffnung und Zorn, Wildheit und Thorheit,

Scherz und Begeisterung, bis es deucht, als erfülle sein Spiel und Gesang den Himmel Polens. Und wenn man beobachtet hat, wie tief diese Dichtung noch heutigen Tages auf das Gemüt der Polen wirkt, so erinnert man sich der Worte über die Zuhörer des Wojski, dass es ihnen schien, als spiele er noch, nachdem er längst aufgehört hatte. So völlig lebt Mickiewicz noch in dem Echo, das er hervorgerufen hat.

IX.

Alle die drei grossen romantischen Dichter verstummten frühzeitig. Von 1840 an gab Mickiewicz keine weitere Dichtung heraus, obgleich er noch 15 Jahre lebte. Von 1846 an gab Krasinski nur fünf Psalmen heraus, obgleich er noch 13 Jahre lebte. Und Slowacki, der 1849 starb, nur 37 Jahre alt, schrieb fast nichts in den letzten drei Jahren seines Lebens.

Rivalität und Meinungsverschiedenheit schied sie in den vierziger Jahren ganz auseinander.

Zwischen Mickiewicz und Slowacki war die Spaltung am tiefsten gewesen. Des letzteren Mangel an Glück und sein reizbares Gemüt, auch grössere Kälte, als gerechtfertigt war, von seiten Mickiewicz's, hatten Slowacki stets in Entfernung von seinem glücklicheren Nebenbuhler zur Bewunderung der Landsleute gehalten. Aber einen Augenblick waren sie sich doch in Übereinstimmung begegnet: Einige Tage, nachdem der slavische Kursus Mickiewicz's am Collège de France eröffnet worden, zur Weihnachtszeit 1840, veranstalteten die polnischen Emigranten in Paris für ihn ein Festessen. Zu dieser Festlichkeit hatte sich auch Slowacki eingefunden. „Pan Tadeusz" hatte ihn alle früheren Kränkungen und jeden alten Groll vergessen lassen. Er selbst erhob sich und feierte in improvisierten Versen den Ehrengast als den ersten Sänger der

Heimat. Das Beste in seinem Seelenleben brach hier durch. Er opferte nichts von seiner Würde; es lag ein Tropfen von Bitterkeit in der Art, worin er auf sein eignes Schicksal hindeutete, und ein wehmütiger Stolz in der Hoffnung, die er aussprach, sich auch in seiner Weise Verdienste zugezogen zu haben, die sein Vaterland würdigen würde; aber er sprach Mickiewicz mit Herzlichkeit an und brachte ihm seine Huldigung mit aufrichtiger Wärme. Diese Improvisation trug er mit so viel Begeisterung vor, dass er allgemeinen Beifall gewann, einzelne Fanatiker für Mickiewicz ausgenommen, die es schon verletzte, dass er sein Talent und sein Schicksal mit dem des grossen Mannes verglichen hatte. Mickiewicz gab eine verhältnismässig entgegenkommende Antwort, gleichfalls in Versen, wahrscheinlich die letzten Verse, die er verfasst hat. Es lag etwas Strenge in seiner Beurteilung der Produktion und des Charakters Slowacki's — er gab ihm den Rat, den Hochmutsgeist in sich zu zähmen — aber er sagte ihm auch schmeichelhafte Dinge und berührte, dass er selbst seiner Zeit in Wilna der Mutter Slowacki's den zukünftigen Ruhm des Sohnes prophezeit habe. Die zwei Dichter umarmten sich, die Anwesenden umarmten sie mit Thränen in den Augen, und die alte Feindschaft schien vorüber.

Bald darauf kam es aber zum endgültigen Bruche und zwar wegen einer geringen Sache, einer Silberschale, die man Slowacki bat, als Andenken an jene Festlichkeit Mickiewicz zu überreichen. Slowacki betrachtete dieses Ersuchen als eine Kränkung, als den Versuch, ihn als Vasallen zu behandeln, und da er abschlug, fielen die neukatholischen Zeitungen der Emigration über ihn her, griffen rücksichtslos seine

besten Dichtungen und die seines Freundes Krasinski an. Er antwortete mit Angriffen auf die blinden Bewunderer Mickiewicz's und schilderte ihr Verfahren gegen ihn und seinen Freund, worauf die Blätter über das, was an jenem Festabende zwischen den beiden Improvisatoren vorgegangen war, falsche Darstellungen gaben. Slowacki erwartete, dass Mickiewicz nun das wirkliche Verhältnis klarlegen würde; aber da dieser sich in vornehmes Schweigen hüllte, riss die Erbitterung Slowacki derart fort, dass sie ihn inspirierte. Er gab „Beniowski“ heraus, ein Gedicht in der Art von Byrons „Don Juan“ und Mussets „Namouna“, worin der Stoff nur ein Vorwand zu lyrischen und bewegten oder spottenden und angreifenden Abschweifungen von der Hauptsache war, und hier warf er sich über den Anhang Mickiewicz's, „die Jesuiten der Emigration“, wie er sie nannte, geisselte sie mit Leidenschaft und Witz, und schloss — was besonders die Aufmerksamkeit der Lesewelt erweckte — sein Verhältnis zu Mickiewicz ab, gab eine Zusammenfassung seiner Improvisation an ihn und schleuderte ihm zum Schlusse diese Herausforderung zu: „Wir sind zwei Götter, die jeder auf ihrer Sonne herrschen... ich will nicht mit dir auf deinem Irrwege gehen, sondern auf einem ganz andern Wege, meinem eigenen, und das Volk wird mir folgen.“

Zu diesem Zeitpunkte in Slowacki's litterarischem Leben kam ihm Krasinski öffentlich zu Hilfe, indem er in einem längeren Artikel — dessen Anonymität niemand täuschte — versuchte, Mickiewicz und ihm das Gebührende zu geben, jedem sein grosses Talent und jedem seine Sphäre einräumte. Er legt hier Mickiewicz die mittelpunktsuchende, Slowacki die

mittelpunktfliehende Kraft bei, dem ersten plastische, dem zweiten musikalische Anlagen, und hebt mit besonderer Stärke Slowacki's ausserordentliche Sprachkunst hervor. Mit etwas unglücklichen und weitschweifigen Gleichnissen bezeichnet er endlich Mickiewicz als einen Michel Angelo der Form, während Slowacki „Correggio und Raphael oder auch Beethoven“ entsprechen soll. Die Absicht war jedenfalls ganz gut, und von nun an war das Ansehen Slowacki's im Steigen. So wurde denn der Glaube nicht zu Schanden, der seiner Zeit Slowacki (anlässlich des Dramas „Lilla Weneda“) geleitet hatte, sein Verhältnis zu Krasinski im Verhältnisse zwischen den zwei Zwillingsbrüdern Lel und Polel zu symbolisieren, die, mit einer Eisenkette zusammengebunden, gleichsam ein einziges Wesen im Kampfe bilden, indem der eine das Schwert, der andere den Schild führt.

Aber bald sollte auch dieses anscheinend so starke Band brechen. In der ersten Hälfte der Vierziger hatte das politische Leben in der polnischen Emigration einen Höhepunkt erreicht. Man hatte das Gefühl, dass bald ein allgemeiner europäischer Ausbruch revolutionärer Leidenschaften bevorstehe, und man griff dem Kommenden in der Überzeugung vor, dass eine Empörung das einzige Mittel sei, Polen wieder zu errichten. Die Sekte Towianski's hatte die Gemüter in Gärung versetzt, aber die wirksamste Gruppe unter den Emigranten war doch *Die demokratische Gesellschaft*, die zuerst ihren Sitz in Poitiers, später in Versailles hatte. Sie bereitete einen allgemeinen Aufstand vor, der in dem österreichischen und preussischen Polen anfangen sollte, und da sie mit Recht meinte, dass ein Aufstand nicht ohne Hilfe der Bauern gelingen könne, wandte

sie sich durch heimliche Boten und Flugschriften an das niedere Volk. Um es zu gewinnen, stellte man eine neue Verteilung des Bodens in Aussicht und so gelangte man dazu, eine Drohung gegen die Gutsbesitzer zu erheben. Die Flugschriften, von denen die wichtigsten von dem Pseudonymus Prawdowski verfasst waren, betrieben die revolutionäre Propaganda durch heftig herabsetzende Verurteilungen der Rolle, welche die Aristokratie und die Klerisei in der polnischen Geschichte gespielt hatten.

In seiner Angst vor Freidenkerei und in seinem Abscheu vor Demagogen und Socialisten schrieb Krasinski 1845 unter dem Pseudonym Spiridion Prawdzicki gegen Prawdowski drei Psalmen (des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe), hinreissend durch den sprachlichen Ausdruck, aber mystisch in ihrem Verkünden des Gebets und der sittlichen Selbstläuterung als einzig erlaubte Kampfmittel gegenüber den Unterdrückern, ungerecht angreifend in ihrer Auffassung der Demokraten als Bluthunde. War er auch persönlich voller Glauben an die überlegenen Tugenden des Adels, an den Heldenmut, die Ritterlichkeit u. s. w., so leugnete er doch nicht dessen Sünden in der Vergangenheit, wies aber mit einer Aufforderung, „das Messer zu werfen“ die Männer ab, die mit kindischer Grausamkeit nach dessen Blute riefen.

Diese Psalmen reizten Slowacki so stark, dass er sich zu einer dichterischen Antwort hinreissen liess „An den Verfasser der drei Psalmen“, die mit Wärme und Kraft aber zugleich mit bitterem Spotte die Lehre vom Alleinrecht und Nutzen des passiven Widerstandes widerlegt und Krasinski als den vornehmen Adelssohn verhöhnt, der, besorgt um das Wohl der

Privilegierten, überall Gefahren für den bedauernswerten Adel sieht: „Wer hat dich mit dem Messer bedroht? . . . . . Vielleicht ist das Licht durch die roten Gardinen deines Fensters gedrungen; es schien dir wie Blut auszusehen, und du rufst: Ermorde nicht den Szlachta. Ich bin so bescheiden, keine geistige Bewegung zu verwünschen. Glaube übrigens nicht, dass die göttliche Idee sich nur von Engeln begleitet offenbart; oft lässt Gott sie in Blut geboren werden, und zuweilen sendet er sie mit Mongolen.“ Gegen den Wunsch und die Absicht Slowacki's wurde dieses Gedicht in den Druck gegeben.

Die Greuel in Galizien, die bald darauf losbrachen, kamen, wie um Slowacki ein Dementi zu geben. Unter Anführung österreichischer Agenten und losgelassener Galeerensklaven (wie jener Szela, der die ganze Familie Bohusz, zweiundzwanzig Personen ermorden liess) überredeten 1846 achttausend polnische Soldaten, denen man Urlaub gab, die Bauern in Galizien zu dem Glauben, dass der Kaiser sie emanzipiert habe, dass aber der Adel verhindere, dass sie vom Kriegsdienste befreit würden und Teilung des Bodens erlangten. Sie erhoben sich wie Ein Mann gegen die Herren in den drei blutigen Tagen, worüber schon oben gesprochen ist.

Obgleich es nicht die Demokraten Polens waren, sondern die vornehmen Leute der österreichischen Regierung, die hinter diesem Gemetzel standen, hatte es sich doch gezeigt, wie leicht es war, den polnischen Bauer irre zu leiten. Die prophetische Gabe Krasinski's bestätigte sich, und im Jahre 1848 antwortete er mit dem *Psalm der Wehmut* auf Slowacki's Gedicht.

Es kam zwar zu einer oberflächlichen Versöhnung

zwischen den zwei ehemaligen Freunden, aber ihr letztes litterarisches Verhältnis zu einander ist doch eine schreiende Disharmonie. In dem von Slowacki hinterlassenen Schauspiele *Die Unverbesserlichen* ist Krasinski als Graf Phantasius Dafnicki karikiert, der darauf ausgeht, eine reiche Partie zu machen; ja sogar seine Geliebte Delphine Potocka ist als die geschiedene Gräfin Idalia karikiert, die ihn überall begleitet. Und in der von Krasinski hinterlassenen grossen Arbeit *Das unvollendete Gedicht* tritt im Gefolge des Demagogen Pankratius Slowacki unter dem Namen Julinicz als der populäre Prophet auf, der sich mit dem Ausrufe einführt: „Ich bin ein grosser Geist, ein Sehergeist, Platz, Platz!“ und der mit ungesunder Begeisterung seine Geringschätzung des Christentums und die Gleichgültigkeit für Menschenleben verkündet, die in seinem „König Geist“ zu Worte kamen.

Im Jahre 1848 legte Slowacki seinen Landsleuten in Paris den Plan zu einem Empörungsbündnis zwischen den Polen vor. Er reiste nach Posen, um dort das Nationalkomitee zu bewegen darauf einzugehen und teil am Kampfe zu nehmen. Aber die Empörung war ihrem Ende nahe. Die Schlachten vom 29. April und 2. Mai bereiteten den Polen entscheidende Niederlagen. Nachdem Slowacki in Breslau seine Mutter wiedergesehen hatte, kehrte er nach Paris zurück und starb, von einer langwierigen qualvollen Krankheit betroffen, das Jahr darauf.

Mit dem grossen Revolutionsjahre 1848 hatte die polnische Emigration ihre Rolle ausgespielt. So stark auch die nationalen Bewegungen und Bestrebungen in jenem Jahre gewesen waren, erhob sich doch kein einziger neuer Staat auf nationaler Grundlage, ja

Staaten, welche die Durchführung des Nationalitätsprinzipes zersplittert haben würde (wie Österreich) gingen kräftiger aus der Krisis hervor. Aber auf die Polen machte dies keinen tiefen Eindruck. Die romantischen Ideale, deren Mittelpunkt die nahe bevorstehende Wiedererrichtung des Reiches war, beherrschten noch alle Gemüter, obgleich die Romantik nach dem Verstummen der grossen Dichter nicht mehr einen so hohen Flug nehmen konnte. Erst der entsetzliche Zusammenbruch von 1863 wirkte als eine Entscheidung, erweckte das Volk aus seinem Traumleben und zeigte die Wirklichkeit, wie sie war.

Von diesem Zeitpunkte an haben Geschichte und historische Kritik die Poesie in der polnischen Litteratur zurückgedrängt. Im Gegensatz zu den alten Idealen und Stichworten taucht ein neues Ideal auf, das *der historischen Wahrheit*, und ein neues Stichwort *die Arbeit*, und der hervorragendste Schriftsteller und Dichter des nächstfolgenden Zeitalters wird der Mann, der am energischsten die Bedeutung der Arbeit für sein Volk hervorhob und der selbst das Beispiel gab, indem er seine Aufgabe in der Litteratur als die Aufgabe eines Arbeiters im grössten Stile nahm. *Josef Ignaz Kraszewski* (1812—1886), dem im Jahre 1879 bei seinem 50jährigen Schriftstellerjubiläum von Gesandten aus allen Gegenden Polens mit Gaben und Ehrenbürgerbriefen als dem grössten lebenden Nationalschriftsteller Polens gehuldigt wurde, hatte zu diesem Zeitpunkte, ohne Mitarbeiter, 440 Bände herausgegeben, und wenn die allenthalben verbreiteten Artikel einbegriffen werden, vielleicht im ganzen 660 Bände. Er verhinderte als Romandichter die höheren Klassen, ihre Nationalität durch ausschliessliches Lesen fremder

Bücher zu vergessen, und half dem Volke nach Kräften sich selbst zu kennen, indem er abwechselnd in journalistischer und dichterischer Form die nationalen Irrtümer angriff und als ein energischer Volkserzieher die Polen lehrte, welche Pflichten ihnen ihr politisches Unglück in höherem Grade auferlegte als andern Völkern.

Kraszewski hat historische Romane, moderne Romane, Fabeln, Erinnerungen, Gedichte, Lustspiele, Reisebeschreibungen geschrieben, hat Volksbücher und Schriften für die Jugend von ethnographischem, archäologischem, historischem und philosophischem Inhalte herausgegeben, hat als Theaterdirektor, Zeitungsredakteur und politischer Schriftsteller gewirkt, ausserdem als Illustrator, Zeichner und Radierer; kurz gesagt, dieser eine Mann hat Schriften wie eine Bibelgesellschaft verbreitet und hat sich bestrebt, aus diesen Schriften eine nationale Schule für sein Volk zu bilden. Es versteht sich von selbst, dass ein solcher Erzeugungstrieb sich nicht mit der künstlerischen Vollkommenheit vereinen lässt, die für die romantischen Dichter das Gesetz war. Gleichwohl sind Romane wie *Morituri* und *Resurrecturi*, Novellen wie *Ulana* und besonders der höchst einnehmende *Töpfer Jermola* Werke echter Kunst.

Augenblicklich besitzt Polen keinen Schriftsteller allerersten Ranges, obgleich es nicht an hervorragenden Talenten in verschiedener Richtung fehlt. Polen hat in *Adam Asnyk* einen anmutigen Lyriker, in *Boleslaw Prus* (eigentlich Alexander Glowacki) einen humoristischen und feinfühlenden Novellisten. Dieser letzte Schriftsteller, ein Autodidakt, ist als tapferer und wahrheitsliebender Journalist einer der Männer,

deren Einfluss am gewichtigsten ist und der am meisten dazu beiträgt, die neue Zeit in Polen auszuformen.

Im übrigen stehen zwei, beide sehr begabte Männer von einigen vierzig Jahren als die bedeutendsten Repräsentanten der schönen Litteratur.

Alexander Swientochowski ist ein geborener Edelmann, aber ohne das Aristokratengepräge, der Mann der modernen Zeit, der prinzipielle Fürsprecher des freien Gedanken, Vertreter der fortgeschrittenen Kultur Europas, stark als Wille und Charakter, gross als Stilist und Polemiker, als Dichter ganz in seiner Tendenz aufgehend. Seine Dramen sind ohne künstlerischen Wert, aber seine Novellen *Chawa Rubin, Damian Capenko, Karl Krug* haben, ganz abgesehen von ihrer Tendenz, die Polen Humanität gegen die Fremden auf polnischem Boden, die Jüdin, den Kleinrussen, den Deutschen, zu lehren: eine feste und geschlossene Form von hohem, künstlerischem Range. Die Novelle *Clemens Boruta* entfaltet mit dichterischer Kraft das Drama des Hungerleidens.

Einen scharfen Gegensatz zu dem unermüdlichen Agitator Swientochowski bildet der Lieblingsschriftsteller Polens *Henryk Sienkiewicz,* eine Patriziernatur mit einem reichen und geschmeidigen Talent, zugleich gefühlvoll und schneidend satirisch. Er hat seine Höhe erreicht, wo er sich als scharfsichtiger Realist auf dem seelischen Gebiete zeigt, in seinen *Kohlenzeichnungen* (Szkice weglem), der herzergreifenden Geschichte, wie eine junge Bauernfrau dazu getrieben wird, sich einem Schlingel hinzugeben, um ihren Mann vom Soldatendienste zu befreien, einem Meisterwerk. Er ist vorzüglich in der ganz kurzen Novelle *(Der Leuchtturm, Der*

Engel) malerisch in der Schilderung und glühend innig. Leider ist er in den letzten Jahren in der Erzeugung endloser historischer Romane in der Manier des älteren Dumas aufgegangen, die seinen Namen in weiten Kreisen populär gemacht haben.

Und doch wies schon „Pan Tadeusz“ der späteren Dichtung den Weg zum wirklichen Leben, dem eigenen Leben des Jahrhunderts und eröffnete eigentlich die Epoche des polnischen Realismus. Bald muss auch die Überzeugung durchdringen, dass, wenn in unserer Zeit die Dichter Polens ernstlich mit den vorzüglichsten Schriftstellern Europas wetteifern wollen, mit den grössten Prosaisten Frankreichs und Russlands, es durchaus notwendig sei, dass sie der fernen Vergangenheit den Rücken kehren und sich an das einzige Gebiet halten, wo es dem Dichter möglich ist ganz das Herkömmliche zu vermeiden und nicht nur inspiriert, sondern wahr zu sein.

Es ist natürlich, dass die Phantasie der Schriftsteller in Polen länger als anderwärts fortfuhr sich um die Vergangenheit zu bewegen. Da das polnische Volk als Volk zur praktischen Unwirksamkeit zurückgewiesen worden war, musste die Vergangenheit ihm als sein bester, sein glorreichster Besitz vorkommen, und so mussten die Dichter sogar nach dem Untergange der eigentlichen Romantik lange fortfahren bei den Erinnerungen der Vergangenheit zu verweilen, die sie in Büchern fanden, anstatt das Leben wiederzugeben, das völlig so interessant, unbeachtet an ihnen vorbei glitt. Der starke künstlerische Drang zur Vergangenheit beruht indessen in letzter Instanz auf dem Aberglauben, dass die Vergangenheit oder, wie man sie nennt, die Geschichte, allein eine Darstellung des

Idealen gestattet. Aber vielleicht wird es sich zeigen, dass das Historische für die Poesie gerade so entbehrlich ist wie das Spiritistische. Zur Blütezeit der polnischen Romantik konnte nichts erzählt oder dramatisch dargestellt werden, worin nicht Geister eine Rolle, häufig eine Hauptrolle spielten. Sie schienen poetischer und idealer als Menschen von Fleisch und Blut. Sie ersetzten die Götter der antiken Poesien, überschwemmten selbst die zeitgenössischen Stoffe wie in „Dziady“ und sogar das historische Drama, wie Slowacki's „Cenci“. Das Heraufbeschwören von Gestalten der fernen Vergangenheit in polnischer Romanlitteratur dürfte ein neuer und nur etwas weniger abstrakter Spiritismus sein. Denn auch diese Gestalten lassen sich häufig in: Gute und böse Geister einteilen.

Es giebt nur Eine Zukunft für die schöne Litteratur Polens, nachdem die Tage der Romantik verstrichen sind, sie muss modern werden, ein lebender Ausdruck für das Leben unseres eigenen Zeitalters.

Das ganze Geistesleben und die Schriftwelt Polens drehte sich einen langen Zeitraum hindurch um die Frage über dessen Existenz. Wir haben gesehen, dass diese Frage sich zur Frage über die Realität der höchsten Ideen entwickelte. Aber selbstverständlich kann die Litteratur eines Volkes nicht ewig fortfahren, sich um solch einen abstrakten Stoff zu drehen. Das Grundgefühl, dem die romantische Litteratur Polens Ausdruck gab, wird sich nicht verlieren, aber es kann nicht alleinherrschend bleiben, ohne dass die Litteratur verarmt.

Das allzu überwiegende Gefühl der Zusammengehörigkeit mit anderen, das Gefühl allgemeiner Leiden

und allgemeiner Bestrebungen, das stete Spielen auf einer einzelnen Saite muss verhindern, dass die Individuen mit ihrer ganzen Eigentümlichkeit in der Litteratur hervortreten. Indem sie stets als Glied einer Gesamtheit aufgefasst werden, Freuden und Enttäuschungen mit anderen teilend, wird nie die Tiefe der ganzen Lebensqual erreicht. Sie werden nicht als einsam genug geschildert. Ist es unrichtig, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, so ist es auch unrichtig, die Bäume vor dem Walde nicht zu sehen. Freilich liegt in den Jugendwerken der Dichter genug von dem halb gekünstelten Einsamkeitsgefühle der Byronschen Helden. Aber das Einsamkeitsgefühl des nicht lärmenden Menschen erhält keinen Ausdruck. Hiermit hängt zusammen, dass die Personen in dieser Litteratur, trotz aller unglücklichen und harten Schicksale, die von aussen auf sie niederhageln, nicht unglücklich genug sind. Das Unglück, dessen Schauplatz die äussere Welt ist, giebt es hier im reichsten Masse. Aber die tiefste Tragödie, deren Bühne die Menschenseele auch ohne eine etwaige besondere Verfolgung des feindlichen Schicksals sein kann, wird nicht im gleichen Grade vor das Bewusstsein des Lesers geführt. Diese Dichter haben so natürlich den Drang gefühlt ihrer Leserwelt ein tröstendes, hoffnungsvolles Wort zu sagen, dass sie mit ihrer Einbildungskraft das Unglück nicht bis auf den Grund sondiert haben. Und andererseits hat die romantische Litteraturgruppe Polens, so reich sie auch ist, den Mangel, dass sie für die komischen Elemente des Daseins zu spärlichen Raum erübrigt hat. So fehlt ihr der volle Umfang des Menschenlebens, sie hat nicht dessen ganze Spannung. Es scheint, als sei der Sinn für das

Komische nicht sehr stark oder sehr ausgebreitet im polnischen Volke. Die Dichter, die wie *Fredro* ein scharfes Auge dafür gehabt haben, gebrauchten ihre Anlage zum Komischen nicht im Dienste höherer Ideen, und die Dichter, die wie die Romantiker im Namen der Ideen gewirkt haben, haben weder im Gebrauche des Lachens als Waffe noch als Ausdruck der Munterkeit eine besondere Fähigkeit erwiesen.

Ein Schimmer von Humor, der nicht feiner und schöner sein könnte, ist über „Pan Tadeusz“ verbreitet, aber er ist schwach, und es gelingt dem Dichter nicht recht, einen komischen Eindruck zu machen, wo er es beabsichtigt. Der Graf wird z. B. ab und zu langweilig, wo er komisch wirken sollte. Mit einem entwickelteren komischen Sinn würde Mickiewicz auch nicht eine Figur wie Gustav in „Dziady“ haben schaffen können. Er ist unfreiwillig komisch, wo er am tiefsten ergreifen sollte. Auch Slowacki erreicht niemals eine starke komische Wirkung. Seine komischen Nebenfiguren sind nie dem Leben abgelauscht, sondern erinnern stets entweder an einen Shakespeareschen Clown oder an einen Calderonschen Gracioso, rufen höchstens ein Lächeln hervor, nie Lachen. Wirklich komisch wirkt er nur, wo er es nicht beabsichtigt, wie beim Ausmalen der Thaten seines versoffenen und verzweifelten Helden Lambro. So fern ein komischer Effekt endlich einem Talent wie Krasinski liegt, zeigt doch die Charakterzeichnung des italienischen Finanzbarons in „dem unvollendeten Gedicht“, dass er in dieser Richtung in dem Besitze einer unentwickelten Fähigkeit war. Nur schade, dass er gar nicht den Drang fühlte, sie anzuwenden. In der „Gottlosen Komödie“ wäre gute

Verwendung für komische Wirkungen gewesen. Pankratius und seine Umgebungen würden dadurch an Interesse gewonnen haben.

Rein im allgemeinen kann man sagen, dass ein bei den Auserlesensten der Nation verbreiteter und feinerer Sinn für das Komische verschiedene Ausschweifungen der romantischen Helden verhindert, die romantischen Gespenster und Hexen mehr in den Hintergrund gedrängt hätte, und die Charakterzeichnung einer Menge von Nebenpersonen verschärft haben würde.

Der Mangel eines komischen Elements in dieser Litteratur hat einen dreifachen Grund, teils die ernste, ja traurige Stimmung des Publikums, für welches die Dichter schrieben, teils deren strenge Auffassung ihres Berufes, indem sie sich als Lehrer und Führer des Volkes betrachteten, nie als dessen *maîtres de plaisir*, teils endlich den bis zum Äussersten getriebenen Idealismus des polnischen Geisteslebens dieses Jahrhunderts.

Dieser Idealismus, der natürlich eine nicht geringe Kühnheit erzeugt hat, wo es sich darum handelte eine missliebige Überzeugung oder einen flammenden Protest auszusprechen, schloss die derbe und allseitige Auffassung und Schilderung der Menschennatur aus. Der polnischen Romantik fehlen die starken, den Eindruck des Komischen hervorrufenden Kontraste, weil sie allzu ausschliesslich den Mensch von der Geistesseite dargestellt hat. Dass der Mensch zuvörderst ein Wesen mit Bedürfnissen, nicht ein Wesen mit Ideen ist, wird hier verschwiegen oder verschleiert. Dass starke erotische oder politische Leidenschaft eine Ausnahme im Menschenleben ist, verspürt man in dieser romantischen Litteratur so wenig, wie in andern.

Aber es giebt vielleicht keine Litteratur, in welcher jenes Leben der Sinne und der Triebe, das die Grundlage aller Leidenschaft bildet, so übergangen ist, oder — wo es nicht ganz übersprungen werden konnte — in so entfernender Verkürzung gemalt ist. Darum muss man nach einer geschlechtsloseren Erotik suchen, als man sie in der romantischen Litteratur Polens, in Slowacki's „In der Schweiz", in Krasinski's „die Morgenröte" u. s. w. findet. Man staunt förmlich über das Billet und den Schlüssel, den in „Pan Tadeusz" Telimene dem Helden in die Hand steckt, und doch ist dies alles, was wir über das Verhältnis zwischen den beiden erfahren. Aber wo das sensuelle Wesen des ganzen Menschen, und damit eines der stärksten Kontrastverhältnisse zwischen geistigem Streben und irdischem Triebe der Schilderung entzogen ist, muss in der Poesie notwendigerweise die tragische Halbkugel das Supplement entbehren, das die komische Halbkugel abgiebt.

Was jedoch vielleicht am entschiedensten in dieser Epoche der polnischen Litteratur fehlt, ist, wie zu erwarten war, der Ausdruck für die ruhige Lebensfreude. Sie fasst viel Liebe, aber keine Zufriedenheit. Es ist die grosse Ausnahme, wenn hier ein Wesen vorkommt, das ab und zu voll und frei atmet.

Doch was jene Epoche besitzt, ist viel und reich: einen so grossen Ernst, dass keine andere Litteraturgruppe in Europa so ergreifend ernst ist, ein so tiefes Pathos, dass nur die grössten Tragiker Griechenlands und Englands eine ähnliche Sprache führen, und eine so hohe und reine Begeisterung, wie sie in anderen Ländern nur sparsam vorkommt. Nirgends sieht man sie, wie hier, eine ganze Generation fortreissen.

Als Kunstform ist die Romantik in unseren Tagen tot, ein Ding, das der Vergangenheit angehört. Ihre Helden und Heldinnen, ihre Geister und Hexen, zum Teil sogar ihre Sprache und ihr Stil sind veraltet. Nichtsdestoweniger giebt es eine Romantik, welche Kunstformen und Kunstschulen überlebt und welche noch ihre Lebenskraft und ihren Wert bewahrt. Es ist das Element gesunder Schwärmerei, das jedes starke menschliche Empfinden annehmen kann, wenn es sich über das Gewöhnliche hinaus verfeinert oder potensiert. Ohne irgend welchen Hintergrund von Aberglauben und ohne Zusammenhang mit irgend etwas Übernatürlichem können unsere Gefühle für die Natur, für Wald und Feld, Meer und Himmel, diese Form romantischer Entzückung annehmen, und in noch höherem Grade zu allen Zeiten Gefühle wie Geschlechtsliebe, Freundschaft, Liebe zwischen Eltern und Kindern, die Liebe zur Sprache und Heimat und gemeinsamen Erinnerungen.

In wenigen Litteraturen hat diese bleibende Romantik einen Ausdruck solcher Schönheit erreicht wie in der polnischen.

X.

Wenn man durch den Seitenflügel des grossen Kreml-Palastes in Moskau geht, der die Rüstkammer (*Orusheinaja Palata*) enthält, sieht man in dem unteren Stockwerke 22 Marmorbüsten polnischer Könige und berühmter Polen, in der oberen Etage in dem grossen runden Saale den polnischen Thron, und in der Nähe die Krone, welche der letzte König von Polen, Stanislaus August getragen hat, endlich im Nebensaale (gerade gegenüber der Sänfte Karl XII aus der Schlacht bei Poltawa), 60 eroberte polnische Fahnen von 1831 und 1863, mit polnischen Inschriften, von Kugeln zerrissen, und zur Rechten davon auf dem Boden einen schön gearbeiteten verschlossenen Schrein. In diesem Schrein wird die Verfassung vom 3. Mai 1791 — „Polens Adelsbrief unter den Völkern Europas" — als Museumsgegenstand aufbewahrt. Ein Russe, der mich im Kreml begleitete, machte trotz seiner Nationalität die Bemerkung: „Es macht einen wehmütigen Eindruck, die Fahnen und die Kassette hier zu sehen." Wie seltsam muss es denn für einen Polen mit nur etwas Nationalgefühl sein, die grossen Männer seines Landes, die Insignien, welche Sinnbilder der Würde seines Vaterlandes als unabhängige Macht waren, die Fahnen mit dem weissen Adler, ja selbst die *Magna charta*, die sein Volk im höchsten Momente seines

Lebens für seine Zukunft erliess und die nie rechtlich ausser Kraft gesetzt ist, hier im Kaiserpalast einer fremden Hauptstadt als Kuriosa für die Schaulust ausgestellt zu sehen. Es muss sein, als lese man seinen Namen auf einem Leichenstein.

Bekämpft, verfolgt, als Verbrecher behandelt zu werden, wenn man in seinem Rechte ist, das lässt sich ertragen; aber sich als tot behandelt zu fühlen, seine Erinnerungen, seinen Stolz, seine Fahne, seinen Freibrief zum Hohn von einem anderen als dessen Kunstkammer-Gegenstände, als Schnurrpfeifereien in einem Grab gefunden, ausgestellt zu sehen, das bedeutet den vollstreckten Untergang dessen, wofür man lebt, mit den Augen zu sehen, mit den Händen zu ergreifen — und das Leben dennoch im Glauben daran fortsetzen zu sollen.

Immer wieder kehrt man zu dem Gedanken zurück: Wie dieses Polen doch symbolisch ist! Denn welch anderes Los als der Pole hat in diesem Zeitalter wer die Freiheit geliebt und etwas Gutes gewollt hat! Was hat er anderes erlebt denn Niederlagen. Wann hat er einen Sonnenschimmer gesehen? Wann hat er ein Fortschrittssignal gehört? Überall, überall die Fanfaren der starken Gewaltthäter oder der Orgelchoral der frechen Heuchler! Und überall die Dummheit als Leibwache um die Lüge, und überall die Ehrfurcht vor dem, was erbärmlich und überall derselbe Pöbelhohn über das Einzige, was heilig ist.

Ja Polen! Du bist das grosse Sinnbild. Das Symbol der gebundenen Freiheit, die auf den Nacken getreten wird, das Symbol der Aussichtslosigkeit, mit Hoffnung wider alle Wahrscheinlichkeit, trotz allem.

Wenn der Fremde dich sieht, bedeckt mit deiner Schneelage zur Winterszeit, so scheint ihm die Kälte und der Schnee und der ewig trübe Himmel in dem Grade mit deinem Wesen zu stimmen, dass er sich diese nackten Bäume fast nicht mit Blättern bedeckt, diese Strassen und Wege nicht schneefrei, diesen Himmel nicht rein und warm, dieses Land nicht ohne Winter denken kann.

Aber kommt er dann an einem Sommertage nach Warschau, wenn die Sonne durch das dichte Laubwerk im Sächsischen Garten schimmert, wenn *der grüne Platz* (Zielony Plac) seinem Namen entspricht, und *Lazienki* lächelnd und elegant von seinen Baumgruppen eingefasst, sich in seinem Parke spiegelnd daliegt, so fühlt er, dass auch Sonne und Sommerwärme hier zu Hause sind. *Wilanow* lockt ihn, das schöne Lustschloss Sobieski's, das er bisher nur im Lichte kalter Frühlingstage gesehen hat, und er findet das Schloss umgeben von einer üppigen duftenden Flora, von mächtigen Bäumen, die Sobieski selbst gepflanzt oder hat pflanzen lassen.

Nie hat er so hohe, so prachtvolle Pappeln gesehen; hoch wie die Cypressen in Hadrians Villa bei Tivoli, stolz wie sie, traurig und doch festlich stimmend wie sie.

Und wenn an einem Sommerabend der Wind dann schwach durch die hohen Pappeln in Wilanow saust, und wenn der Fremde langsam in der breiten Allee geht, die sie bilden, während er rings umher die polnische Sprache hört und in seiner Nähe vielleicht liebe Wesen sieht, die ganz und ungeteilt in der Leidenschaft für die Sache Polens leben wie in der Sache, die ihrem Leben allein eine Bedeutung und

eine Weihe giebt, und im Glauben an die Zukunft Polens, als in dem Glauben, der sie allein zu tapfern wertvollen Menschen gemacht hat — wenn dann der Sonnenuntergang schön ist und die Blumen duften, und die Wärme mild und die Luft eine Liebkosung ist, so wird auch der fremde Wanderer weniger hoffnungslos gestimmt, und er murmelt: Wer weiss! Vielleicht — trotz alledem!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.